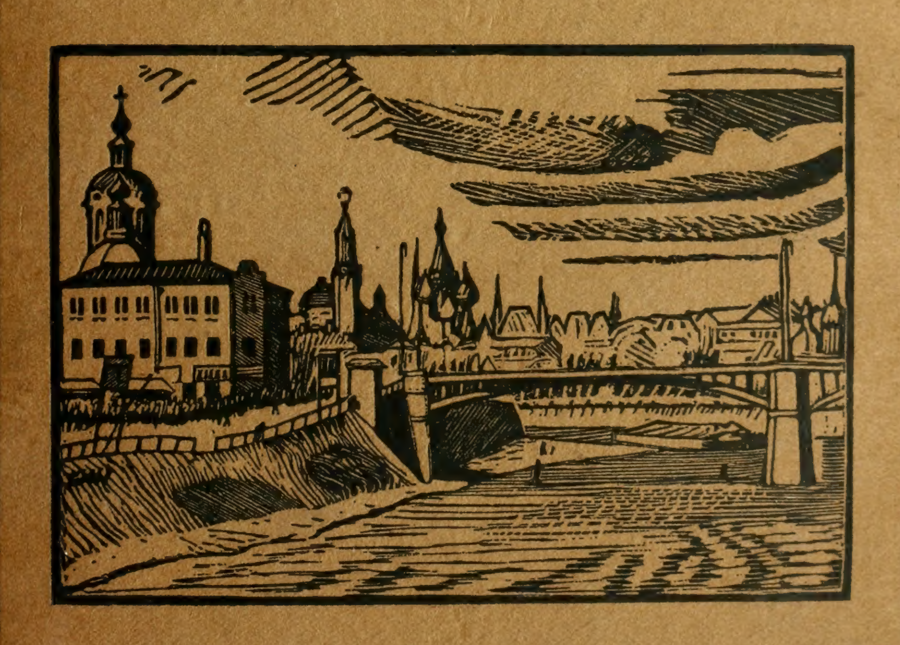
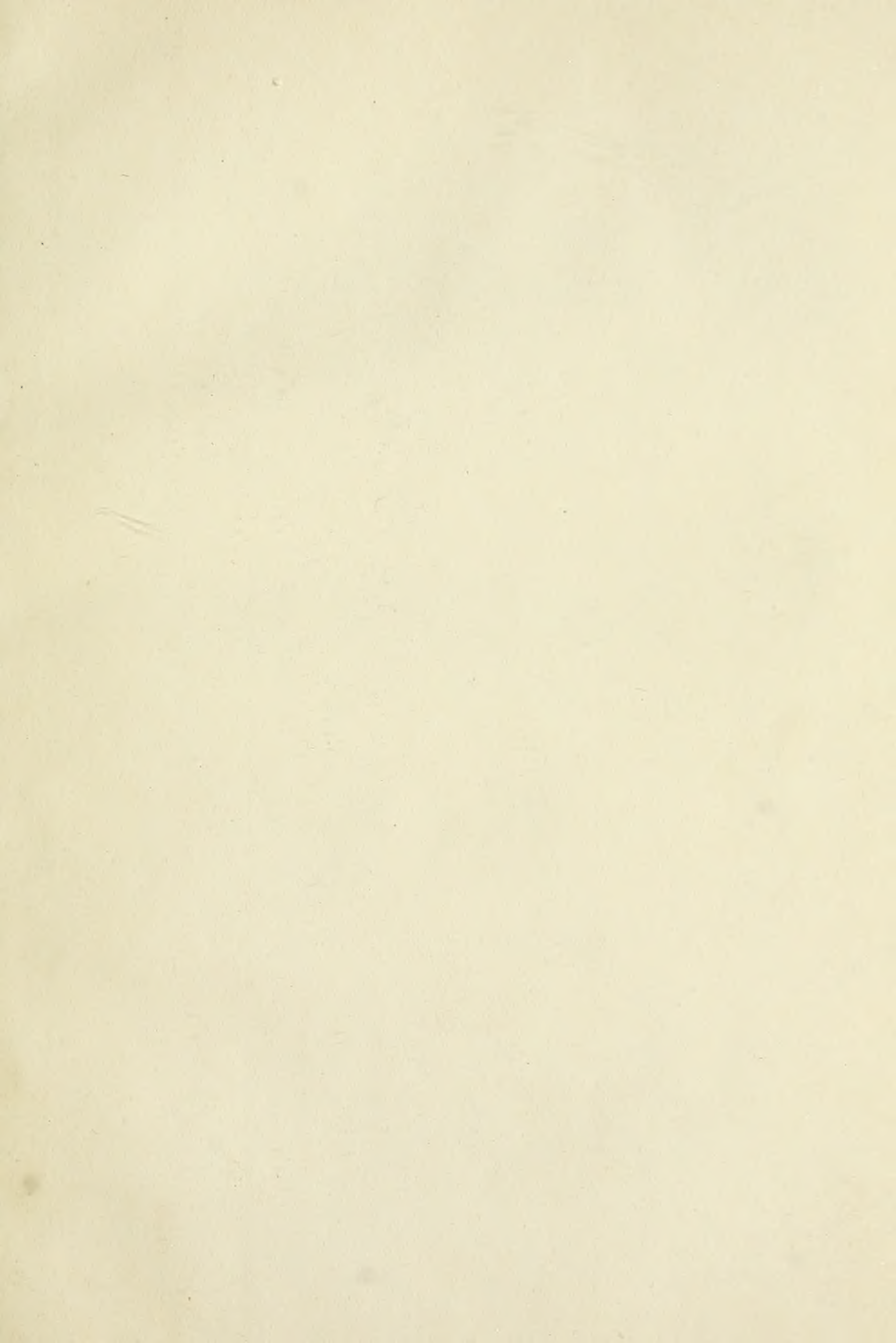
Alfons Paquet

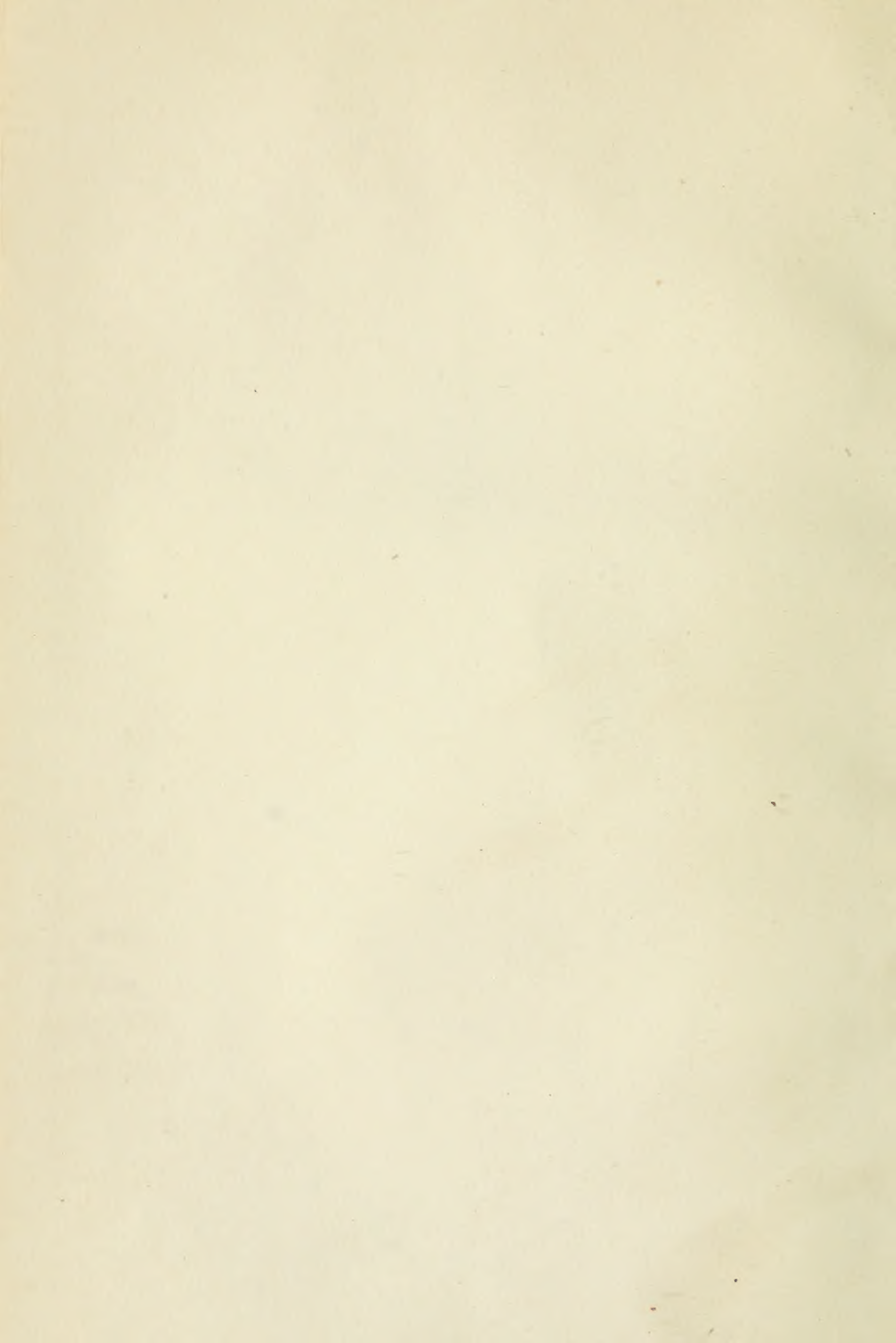
Im kommunistischen Rußland

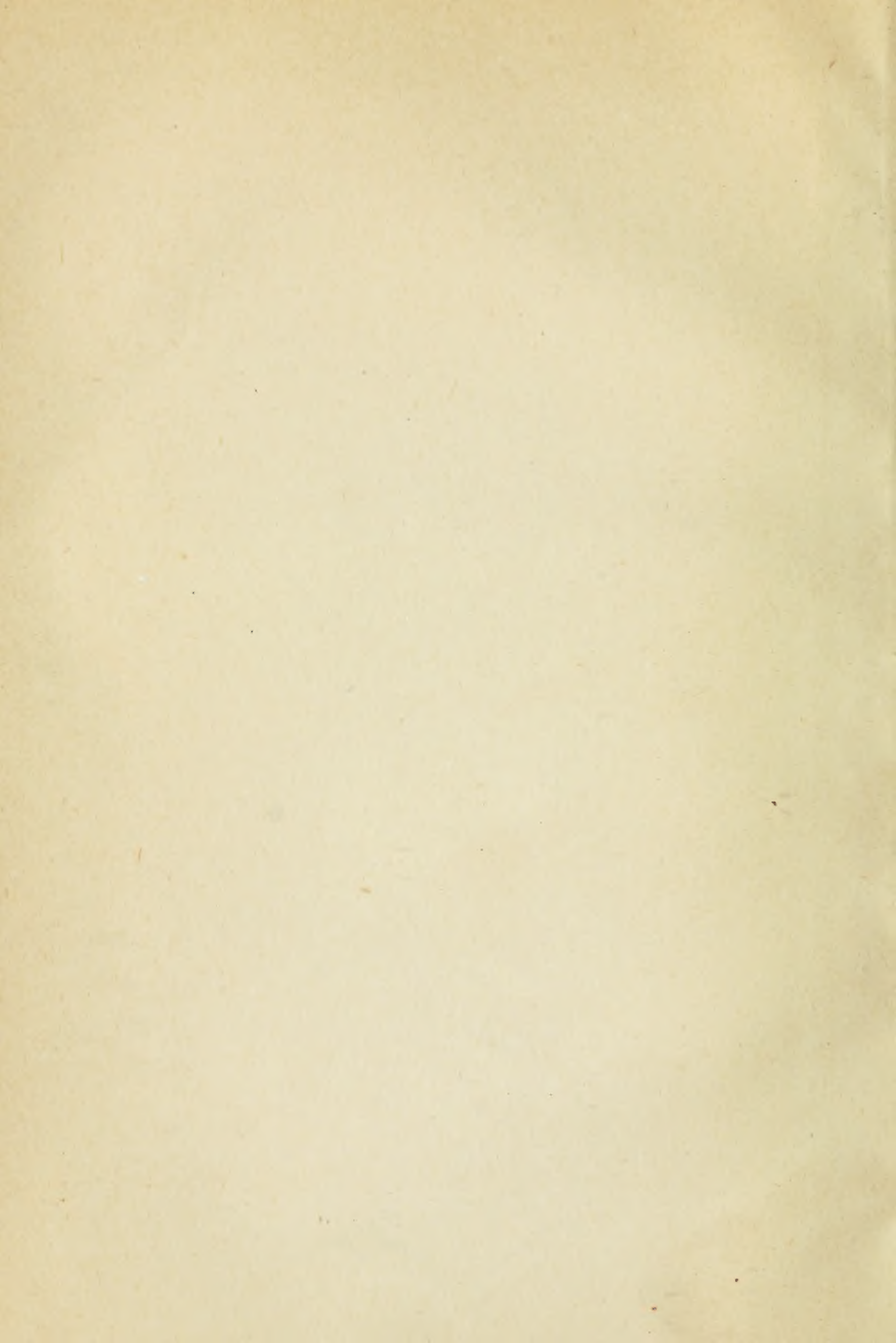
Briefe aus Moskau




UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO



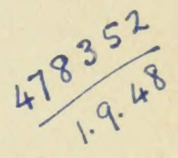




Alfons Paquet

Im kommunistischen Rußland

Briefe aus Moskau





Erstes bis achtes Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1919

Der Holzschnitt auf dem Umschlag ist von W. Faworski

Vorwort

Die in diesem Buch gesammelten Aufsätze sind nichts anderes als die Niederschrift von äußeren Eindrücken der fünf Monate, die ich im Jahr 1918 in Moskau verbrachte, — Schilderungen und Kommentare, die schon im Augenblick ihres Entstehens für die Allgemeinheit bestimmt waren. In diese fünf Monate fallen Ereignisse wie die Ermordung des Grafen Mirbach, der Putsch der linken Sozialrevolutionäre gegen die Räteregierung, das Attentat auf Lenin, der Rote Schrecken, die Sabotierung der Brester Verträge gegenüber einem Deutschland, dessen Heeresgruppen sich bis nach Finland und bis nach Astrachan vorschoben, während im Westen eine einzige ununterbrochene Schlacht tobte, und schließlich die Aufhebung der Brester Verträge auf die erste Nachricht vom Ausbruch der deutschen Revolution . . . Sie sind nur Anzeige und flüchtige Deutung äußerer Ereignisse, die künftige Historiker sicherlich ebenso fesseln werden wie sie die wenigen fesselten, die in dieser Zeit als Fremde in Moskau lebten. Vielleicht verraten sie in ihrer Aufeinanderfolge dennoch ein allmähliches tieferes Eindringen in das Menschenproblem der russischen Revolution und der Revolution überhaupt. Es ist durchaus seltsam, gegen Zustände, die Mord und Schrecken wie etwas Natürliches umfassen, voll des leidenschaftlichsten Widerwillens zu sein und dennoch eines Tages vor der Gewissensfrage zu stehen. Der Aufsatz „Eine Gewissensfrage" ist beiläufig der einzige, der von einer sonst toleranten vorrevolutionären deutschen Zensur verstümmelt worden ist, obwohl er vorsichtig genug eine Überzeugung in fremde Worte kleidete. Englische, amerikanische und französische Blätter beliebten gelegentlich Auszüge aus meinen Aufsätzen zu veröffentlichen, meine Schlußfolgerungen aber durch ihre eigenen zu ersetzen. Dafür beehrten mich bolschewistische und sozialrevolutionäre Verfasser ihrerseits mit

kleinen Zurechtweisungen, die nicht minder lehrreich waren, was die Tendenz anbetrifft.

Die Zeit und die Umstände, unter denen diese Aufsätze entstanden, waren derart, daß sie das Selbstgefühl eines Publizisten wecken konnten, dem nach dem sogenannten Friedensschluß zwischen Deutschland und Rußland die Milchglasscheibe plötzlich fortgenommen war, hinter der er bis dahin von neutralen Orten aus den Vorgängen in Rußland hatte folgen müssen, und der sich nun gleichsam als ein Auserwählter mitten auf dem inneren Schlachtfeld Rußlands bewegte ... Aber die Feder des Beobachters, so sehr sie sich des Anstandes gegen die Kämpfenden und Verwundeten befleißigen mag, ist immer ein wenig Spazierstock. Der Wald ist dunkel, eile, Pharisäer, aus dem unheimlichen, von Drohungen erfüllten Dickicht herauszukommen.... Kurzum: so aufrichtig ich auch gesehen, gedacht und geschrieben habe, so ist doch damit noch keineswegs alles geschrieben, und ich bitte den Leser, niemals zu vergessen, daß die Geberde des Pharisäers gegen ein Volk, das wie das russische am Boden liegt, wohl oft die erste, aber nicht die schönste ist.

Voraussagen, die in diesen Berichten stehen, sind eingetroffen. Manche der Darstellungen scheinen, nachdem ein wenig Zeit darüber hinging, auch für Zustände und Möglichkeiten des jetzigen Deutschlands zu gelten. Ausgesprochene Hoffnungen zu verwirklichen, ist uns die Zukunft noch schuldig.

Frankfurt a. M. im März 1919 *Der Verfasser*

Annäherung

Der Bahnhof von Eydtkuhnen mit seinem schwärzlichgelben Gebäude, noch einmal Zusammenfassung preußischster Nüchternheit, entläßt den Reisenden kasernenmäßig. Wirballen ist überstanden; an der Stelle des russischen Gendarmen stand ein Männlein vom Bodensee; wie geht sie einem hier zu Herzen, die dunkelblaue Dienstmütze mit der schwarzroten württembergischen Kokarde. Das Land beginnt sich aufzutun; unter der Memelbrücke liegt die dörfliche Stadt *Kowno:* Auf dem von grünen Festungskegeln beherrschten Bahnhof ist feiertägliche Leere. Unter grauen Wolken, die in der Ferne schwärzlich werden und sich regnend ausschütten wie angeschnittene Säcke, wogen litauische Hügel. Ockerbraune hölzerne Stationsgebäude stehen unter hohen zottigen Tannen. Lokalzüge mit Landvolk, offene Güterwagen mit grauen Soldaten halten an, und hellgrüne Birkenzweige an den Geschützen wehen Abschied von den tiefen Wäldern. In *Wilna* geht ein Alltag zu Ende, voll Gewöhnung an das Leiden, vom Schicksal abseits gestellt zu sein, bis eines Tages das Weitere geschehen wird. Die bronzene Kaiserin Katharina, nach rascher Eroberung einst Herrin dieser Stadt, hat sich nach unbekanntem Ort begeben. Die rötlichen Marmorquadern ihres Denkmals klaffen, kunstgerecht zerlegt, vor den Laubkulissen der öffentlichen Anlage. Volk ist über die warmen Straßen ausgeschüttet, bäuerlich langsam geht es einher, oder steht bettlerhaft vor Kircheneingänge hingepflanzt oder kleinhandelsmäßig in Läden beschäftigt. Landsturmleute mit gelben Blasinstrumenten gehen durch Geschäftsstraßen in der Richtung auf das Kasino. Aus oberen Stockwerken bellen Grammophone. Ein ländlich gebogener Fluß in hängenden Ufern umschimmert Flöße, gibt Anglern ihr dunkles Spiegelbild. Die weiße Kathedrale, griechisch und barock, bewacht den weiten Platz vor dunkel dämmernden Bäumen des Stadtgartens. Die Kirchen zeigen viel Eigentümlichkeit des

Ortes. Die eine ist von kniendem Volk gefüllt, die Schellen vor dem Altar erklingen, der Weihrauch webt gewaltig duftend über die Köpfe hin, die Herzen werden kindlich in einem schmachtenden, in süße Terzen gefesselten Gesang. Vor den Stufen der anderen Kirche halten Droschken. Roter Laufteppich, offene Tür, elektrische Lichter, verhüllte Fahnen. Die in sich beschäftigte Gruppe einer Trauung: der Priester und das junge Paar, alle ein wenig bohemehaft, von kleinstädtischen Mädchen atemlos umstarrt. Im unsichtbaren Chor von der Orgel herab führt eine Frauenstimme, klar und durchdringend, die frohe altitalienische Melodie immer und immer einen fatalen halben Ton zu hoch.

Aus dem alten Eisenbahnwagen, zwischen eingeschlafenen Offizieren, sehe ich im schwachen Licht der Mitternacht die Stellungen der alten fürchterlichen Front bei *Smorgon*, wo vor einem Jahr der letzte Ansturm der russischen Massen ankam und zusammenbrach. Zwei Uhr nachts, es ist kühl, auf dem punktweise von starken Laternen beleuchteten Bahnhof von Molodetschno verteilen sich die Ankömmlinge auf Anschlußzüge. Ein langer russischer Zug, ohne Lichter, steht finster da. Wagen werden zusammengeschoben. Man sinkt auf breite, rohe Matratzen, Säbel, Jagdgewehre baumeln an den Wänden. Man spürt im Halbschlaf, daß der Zug nun in Bewegung ist; es ist das gemächliche, unendlich sanft wiegende, fremde Tempo der russischen Züge. Durch die nackten Fenster scheint die Morgensonne in schlafbeschwerte Mienen, wir sind in *Minsk*, und eine Lokomotive zieht einen alten grünen Wagen, der sich mit Soldaten und Marktweibern gefüllt hat, zum andern Bahnhof hinüber. Neben den Geleisen gehen Arbeiter in österreichischen Feldmützen.

Der Fahrplan herrscht zuverlässig. Es ist nicht nötig, sich hier besonders umzusehen. Das lange, niedere Bahnhofsgebäude aus verwitterten weißen Steinen hat nichts für diese Reise zu bedeuten. Ein Zug von zehn, zwölf grünen russischen Dritter-Klasse-Wagen steht schon da. Er geht nach Orscha, zur Demarkationslinie. Die Wagen sind voll von Soldaten. Dem Feldjäger aus Berlin und ein paar Reisenden, die

über Warschau gekommen sind, mit allem ihrem Gepäck, ist einer dieser Wagen frei geblieben, und hier hausen wir nun alle die nächsten acht Stunden. Die Lokomotiven, die Wagen, das Personal des Zuges sind russisch. Die Schaffner tragen ihre Pumphosen, ihre langen Uniformröcke. Ihre Mützen sind ohne Kokarde und ein wenig verschossen; die Nähte ihrer Mäntel sind geplatzt, die Schäfte ihrer stolzen hohen Stiefel sind harmonikamäßig verkürzt und enden in zertretenen Absätzen. Schließlich sind auch die breiten, abgenützten, hölzernen Bänke dieser Wagen, der Schmutz auf dem Boden, die zerbrochenen Fensterscheiben, die Gepäckbretter, denen unbekannte Interessenten kunstvoll die eisernen Stützen entzogen haben, Mahnungen einer strapaziösen Kriegszeit. Wir haben aufgehört, mit der Wimper zu zucken, wir schauspielern Humor. Wir sind in *Weißrußland*. Es wird versichert, daß es hier bereits Bolschewiki gibt. Die deutsche Besetzung ist nicht sehr zahlreich. Sie hält, bewehrt mit dem Stahlhelm, auf den Stationen Ordnung, ändert aber offenbar nicht viel am alltäglichen Lauf der Dinge. Ein deutscher Zugführer mit der bekannten roten Ledertasche an der Seite macht heute zum erstenmal und beinahe als Passagier die Reise mit. Ein Drogist aus Thüringen, seiner Erscheinung nach Unteroffizier, geht öfter durch den Zug, um die Papiere der Reisenden zu betrachten, eine weniger kriegerische als pädagogische Beschäftigung, denn die Bevölkerung des Landes hat noch aus früheren Jahrzehnten, die erst vor einem halben Jahr geendet haben, eine sportsmäßige Gewohnheit, fahrende Züge unterwegs zu besteigen und sich nach Entnahme etlicher Fahrtkilometer auf ebenso anspruchslosem Wege wieder in die Büsche zu entfernen. Die Stationen hier sind fast unverändert geblieben: Holzgebäude mit geschnitzten Fenstersimsen, mit großen, jetzt leeren Laternen und obligater, jetzt verschwundener Glocke. Hinter offenen Fenstern die messingglänzenden Telegraphenapparate, vor der Station der Wasserturm, die hohen Birken in einem Gärtchen von Gras und Farren, und auf dem Bahnsteig die Stationsbeamten und Streckeningenieure in alten Uniformmützen und weißen Sommerjacken. Am Zaun die barfüßigen Land-

weiber mit ihren Körben. Es gibt Brote, gekochte Eier, Milch in Flaschen. Zuweilen selbst Butter, gekochte Kalbsknochen, frische grüne Gurken, spärlich und teuer. Droschken halten, ländlich bestaubt, hinter den größeren Stationen. Ein russischer Soldat mit dem Säbel an der Seite steht als Polizeiwacht mitten auf dem Pflaster. Im Wartesaal findet man den Samowar, bekommt zu essen, die Aufenthalte dauern lang genug, um auch für Verhandlungen mit dem Buchhändler über seine Restbestände an russischen Bahnhofsbüchern und Ansichtskarten Zeit zu lassen. Als aktuelle Zugabe findet man neben den altgewordenen russischen Drucksachen die deutschen Armeezeitungen und die polnischen Tagesblätter des Landes Oberost. Alles ist höchst einfach und in Ordnung.

Wir sehen aus dem Fenster. Es scheinen nicht viele Felder bestellt zu sein, die Saat steht ein wenig schäbig. Jenseits der *Beresina* blinkt das Land sumpfig. Störche fliegen auf. Bei uns im Wagen sitzt jetzt einer jener mittleren Bahnbeamten, die zuweilen eine Strecke mitreisen. Er ist ein jüngerer, bärtiger Mann, Typus Nikolai II. mit melancholischen Zügen und schönen Zähnen. Der lange Uniformmantel über seinen Achseln und der dicke Bambusstab mit der Kapsel aus Elfenbein in seiner Hand verleihen ihm altväterische Gravität. Der Mann gehört offenbar zu denen, die lieber auf dieser Seite der Demarkationslinie ihre alte Arbeit tun, ihr Gehalt beziehen und um das zerstückte Rußland trauern, als bei Lenin das neue Rußland mit der Seele suchen. Der Text des Tages ist für diesen Beamten, der aus den Gesprächen mit seinen Kollegen hereinkommt, die Erschießung des Admirals Tschasny in Moskau, das Gerücht von der Ermordung des Zaren in Jekaterinburg. Er erzählt dieses Gerücht, als ob es sich um eine fertige Tatsache handele, und kommt auf die Hungersnot zu sprechen, die „drüben" herrsche. Der Ausschuß der Eisenbahnangestellten in Moskau habe dieser Tage der Räteregierung mitgeteilt, daß drei Pfund Mehl monatlich für seine Mitglieder nicht ausreichen. Der Ausschuß habe das persönliche Erscheinen Lenins in seiner Sitzung gefordert. Als Antwort habe die Räteregierung

eine Anzahl Soldaten ausgeschickt, die kurzerhand achtzig Mann vom Eisenbahnerverband erschossen. Drüben beginne mit dem heutigen Tage der allgemeine Ausstand der Eisenbahner.

Den Zuhörern dieser Erzählung erschien eine gewisse Neugier nicht unberechtigt, wie sich die Reise weiter abwickeln werde. Es war mittags zwei Uhr geworden, der Zug vermied eine durch Drahtverhau und spanische Reiter gesperrte Brücke und lief, von der Hauptstrecke seitwärts gelenkt, auf dem Güterbahnhof von *Orscha* ein. Ein Waldstreifen auf der einen Seite, ein Lager von Bretterbuden auf der andern, in der Mitte die eherne Fläche der Geleise, stehende Güterzüge, deren ziegelrote Wagen von allen Bahnen Rußlands und Sibiriens stammen — sonst nichts. Kein Stationsgebäude, kein Gepäckträger. Aus dem angekommenen Zuge strömten die Soldaten, grau und staubig, zum Durchlaß der Drahtumzäunung. Soldaten drängen an Rückwandererfamilien vorüber, die mit Betten, Körben, Flaschen, Sonnenschirmen und Kinderwagen eingelassen werden und im Handumdrehen einen dieser Güterzüge bevölkern. Unser Gepäck bleibt unter freiem Himmel liegen, Bewachung wird zurückgelassen, wir andern wenden uns mit heißem Bestreben der grünen Bodenwelle zu, die von Hütten und Buden wie von einem amerikanischen Dorfe überzogen scheint.

In der Stunde, als der Brester Friede unterzeichnet wurde, befand sich der Güterbahnhof Orscha mit den Zügen, die dort standen und ungeheuer vielem russischem Kriegsmaterial, das teilweise jetzt noch dasteht, in den Händen der Deutschen. Eine deutsche Abteilung war eben zum Sturm auf die Stadt bereitgestellt, die eine Viertelstunde entfernt liegt, die Artillerie hatte ihre Weisungen; da kam das Telegramm, daß der Friede unterzeichnet, der Vormarsch abzubrechen sei, und Orscha mit seinem Personenbahnhof blieb russisch. Orscha, eine kleine Kreisstadt an den Ufern des Dnjepr, ist ein Knotenpunkt an der Moskauer Bahnstrecke. Von hier zweigen Linien ab nach Witebsk und nach Schlobin, Mohilew und Kiew. Zwischen beiden Bahnhöfen verläuft die Demarkationslinie. Die Verbindungen nach dem Gouvernement Mohilew und nach

der Ukraine sind jetzt deutsch. Wer die Erlaubnis hat, kann also über Orscha zwischen Südrußland, Weißrußland, Polen und Litauen hin und her reisen. Rückwanderer, Flüchtlinge, politische Delegationen nehmen über Orscha ihren Weg, aber auch aus Großrußland kommen hier die Scharen von Rückwanderern über die Grenze, die jahrelang auf die Möglichkeit der Heimkehr warteten. Quer durch die Wälder und über die Äcker ziehen sich die Sperrdrähte, und an den neu aufgerichteten Schlagbäumen stehen die deutschen Posten und die russischen einander gegenüber.

An dem Drahtgeflecht stehen drüben die Fuhrwerke, das Hausgerät und die Wohnhütten der Rückwanderer, jede einzelne nichts als ein dürftiges Filigran aus Tannenreisern. Dazwischen haben die Bauern der Umgegend Handelsbuden aufgeschlagen. Auf der deutschen Seite aber bewohnt das Volk, so wie es durch das große Sieb dieser Grenze hereingelassen wurde, ein Dorf von Baracken und vor allem jenes merkwürdige Dreieckslager am Rangiergeleise, — eine in die Erde gegrabene Stadt von großen langen Kellerräumen, die durch eine Art Treibhausdächer geschützt sind. Ein aus Lehm gestampfter Wall umschließt diese Siedelungen. Hier im Boden hausen fünf- oder fünfzehntausend Menschen kasernenmäßig wie im Zwischendeck von Ozeandampfern. In den Winkeln vor den niederen Eingängen spielen Kinder auf dem Schoß der Frauen, Männer hocken um den Reisekoffer und dreschen Skat. Den Eingang dieser Stadt mit ihrem Kasernenhof in der Mitte und ihren Latrinen an der Seite, bilden die hölzernen Gebäude der Verwaltung, der Kantine, der ärztlichen Stationen, des Hospitals. Hoch an den Wänden, weit sichtbar, stehen in russischer Sprache Mahnungen zur Reinlichkeit, die nüchternen Bibelsprüche einer rationalistisch verarmten Welt. Hier verbringen die Scharen der neuen Völkerwanderung die Quarantäne. Viele von diesen Vertriebenen und Entwurzelten sind deutschen Stammes. Ihnen schuf ein Federzug Hindenburgs die Aussicht auf eine neue Heimat in Kurland. Andere kehren auf die weiten Ebenen Polens, zu den sanften Hügeln Litauens zurück. Noch

sind alle die Einzelschicksale wie in einen einzigen großen Gräserstrauß gebunden. Die schönen Sommertage machen selbst hier das Leben zur Idylle. Draußen auf der Wiese lagern die Gruppen beieinander um die Feuerstelle, hemdsärmelig, ferienmäßig. Wie auf einem Ausflug lagern die Kleinbürger im Grase unter freiem Himmel, Menschen jeden Alters, Männer, Kinder, Greisinnen ruhen des Nachts unter den tiefen Dächern der sonderbaren Stadt im Schutz der deutschen Menschlichkeit, während von der nahen Grenze zuweilen noch russische Flinten knallen, Warnungen für die Leute, die irgendwo heimlich in der Dunkelheit den Übergang versuchen.

Die Anfänge einer militärischen Gastlichkeit in Orscha gestatten es dem Fremden, am Abend seinen Hunger bei einer Kompanieküche zu stillen und in einer geräumten Bauernstube auf einem mit frischen Hobelspänen gefüllten Sack zur Ruhe zu gehen. Irgendwo im Walde ist für Soldaten und für Rückwanderermädchen Tanzmusik; man findet im Dickicht des Waldes Pferdegerippe und begegnet einem Jungen, der seine Kühe heimwärts treibt. Der Hausbesitzer, der seine Einquartierung mürrisch betrachtet, ist ein Bauer, an dem nichts weiter auffällt als der Füllfederhalter in seiner Brusttasche und die neuen Galoschen an seinen Füßen. Im Schuppen steht eine fahrbare Feldküche, die jetzt zum Kochherd der Familie geworden ist. Die Bäuerin verkauft eine Flasche Milch aus dem Stall, und von irgendwo in dem vielräumigen Bauern- und Beamtenhause trällert eine geschulte helle Mädchenstimme ein Lied als Zugabe. Die Sonne geht auf über einem Sommermorgen von tauiger Kälte. Ein paar Reisende fahren in einem offenen Güterwagen hinter der Lokomotive in das russische Orscha hinüber. Der Bahnhof liegt mitten in der Stadt.

Bis hierher also ist das eigentliche Rußland zurückgewichen und hat diesen rohen Provinzbahnhof der amputierten großen Warschau—Moskau-Strecke in einen Kopfbahnhof verwandelt. Und schon strömt den fremden Nasen aus allen Winkeln Rußlands eigenster Duft entgegen, der alle Bahnhofswände dieses Landes von der westlichen Grenze bis an

die Ränder Turkestans und bis nach Wladiwostok durchzieht, dieser Geruch von Juchten, von alten Säcken und Machorka. Vielleicht ist er noch ein wenig gröber geworden als früher. So duftet hier die Menge von Bauernvolk, von Arbeitern, Bettlern und Soldaten. Dienstfertig bemühen sich einige Gestalten, durch keinerlei Blechmarke oder Schürze dazu Ermächtigte, um unser Gepäck und tragen es nach dem Moskauer Zuge, dessen Lokomotive schon Rauch ausstößt. Streiken nicht heute die Eisenbahner? Keine Rede. Der Zug wird gleich abfahren. Lenin hat die Uhren in ganz Rußland um zwei Stunden vorgestellt. Drüben in Deutsch-Orscha ist es sechs Uhr, aber hier schon acht. Es heißt, die Züge gehen pünktlich ab. Eine große Menge Volkes ist auf dem Bahnhof. Ich verstehe nicht recht den Sinn. Sie besteht offenbar nicht nur aus Reisenden, offenbar sind viele von ihnen Rückwanderer, auch Kriegsgefangene sind hineingemischt. Man erblickt Reste deutscher und österreichischer Uniformen; hier ist ein Mann mit blondem Vollbart, er trägt einen blauen deutschen Infanterierock, eine österreichische Mütze, russische Schaftschuhe und eine gemusterte Hose. Ein Mann in einer alten, aber sauber gehaltenen hechtgrauen Montur hat einen grünweißroten Lappen an seine Mütze genäht. Entweder ein Ungar oder ein Italiener. Auch ein alter barhäuptiger russischer Bauer mit Wanderstab und blechernem Teekessel trägt einen feldgrauen Soldatenrock, dessen Ärmel freilich fehlen, dessen Schöße noch Litzen und Metallknöpfe tragen. Viele russische Soldaten sind vorhanden, einige davon Kriegsgefangene aus Deutschland, in schwarzen Anzügen mit den braunen Streifen am Ärmel. Andere sehen noch aus wie wirkliche Soldaten, tragen aber weder Abzeichen noch Waffen. Unter diesen Demobilisierten ist ein Husar in roter Hose und gelbverschnürter schwarzer Reitjacke mit einer Sportmütze auf dem Kopf. Und dann sind da die Soldaten der Roten Armee, manche in sauberen, manche in schmutzigen oder kaum geflickten Sommermonturen, mit Wickelgamaschen und neuen schokoladebraunen Schirmmützen, die die früheren militärischen ersetzen, und Männer, wie Motorfahrer, von Kopf bis zu Fuß in schwar-

zes Leder gekleidet, lederne Mütze, lederne Jacke, lederne Hosen und Gamaschen. Es sind die leibhaftigen Menschen des Thomas Morus. „Ihre aus Leder gemachten Kleider halten sieben Jahre, auch die anderen Kleider bedürfen wegen ihrer Einfachheit keiner oftmaligen Erneuerung und wegen ihrer Gleichheit keiner großen Vorräte.“ Der militärische Schnitt dieser Kleider stammt noch aus dem Kriege. Es ist die Uniform der Soldaten Trotzkis, und diese tragen auf der Brust oder auch an der Mütze einen fünfzackigen Stern aus roter Emaille, der in roher Arbeit einen Pflug und ein Beil als Emblem aufweist. Die Beamten der Räteregierung tragen an ihren Mützen, wie einst die Ingenieure der alten Regierung, einen Spaten und Anker als Abzeichen oder eine kleine goldene Kornähre in einem silbernen Kranz. Das sind die Wappenzeichen der alten Republik Utopien und der neuen Republik Rußland. Nichts mehr von Kokarden, von Epauletten, bunten Schnüren und metallischen Litzen. Das alte Uniformwesen Rußlands ist nicht verschwunden, es ist nur abgetakelt und nun erst wirklich gleichförmig geworden; es kennt nur das Khaki der Kriegsjahre als seine Grundfarbe und wirkt auf diese Weise wirklich als äußerste, schmucklose Einfachheit. Die Wachtsoldaten, die unseren Zug begleiten, sind nicht besser gekleidet als die ehemaligen Offiziere, die in der Menge von Soldaten an ihren Gesichtern zu erkennen sind: einer von ihnen trägt dennoch seine schönen Schaftstiefel aus glänzendem Leder und eine Aktenmappe; er trägt zwei schlecht aufgenähte Goldstreifen auf dem Ärmel, und die Zigaretten in seiner mit dem Georgsorden verzierten Brusttasche stehen den Händen der weniger eleganten Genossen, die eine Gruppe um ihn bilden, zur Verfügung. Ein paar junge Männer fallen auf, die nach Herrenrasse aussehen und nachlässig in dieser Menge auf und ab gehen. Sie tragen kurze elegante Mäntel, die offenbar französischer oder englischer Herkunft sind, und darüber schwere Gendarmensäbel aus dem alten Regime. Sie tragen rote Binden um den Arm, und ihr schwarzes, ein wenig wolliges Haar ist nach amerikanischer Mode im Nacken über rasierten Hälsen rund geschnitten. Wie bleich, scheu und altmodisch

wirken daneben die kleinen Studenten in ihrer schlechten Haltung, in ihren abgetragenen, zu dicken, schwarzen Uniformen mit dem dicken metallenen kaiserlichen Namenszug auf ihren Achseln, Jünglinge mit Flaumbärten und ungesunden Gesichtern und buntgesticktem Hemd. Und auf dem Bahnsteig, mitten in dieser Menge, trippeln, wie es immer war, die jungen Damen in hellen Sommerkleidern, mit weißen Strümpfen und weißen Schuhen, als ob es keinen Schmutz in der Welt gäbe — die runden Gesichter puppenhaft gepudert, mit eng um die Köpfe gezogenen, langen, im Winde zitternden weißen oder feurig gelben Schleiertüchern.

Plötzlich, ohne die Höflichkeit der drei Glockenschläge, verläßt der Zug diese belebte Station. Überall auf den Trittbrettern des Zuges sitzen Soldaten, spucken Sonnenblumenkerne und empfangen von andern Soldaten, die in den Geleisen umherstehen, lärmende Begrüßungen. Unser Wagen, außen verschmutzt und innen ungereinigt wie die übrigen, gehört sicherlich zu den weniger defekten. Aus dem eichefarbenen Innern des Seitenganges oder aus den grauen Wachstuchwänden des Abteils schaut man auf blumenreiche, ungemähte Wiesen mit zierlichem Gebüsch, silberglänzende Bäume, krause, ferne Wälder unter dem weißen Morgenhimmel, eine Landstraße in fleckenhaftem Sonnenschein, auf der rüstig Soldaten wandern, gruppenweise, ohne Waffen, mit Säcken auf den Schultern. Es liegt etwas Eichendorffisches in dem flüchtigen Bilde einer Flußlandschaft mit den gelben Wiesen und dieser Staffage, eine entspannende Heiterkeit, ein Zug der Freiheit eines Landes, das mit dem Kriege fertig geworden ist und wieder Frieden atmet. Die Äcker scheinen ein wenig verwildert, auch auf Bahngleisen wächst Gras. Es ist eigentümlich, diesen Sieg der Natur über Menschenarbeit zu sehen. Noch schuf sie hier mehr Park als Wildnis. Wir dachten einmal, daß Europa erst in fünfhundert Jahren, wenn die Menschen sich mit Pillen nähren und in Federkleidern unter dem Himmel fliegen, diesen ein wenig sich selbst überlassenen Eindruck machen werde.

Unser Zug fährt geschwind, wie es sich gehört, aber er macht auf den Stationen lange Aufenthalte. Im ganzen braucht er nach Moskau acht-

undzwanzig Stunden. Einer jener Schnellzüge, von denen man vor dem Krieg mit Befriedigung feststellte, daß sie hundert Kilometer die Stunde fahren, würde die Strecke in fünf Stunden zurücklegen. Wir überholen auf den Weichen hellgrau angestrichene Sanitätszüge mit Kranken, die aus der Kriegsgefangenschaft heimkehren. Auch in unserem Zuge sind Kriegsgefangene, die sich zum erstenmal wieder in ihrer Heimat bewegen, die dem Publikum der überfüllten Eisenbahnwagen oder den Menschenreihen vor den Billettschaltern Erzählungen zum besten geben und zu betteln beginnen. Denn das heilige Brot ist in Rußland teuer geworden. Hier auf den Stationen kostet es vier Rubel das Pfund, eine rohe Gurke kostet einen Rubel, ein Ei fünfzig Kopeken. Die Bäuerinnen sitzen wachsam in ihren wie Käfige geschlossenen Buden, wiegen genau, was sie zu verkaufen haben, und lassen nicht mehr mit sich handeln. Einer der Kriegsgefangenen arbeitete in Ostpreußen bei den Bauern, zuletzt an einem Bahnbau bei Berlin. Er hat es gut gehabt, er fährt jetzt nach Petersburg zu seiner Mutter. Früher hatte er das Gymnasium besucht, aber er ist ein einfacher Arbeiter geworden und will nach Deutschland zurückkehren, wenn in Rußland nicht zu leben ist. Ein anderer junger Mensch kommt hohlwangig und barfuß aus einem österreichischen Lager. Unter dem flirrenden Laubdach der Gebüsche, auf dem in den Boden getretenen Gras eines ehemaligen Stationsgärtchens steht und liegt Volk gleichgültig umher, Greise, Buben, starke Soldaten, rücklings und bäuchlings hingestreckt — sie liegen einfach da, die Köpfe auf verschränkten Armen und die Augen geschlossen; niemand weiß, auf was sie warten. Auch rastet im Garten eine kleine Schar von Männern, vielleicht ein Gewerke von wandernden Zimmerleuten, mit Sägen und Beilen. Die meisten tragen noch ihre Soldatenkleidung. Und auf dem Bahnsteige beratschlagen breite rotbackige Bauernweiber in geblümten Kopftüchern, in gelbweißen, geräumig und auf Taille geschnittenen schwarz gesäumten Filzjacken. Sie umringten vorhin im Wartesaal einen Kriegsgefangenen, einen untersetzten Kerl mit alter Artilleriemütze und einem blauroten idiotischen Gesicht, der seinen

Schilderungen durch ein pathetisches Heben und Schütteln der Arme Nachdruck gab. Nun begeben sich die Frauen zusammen an den Zug, eine Gruppe von Kriegsgefangenen steht auf der Plattform, die Frauen reichen ihnen Krüge und Milchkannen hinauf, sie tränken die heimgekehrten Burschen.

Das Volk ist gleichsam aus den Ufern getreten. Bauern, Rückwanderer, Kriegsgefangene überschwemmen in grauer Menge den Bahnhof von *Smolensk.* Wir nähern uns dieser großen, hügelig bunten Stadt neben einer breiten Landstraße; in den Zug weht plötzlich heitere Marschmusik, vor dem Waldrand marschiert eine Schar von Schulkindern, alle in Pfadfinderkostümen, schilfgrau, mit kurzem Röckchen und Kniehosen, gelbe Baumwolltücher cowboyhaft um den Hals gebunden, mit amerikanisch zugespitzten Schlapphüten, ein blaues Fähnchen flattert über den Köpfen. Man fühlt plötzlich mit höchstem Interesse ein Rußland, das es vor dem Kriege nicht gab, ein Rußland, in dem eine neue fremde, internationale Idee, die *Pfadfinderbewegung* mit ihrem Zug zur Natur und zum Soldatenspiel, sich eingenistet hat, ein jüngstes Rußland, das schon hinter dem revolutionären Rußland der Erwachsenen von heute wartet und das sich um die rote Fahne auf dem Bahnhofsgebäude und auf den Balkonen früherer Gouverneurspaläste nicht kümmert, um diese rote Fahne, die schon jetzt ein verwaschener und vom Wind zerrissener Fetzen ist.

Im Bahnhofsgedränge von *Smolensk* begegnet dem Auge auf einen Blick die Gestalt eines Deutschen mit der Binde des Roten Kreuzes am Arm, des Beauftragten einer der siebzehn Kriegsgefangenenkommissionen, die sich über ganz Rußland verbreitet haben. Das Volk liegt ungestört in seinem Schmutz umher. Alte Gesichter von Bauersfrauen schauen müde vor sich hin. Bettler im Schafspelz, Bauern und Soldaten, alles lagert auf dem Boden, in allen Wartesälen bis hinaus über die Stufen des Bahnhofsgebäudes auf die hartgepflasterte Straße. Vor den Heiligenbildern brennen Kerzen, doch spärlicher und mit dünneren Flämmchen als früher. Im einstigen Fürstenzimmer der Zarin haust das Bahnhofs-

kommissariat, ein Feldbett steht in der Ecke. An den Wänden hängt in sechs Sprachen der Aufruf an die Proletarier aller Länder. Ohne ihre weißen Mützen und Schürzen stehen die Köche hinter ihren kleinen Bratöfen im großen unsauberen Wartesaal. Man muß nehmen, was es gibt: eine Flasche Kwas, einen Blechteller mit Sauerampfersuppe, eine Portion Nieren. Das kostet acht Rubel, der Kellner setzt es an den mit Wachstuch überzogenen Tisch und behält ohne weiteres zwanzig Prozent vom Betrag der Rechnung für seinen Dienst. Was man zurückerhält, ist ein gehäufter Teller voll schmieriger Briefmarken, zerknitterter und verfetteter Coupons vergangener Kriegs- und Freiheitsanleihen.

In *Jarzewo* ist es Abend. Auf dem Hügel hinter dem spiegelnden Flußhafen steht das große rote Gebäude einer Zeugweberei mit grünen Eisendächern. Die Schornsteine rauchen nicht. Die Fabrik, heißt es, arbeitet noch, wird aber in einigen Tagen wegen Mangels an Rohstoffen schließen und Tausende von Arbeitern entlassen. Auch hier liegt überall das Volk umher, auf dem Bahnsteige, auf den Rasenflächen, an den Mauern der geschlossenen Eisenbahnwerkstätte. Hier ist ein gewaltiges Lager von Holz und Stahlschienen. Aus Güterwagen wird Brennholz lässig ausgeladen. Drei Arbeiter sind in Tätigkeit, zehn andere liegen faul als Zuschauer daneben. Durch die Menge der Reisenden, die, um Luft zu schöpfen, den Zug verlassen haben, geht mit klirrenden Sporen der Bahnhofskommandant, ein gewöhnlicher Soldat mit rotseidener Armbinde.

Wir schlafen uns in dieser Nacht ein großes Stück näher zu *Moskau*. Am zweiten Tag sind die Stationen stattlicher, aber auch leerer; die Bauern mit ihren Landesprodukten fehlen. Hier erscheinen zum erstenmal, wie früher, Bahnhofsvorsteher mit roter Tellermütze und weißer Jacke auf der erhöhten Plattform; einige dieser Bahnhöfe haben Matrosen mit umgehängten Gewehren als Wache. Wir nähern uns merkbar der Hauptstadt; wir gelangen in das Gebiet ihrer ländlichen Umgebung mit den reichen Dörfern, prangenden Kirchen, versteckten Sommerhäusern, kleinen Wiesenflüssen mit Badeanstalten. Damen, Kinder mit Feldblumensträußen kommen an den Zug, um mitzufahren. Aber der

Zug ist überfüllt, Reisende laufen an den Wagen entlang und bleiben zurück. Viele aber fahren, auf den Trittbrettern sitzend und freischwebend, mit heraushängenden Beinen, Regenschirmen und Koffern, dennoch nach Moskau. Jemand im Zuge spielt auf der Ziehharmonika „Puppchen" in den Molltönen der russischen Melodik. In der Ferne heben sich schon aus dürren, von Dämmen durchzogenen Feldern die bleichen Hauswände, und unter Rauchwolken blinken weich und golden die Kirchenkuppeln der Millionenstadt.

In Moskau

Heute, Dienstag, den 2. Juli, sollte in Moskau eine Gegenrevolution, die von den mit der jetzigen Regierung unzufriedenen Kreisen längst angesagt worden ist, zum Ausbruch kommen. An verschiedenen Stadtvierteln gleichzeitig sollte der Aufstand ausbrechen. Der Kern des Planes war die Umzingelung und Eroberung des Kreml, wo die führenden Mitglieder der Sowjetregierung das große Zarenpalais bewohnen. Am heutigen Tage soll im Kreml der nach Moskau einberufene fünfte allrussische Rätekongreß unter dem Vorsitz Lenins eröffnet werden. Insgesamt waren bis zum Abend des 28. Juni bereits 390 Teilnehmer an diesem Kongreß, darunter 200 Bolschewiki und 166 linksstehende Sozialrevolutionäre, eingeschrieben. Bis jetzt aber ist der Tag in einer vollkommenen, hochsommerlichen Ruhe verlaufen, die mit ihrem glühenden Sonnenbrand etwas Dauerndes anzunehmen scheint. Man erzählt, daß eine Anzahl Personen, darunter mehrere Engländer und Serben, verhaftet worden seien. Bestimmtes ist nicht zu erfahren. Die Maßnahmen der jetzigen Regierung spielen sich noch mehr als die der alten Zarenregierung in der Stille ab. Freilich, unter der äußeren Ruhe des Straßenlebens verbirgt sich das Klopfen eines nervösen Herzens. Man gewöhnt sich nicht sogleich daran, schon in den frühesten

Morgenstunden durch den Hall von fernen Schüssen, Gewehrsalven und Maschinengewehrfeuer geweckt zu werden. Auch mitten am Tage hebt man zuweilen den Kopf, um diesem fernen Knattern zu lauschen, das den Aufbau der Gedanken zerreißt und an die Zeiten des Frontkrieges mit seinen Scharmützeln erinnert.

Zur Zeit vollzieht sich die von Trotzki befohlene *Mobilisation der Roten Armee.* Wenn die Angaben der Zeitungen richtig sind, dann entsendet die Räteregierung täglich Truppen zum Kampf gegen die Engländer, die neue Truppen an der Murmanküste gelandet haben. Sie entsendet außerdem unter dem Befehl eines gewissen Murawiew, eines früheren Gendarmerieoffiziers, der im Rufe besonderer Rücksichtslosigkeit steht, und mit dessen persönlicher Beaufsichtigung ein besonderer Kriegskommissar beauftragt wurde, größere Abteilungen an die Wolga zum Kampfe gegen die von Franzosen geführten Tschecho-Slowaken. Angeblich konzentrierten sich weitere Truppen im Süden gegen den General *Krasnow*, den einige Leute als Parteigänger Deutschlands bezeichnen.

Dieser Tage hielt Trotzki auf einer Konferenz der Fabrikausschüsse eine Rede, in der er von großen Ereignissen sprach, die sich auf dem Marsch befänden. Er nennt sie die „*Bewegung jeglicher Art von Feinden*, von Deutschen, Tschecho-Slowaken, Japanern und Engländern", vergißt aber dabei, daß auch Franzosen und Amerikaner enorme Mittel ausgeben, um die gegen die Sowjets gerichteten Bewegungen zu schüren und die Stimmung des Volkes teils gegen die Räteregierung, teils gegen Deutschland aufzuhetzen. Moskauer Blätter, wie die „Sarja Rossii" und „Welikaja Rossija", die ständig von deutschen Friedensversuchen reden und sie als Zeichen der Schwäche erklären, liefern mit ihren aufhetzenden Artikeln, die in ihrem Ton an frühere Jahre erinnern, den Beweis dafür.

Im übrigen merkt man von der großen Mobilmachung der Roten Armee im äußeren Bilde Moskaus nur wenig. Wohl aber merkt man die gegen das Bürgertum gerichtete Kehrseite des Mobilmachungsdekrets. Das Dekret verfügt nämlich auch die Mobilisierung der Bürgerlichen. Da

man diesen aber nicht die Ehre antun will, die Waffen im Kampfe für die Revolution zu tragen, so sollen sie hinter der Front verwendet werden, zum Bau von Schützengräben, zur Reinigung der Straßen und der Kasernen. Ihre Wohnungen sollen beschlagnahmt werden. Im Falle der Weigerung wird das Familienoberhaupt ins Gefängnis gesperrt und mit Strafen bis zu 100000 Rubeln belegt. Den Volkskommissaren scheint es mit diesen drakonischen Bestimmungen Ernst zu sein. Man erzählt mir vielfach, daß Rotgardisten vorsprachen und die Räumung der Wohnungen ankündigten. Auf der Suche nach einer Wohnung betrat ich Häuser in verschiedenen Stadtvierteln. Ich fand in einem großen Miethause die elegante Wohnung eines Ingenieurs in vollem Durcheinander, schon halb geräumt: ein Feldbett im Salon, im Herrenzimmer ein Bett auf dem Diwan, die Dame des Hauses verweint, in ärmlicher Gewandung. Das alles, wie man mir sagte, aus Furcht vor den Rotgardisten, die alle Zimmer, die nicht als Schlafzimmer dienen, als überflüssig erklären und sich darin einquartieren. Anzeichen des Reichtums werden als Aufforderung zu seiner Beseitigung betrachtet. Ich betrat dann das Einzelwohnhaus eines reichen Moskauer Kaufmanns. Lastwagen standen vor der Tür. Möbel, Spiegel, Gemälde wurden die Treppen hinuntergetragen, am nächsten Tage sollte hier ein Bauernkomitee seinen Einzug halten. Nur die Aufnahme eines Ausländers, der den Schutz einer fremden Macht genießt, vermag noch Bevorzugte von solchen Plagen zu befreien. Als ein Schutzengel dieser Art fand ich meine endgültige Unterkunft in der Villa einer alten Exzellenz, eines gewesenen Staatsrates, am Ufer der Moskwa, hinter einem entzückenden kleinen Baumgarten. Fast das ganze Haus war schon mit Gästen belegt, an Familien vermietet, nur noch die Staatsräume, die eigentlich unbewohnbar waren, waren übrig: ein leerer Paradesaal, ein Schreibzimmer daneben und ein mit schweren Bronzen und Heiligenbildern geschmücktes Boudoir. Ich zog in das Schreibzimmer, man stellte mir ein Feldbett in die Ecke, den Waschtisch vertrat ein Stuhl mit einem Gummibecken. Es fehlte an Wäsche, da man alles Leinen auf das

Land in Sicherheit gebracht hatte. Meinen zweiten Anzug brachte ich im Bücherschrank unter, den übrigen Inhalt meines Handkoffers baute ich auf dem Marmorkamin vor einer französischen Stutzuhr auf. Der alte Herr selber wohnt in einem Alkoven seines einstigen Tanzsaales mit den goldenen Rokokomöbeln, seine Tochter mit zwei Kindern bewohnt das Boudoir.

Das Bürgertum ist in einem kläglichen Zustand. Vor dem deutschen Generalkonsulat am Kleinen Wlasewski-Pereulok stehen von morgens bis abends Menschen in dichten Reihen, Leute mit Bittschriften, mit Gesuchen um Pässe und Unterstützung, deutsche Reichsangehörige, die aus ihren Verbannungsorten zurückgekehrt sind, aber auch Russen, Balten, Polen. Die deutsche Gesandtschaft empfängt Besuch von geheimnisvollen Menschen, von ängstlich geworden Aristokraten, von früheren Millionären, früheren Staatsbeamten, ehrlichen Leuten und Provokateuren, die unbestimmte Warnungen bringen und flehen, daß Kaiser Wilhelm seine Truppen nach Moskau marschieren lasse. Die Menschen verzehren sich in Sorge vor dem kommenden Tag, in Unruhe um sich selbst und ihre Nächsten. Auf einer Haustreppe an der Pretschistenskaja sehe ich täglich einen alten Priester als Zeitungsverkäufer. Der Verkauf von Zeitungen ist zwar meist in den Händen kleiner zerlumpter Knaben und Mädchen, die eine helle Stimme haben, gelegentlich sehe ich einen alten Mann in abgetragener Offiziersuniform, oder auch eine Gymnasiastin in ihrem Institutskleide als Zeitungshändlerin an einer Straßenecke. In den raschen Automobilen aber fahren junge Rotgardisten in Sportmützen und tief ausgeschnittenen Matrosenblusen, strotzend von Lebensfreude.

Ich war am ersten Abend meiner Anwesenheit in Moskau in der Eremitage. Jedermann kennt hier diesen am Ende der Petrowka und in der Nähe des Katharinenhospitals gelegenen Sommergarten. Wohin soll man abends gehen. Dieser nach einem merkwürdig winkeligen und beengten Grundriß zwischen Häuserwände eingepreßte Garten erinnert an ähnliche Gärten unter den Berliner Stadtbahnbögen. An

den Tischen auf der Terrasse des kleinen Restaurants war kaum ein Platz zu finden. An den Gartentischen saßen Matrosen, elegante Leute, ein Gemisch von Proletariat und Bürgertum spazierte in dichten Reihen hin und her und staute sich vor der Gartenbühne. Die Künstlerinnen in ihrem glitzernden Flitter sangen wieder Wiener Couplets, auch russische Scherzlieder, aber ohne die politischen Anspielungen, die eine Zeitlang wieder aufgetaucht waren. In den Pausen spielte ein Militärorchester, kennbar an seinen Instrumenten und an seinen Leistungen, aber in einem proletarischen, halbmilitärischen Zivil. Im großen Zelt war das Sommertheater. Schaljapin sang, man spielte den „Barbier". Schaljapin, der einstige Schmiedegeselle, dieser große Schauspieler, dieser wundervolle Baß, ist im heutigen Rußland eine der wenigen Figuren, für die sich die Menschen aller Parteien, Revolutionäre und Gegenrevolutionäre, noch mit gleicher Glut begeistern. Mit einem zärtlichen Ton in der Stimme erzählt man sich von seinen ungeheuren Honoraren. Hier, in dem von Menschen überfüllten Sommerzelt, auf einer Bühne, die kaum dürftiger sein konnte, spielte und sang er den Basilio, daß das Zelt von Beifallsstürmen zitterte, mit einem Geist, einer Urwüchsigkeit und einer Komik, daß sich der Fremde zu Hause fühlte.

Übrigens hat das Abendessen an jenem Abend auf der Terrasse der Eremitage für meinen Bekannten und für mich, es war nicht mehr als ein Kotelett, eine Gurke dazu, eine Flasche Mineralwasser und ein Kaffee, zusammen 110 Rubel gekostet. Ach, man merkt es bald, wie schwierig es geworden ist, in Moskau zu leben. Einzelne Deutsche wohnen in Familien und zahlen eine Monatspension von 1500 Rubel. Die Gesandtschaft und das Generalkonsulat verpflegen ihre Mitglieder und Angestellten selbst. Wer über Mittag in der Stadt ist, hat es schwer, ein Restaurant zu finden. Die berühmten, riesigen Moskauer Hotels, das Metropol und National, sind beschlagnahmt und dienen jetzt nur den Kommissariaten der Regierung zur Unterkunft. Der einst hochgelobte Slawjanski Basar ist geschlossen, Tjestow geschlossen, Bol-

schaja Moskowskaja und alle die trefflichen Speisehäuser der inneren Stadt geschlossen; nur Praga an der Ecke des Arbat ist noch offen. Noch immer die reinen, weißen Tischtücher, die reinen, weißen Kittel der tatarischen Kellner. Die Auswahl der Gerichte ist klein, aber noch verrät die Suppe und der Braten die noble Gewissenhaftigkeit der alten Moskauer Küche. Suppe, Fleichgericht, ein wenig Nachspeise zusammen 45 Rubel. Was tun? Ich beginne an den folgenden Tagen ein Studium der Volksrestaurants. Leider sind diese Restaurants schmutzig, die Bedienung scheint Gäste für überflüssig zu halten. Man findet meist in diesen Restaurants über der Kasse, die am Eingang aufgepflanzt ist, ein schwarzes Brett, auf dem mit Kreide die Gerichte des Tages hingeschrieben sind, jedes mit seiner Nummer, und man bezahlt für die Nummern, die man gleich beim Eingang zu wählen hat, den Gutschein. Die meisten dieser Speisehäuser sind vegetarisch; auch hier ist die Mahlzeit ohne Brot nicht unter fünfzehn Rubel zu haben. Ein Glas Dickmilch kostet 3 Rubel.

Moskau war einmal die Stadt der appetitlichsten Bäckereien, Delikatessengeschäfte, Tee- und Kaffeeläden, der köstlichsten Schokoladenhandlungen. Mitten zwischen Kirchen und Palästen, die altertümlich, mäßig an Umfang und Schönheit, mit rostigen Gittern, mit verwitterten Säulen und schmutzig bespritzten, doch lieblichen und trostreichen Heiligenbildern in das alltägliche Leben der Straßen gehören, fand man einst diese glanzvollen Einkehrstellen des Wohllebens, diese duftenden und verlockenden Einschiebsel, die den üppigen Reichtum des großen Landes in der verwöhnten Hauptstadt zusammentrugen. Nichts mehr davon! Ganz wie im darbenden Deutschland diese Schaufenster mit leeren Gestellen oder höhnenden Attrappen, diese halbgeräumten wie ausgeplünderten Läden, die an Konkurs und Versteigerung erinnern, diese halbtoten oder auch schon völlig gestorbenen und verwahrlosten Geschäfte. Was noch von den früheren Reichtümern des Landes, von Nahrungsmitteln und Leckerbissen zu haben ist, ist außerhalb des freien Verkaufs, und es ist nicht viel.

Die Haushaltungen erhalten ihr Brot, das nicht mehr das lockere weiße und schwarze Brot von früher, sondern ein klebrig feuchtes, braungrünes Gebäck aus Mehl, Stroh, Moos und Kleie ist, durch die Lebensmittelkomitees der Stadtbezirke. Der Preis für ein Pud Mehl sprang in den letzten Tagen von 200 Rubel auf 380. Die deutschen amtlichen Vertretungen erhalten jede Woche zweimal mit der Bahn große Sendungen Kommißbrot aus einer deutschen Feldbäckerei in Oberost.

Unsere diplomatische Vertretung, deren Chef Graf Mirbach ist, besteht aus etwa 18 oder 20 Herren, daneben einer wohl ebenso großen Zahl von Kanzleibeamten. Sie bewohnt das geräumige, vornehme und ziemlich neue Haus Nummer 5 am Djeneshnij, einer ruhigen, meist aus älteren Villen bestehenden Seitenstraße des Arbat. Sie liegt in einem dem Zentrum der Stadt ziemlich entlegenen Viertel, das noch heute einige jener stillen Straßen mit den von kleinen Gärten umgebenen Einzelwohnhäusern des russischen Landadels enthält, von denen in Tolstojs „Krieg und Frieden" aus dem Jahre 1812 die Rede ist. Das alte, einfache Wohnhaus des Grafen Tolstoj steht kaum zwei Minuten von dem weißen, prächtigen Hause des Großindustriellen Berg entfernt, der sein Anwesen samt den Stallungen den Deutschen freiwillig zur Verfügung stellte, um es auf diese Weise vor Eingriffen der Sowjetbehörde zu schützen. Vor dem Hause ist ein hohes geschmiedetes Gitter. Durch die starke, hölzerne Tür betritt man ein Vestibül und dann über eine kurze Marmortreppe einen mit französischen Gobelins geschmückten Vorraum mit schwarz getäfelten Wänden im Stile der französischen Gotik. Von diesem Raum mit seinem schwarzen, schweren Eichenholztisch, den plumpen Lehnstühlen und den Palmenkübeln betritt man rechts einen Bibliotheksraum mit Bücherschränken, lederbezogenen Möbeln, teuren Teppichen, Bronzen und Alabasterfiguren, links einen mit Parkett belegten, mit reich geschnitzten steifen Möbeln ausstaffierten Saal. Und an diese Säle schließen sich die kleineren Räume, alle in derselben steifen, un-

wohnlichen und moskowitischen Pracht, die an die Kataloge teurer, moderner Ausstattungsgeschäfte erinnert. Eine mit rotem Teppich belegte Treppe führt zur Galerie, von der man aus dem ersten Stockwerk in den Vorraum hinabschaut. Eine Menge von Zimmern ist im Hause verteilt, aber überall hat man das Gefühl der Verschlossenheit. Auch oben ist ein großer Saal. An der rückwärtigen Wand stehen Kisten und Turngeräte, am Fenster aber, mit den Telefonen, die Tische der Kanzlei.

Die Stimmung hier im Hause ist von einem eigentümlichen, ironischen Humor. Man ist da, man arbeitet, die Schreibmaschinen rasseln, aber man ist mit irgend etwas unzufrieden. Es ist Krieg. Hier so gut wie daheim. Die Nerven sind in Spannung, die Gespräche sind Andeutungen unbestimmbarer Zusammenhänge und Gefahren. Man spricht mit gerunzelter Stirn von Berlin und in gereizten oder resignierten Worten über den Zustand der Dinge in Rußland. Handelspolitische und finanzpolitische Verhandlungen mit der Sowjetregierung schweben. In Berlin tagen die von beiden Seiten ernannten Kommissionen. Man erhält aber den Eindruck, als ob das alles nur Oberfläche wäre, dort in Berlin wie hier in Moskau. Täglich neue Klagen von Deutschen aus der Stadt und aus dem Innern des Landes über die Sowjetbehörden, über Beschlagnahmungen, Verhaftungen, fahrlässige und absichtliche Schädigungen deutschen Eigentums. Die örtlichen Räte, die jetzt in den früheren Gouvernements, in Städten und Landkreisen die Macht ausüben, zeigen Tendenzen zu einer über das Maß von Lokalbehörden hinausgehenden Selbständigkeit. Man schreibt Noten an die Sowjetregierung, man erhält Antworten, und alles bleibt beim alten. Man sagt, es gibt in der Sowjetregierung Persönlichkeiten, die sich ehrlich bemühen, dem Friedensvertrag gemäß ein normales Verhältnis zur deutschen Regierung wiederherzustellen. Aber die Natur der Dinge ist spröde und unbehaglich. Der diplomatischen Mission bleibt diesen Dingen gegenüber offenbar gar nichts anderes übrig, als jene Politik der Beobachtung, der Zurückhaltung und der Nichteinmischung,

von denen der Staatssekretär v. Kühlmann am 24. Juni im Reichstag gesprochen hat. Sie hat, mit andern Worten, beinahe das Gefühl, zwecklos zu sein. Der Mission gehören im übrigen einige Majore an, die aus ihrer Ungeduld kein Hehl machen.

Das Attentat

Am Nachmittag des 6. Juli, kurz vor 3 Uhr, gelang es zwei Mitgliedern der von der Sowjetregierung eingesetzten „Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution, Sabotage und Spekulation", sich auf Grund gefälschter Papiere Zutritt zu der Person des Chefs der deutschen diplomatischen Mission in Moskau, Grafen *Mirbach*, zu verschaffen. Die Besucher, die in einem Automobil vorgefahren waren, gaben vor, beauftragt zu sein, den Grafen vor einem gegen ihn geplanten Attentat zu warnen. Die Unterredung hatte kaum begonnen, als die beiden Männer, *Blumkin* und *Andrejew*, Browningpistolen aus der Tasche zogen und auf den Grafen sowie auf den ebenfalls anwesenden Botschaftsrat Riezler und den als Dolmetscher dienenden Leutnant Müller sechs Schüsse abgaben, die sämtlich ihre Ziele verfehlten. Der siebente Schuß erreichte den Grafen, als er bereits einen Nebenraum, den Parkettsaal, durcheilte. Der Schuß war in den Hals eingedrungen und hatte den Tod unmittelbar zur Folge. Die Attentäter entflohen nach den Fenstern des im Erdgeschoß gelegenen Raumes und warfen eine Handbombe hinter sich, deren Explosion von so gewaltiger Wirkung war, daß die großen Fensterscheiben und viele Einrichtungsgegenstände des Raumes zertrümmert wurden. Der über dem Saal gelegene Boden der Kanzlei wurde von dem Luftdruck emporgehoben. Verschiedene in der Nähe befindliche Personen wurden umgeworfen. Den Mördern gelang es, durch die zertrümmerten Fenster in den Vorgarten zu entkommen, den eisernen Gartenzaun zu übersteigen und in dem Automobil zu entfliehen.

Kaum zwei Stunden vor diesem Ereignis hatte ich mit dem Gesandten eine Unterredung gehabt. Er hatte sich über die Eröffnung des Fünften allrussischen Rätekongresses erzählen lassen und gemeint, daß es ihm ein Opfer bedeute, auf einen Besuch des Kongresses zu verzichten. Der Graf erzählte dann einiges von Athen, wo er während des Krieges bis zur Ausweisung Chef der diplomatischen Vertretung gewesen war; es hatte dort mehr als einmal Situationen gegeben, wo man alle Akten der Gesandtschaft ins Feuer werfen mußte. Es kam die Rede auf das russische Bürgertum, das einst in der Hetze des Krieges an der Spitze gestanden hatte und jetzt, wo es um sein Leben zitterte, den deutschen Gesandten glaubte an die Solidarität der monarchischen Staaten erinnern zu sollen. . . Ich las aus diesem kaum fünfundvierzigjährigen, frischen und blonden Mann mit den hellen blauen Augen und dem schmalen, etwas kahlen Kopfe, der Vertrauen einflößte, den lächelnden, kühlen und eleganten Fatalismus des echten Aristokraten.

Als ich wieder das Haus betrat, war noch der Blutfleck auf dem zerrissenen Parkett des großen Saales. In dem Vorraum mit den düsteren Eichenwänden und den Ritterbildern war eine Gruppe fremder Männer. *Lenin*, begleitet von den Volkskommissaren *Trotzki*, *Tschitscherin* und *Karachan*, *Radek* mit dem mir aus Stockholm bekannten Gesandten *Worowski* und einer Kiste Handgranaten im Automobil waren erschienen, um ihr Bedauern über das Vorgefallene auszusprechen und die Untersuchung einzuleiten. Ein furchtbares Gewitter mit Donner und Platzregen verdunkelte den Himmel. In den verschiedenen Teilen der Stadt wurde geschossen. Melancholisch klangen dazu die Samstagabendglocken. Militärradfahrer, Panzerautomobile sausten durch die nassen Straßen.

Ich fuhr zum Kongreß. Der Platz vor dem Großen Theater war wie gestern durch Reiter und ungarische Rotgardisten in den Anlagen und an den Eingängen des Straßenvierecks abgesperrt. Da ich eine grüne Karte hatte, ließ man mich ein. In den Kellergängen des

Theaters, die zum Orchesterraum führen, traf ich einen Journalisten, der von unbestimmten Gerüchten wußte und mich mit Fragen bestürmte. Der riesige Theaterraum mit seinen Rängen und Logen in Feuerrot und Gold brodelte, aber es fehlte die Erregung von gestern, wo er ganz einem glühenden Kessel glich. Der Vorstandstisch war leer, die Sitzung hatte noch nicht begonnen. Unter den Kulissen einer altrussischen Klosterhalle stand gestern in voller Breite das merkwürdige Gruppenbild des Kongresses, dieses Durcheinander von bärtigen schwarzen Lockenköpfen, von Männern im Lederwams, in Bastmützen und Strohhüten und militärischen Tellermützen mit breiten roten Kosakenstreifen, Frauen mit roten Rosen an der Brust, eine hochblonde große Frau in türkisfarbener Bluse, und ganz im Vordergrund die eigentümliche, buckelige Zwergengestalt einer der Sekretärinnen. An dem mit rotem Tuch bespannten langen Tisch hinter Wassergläsern das faltige, schwarzhaarige, mehr tatarische als jüdische Gesicht des Vorsitzenden *Swerdlow*, die kluge bleiche Stirn Lenins mit den ins Weite sehenden kleinen Augen, dem lächelnden, festen Zug um den Mund und dem abfallenden Hinterkopf. . . Davor die Gestalten der Redner, — jener junge, blonde, sauber gekleidete, fast zierliche Bauer aus der Ukraine, dessen Rede stürmische, minutenlange Kundgebungen hervorrief. . . Jener lettische Bolschewik im blonden langen Jünglingshaar und dem Schillerkragen . . . und die *Spiridonowa*, Maria Alexandrowna, diese zwei Stunden lang redende, unermüdliche Hysterische mit dem Klemmer auf der Nase, diese Karikatur der Athene, die, während sie sprach, fortwährend in eine unsichtbare Harfe zu greifen schien und, wenn der Beifall das Haus erdröhnen ließ und sich austobte, ungeduldig mit den Füßen stampfend, an den heruntergefallenen Schulterbändern ihres Kleides nestelte . . . Die Proszeniumsloge, rechts vom Zuschauer, überfüllt mit Angehörigen des diplomatischen und konsularischen Korps der Entente, mit dem schlanken englischen Konsul *Lockhart* vorn an der Brüstung. Darüber, in der Loge des ersten Ranges, einige Vertreter der Mittelmächte — der

interessierte Bulgare und einige Deutsche. Man wußte, daß die linken Sozialrevolutionäre, die große, mit den Bolschewisten verbündete Partei, sich auf dem Kongreß in der Mehrheit fühlten. Man merkte an den Reden, daß sie beabsichtigten, der Regierung Lenins Schwierigkeiten zu machen. Schon auf der Konferenz der Fabrikausschüsse und auf den Verhandlungen der Regierung mit dem Eisenbahnerverband war diese Taktik hervorgetreten; eine Reihe Fabrikbrände und Explosionen in der Stadt, die während der letzten Tage bedeutende Werte vernichtet hatten, waren wohl ebenfalls dieser Partei in die Schuhe zu schieben. Sofort nach der Spiridonowa erhob sich Lenin. Er sprach machtvoll, ironisch und mit einem drohenden Unterton. Noch war es nicht der Bruch zwischen den beiden verbündeten radikalen Parteien. Lenin trat mit großer Ruhe den Angriffen der Spiridonowa auf den Brester Frieden entgegen, er widerlegte ihre Behauptungen über den angeblichen Verkauf der Flotte des Schwarzen Meeres an die Deutschen, und daß die Räteregierung Manufakturwaren im Wert von einer Milliarde an Deutschland ausgeliefert habe. Im Zuschauerraum drohten Schlägereien zwischen den Anhängern Lenins und der Spiridonowa . . . Durch diese Sitzung gellte plötzlich der Name Mirbach. Bauern, die der Spiridonowa zugejubelt hatten, erhoben sich in den Rängen und drohten, der Regierung kein Getreide mehr zu geben. . . Zu diesen aufregenden Szenen des gestrigen Nachmittags stand die dumpfe, schweigende Stimmung von heute in einem starken Gegensatz.

Ich verlasse das Theater und gehe ins Kommissariat des Auswärtigen, das erst seit ein paar Tagen in einen Flügel des benachbarten Hotels Metropol umgezogen ist. *Ransome* von den London Daily News ist im Vorzimmer Radeks, aber entfernt sich wieder. Drinnen sind Radek, Frau Radek und Worowski. Sie diskutieren, ob es einen neuen Krieg geben werde. Es sei ein Augenblick, wie bei der Ermordung des Erzherzogs vor vier Jahren. (Ich empfinde ihn trotz alledem als schwächer.) Radek ruft pathetisch: Blödsinn über Blödsinn! Eine kleine Gruppe von Menschen, dieser Sawinkow an der Spitze, will Ruß-

land gegen den Volkswillen mit der Pistole regieren! Wird jetzt die Militärpartei in Deutschland den Krieg gegen Rußland durchsetzen? Wir werden euch jede Genugtuung geben. Wir werden die Sozialrevolutionäre auffordern, die Mörder auszuliefern. Wir wissen das Haus, in das sie sich geflüchtet haben. Wir haben Artillerie. Es wird zugehen wie im Dezember gegen die Anarchisten. Der Kongreß tagt noch. Man wird ihn zwingen, den Mord schroff zu verurteilen.

Radek fährt in den Kreml. Ich gehe zum Theater zurück. Es regnet immer noch in Strömen, breite Blitze, breite Donner; die Straßen sind überschwemmt. Der Eingang des Theaters ist von Menschen belagert. Es ist ein Publikum von jungen Burschen, von bärtigen Bauernschullehrern, jungen Mädchen in weißen Kleidern, blassen Studentenfiguren, dürren Gestalten mit blassen Gesichtern . . . Alle haben eine Karte, aber keiner mehr wird eingelassen. Deputierte kommen im Auto an, werden abgewiesen. Nur die mit roten Karten läßt man ein. Niemand kommt aus dem Gebäude. Die hölzernen Tore werden geschlossen. Vor der Freitreppe hält jetzt ein Dutzend Automobile . . . Militärautomobile und frühere herrschaftliche Wagen, die trotz ihrer Beulen und ihrer ungeputzten Messingteile noch immer einen Rest von Eleganz aufweisen. In einem sitzen, mit fröhlichen Gesichtern, fünf Matrosen, bewaffnet mit Gewehren, Pistolen und Handgranaten. Eine Abteilung kosakenmäßiger Reiter trabt über den Platz. Ein Schuß kracht. Leute stieben auseinander. Rotgardisten entsichern hinter den dicken Säulen des Theatereingangs ihre Handgranaten. Ich hänge mich an eine überfüllte Elektrische und fahre heimwärts. Abends höre ich, daß der Kongreß im Theater eingeschlossen ist. Er wird vermutlich die ganze Nacht dort bleiben. Morgen wird man wissen, ob die Bolschewiki Sieger bleiben oder die S.-R. In der Nacht rauschender Regen. Ferne Schüsse. Lokomotiven pfeifen sinnlos. Die Wände der Fabriken auf der anderen Seite der Moskwa sind von einem starken Widerschein gerötet.

Früh am Sonntagmorgen, sieben Uhr, weckt mich das steppende Ge-

räusch von Maschinengewehren, eigentümlich dumpf und komprimiert. Die Kirchenglocken geben einzelne Hammerschläge. Draußen auf dem Pflaster fahren Kanonen auf, ganz in der Nähe erhebt sich das trillernde Wiehern eines Pferdes. Ich trete auf den Balkon und sehe Soldaten, unter dem Befehl eines einzelnen Mannes in schwarzem Lederanzug, mit einer Flinte auf dem Rücken, Maschinengewehre hinter aufgeschütteten Pflastersteinen in Stellung bringen. Sonst ist die Stadt ganz ruhig, Fluß, Brücke, Häuser halb im Nebel. Einige Soldaten liegen schlafend unter den Bäumen des Gärtchens vor dem Hause; sie waren wohl die ganze Nacht auf den Beinen. Die Leute im Hause sind darauf gefaßt, in den Keller zu gehen, sobald die Kugeln fliegen. Das Haus hat schon von früher Kugelspuren. Das Kriegskommissariat nebenan ist eine bedenkliche Nachbarschaft. Fenstersimse, Portieren, Schränke, die eiserne Gartenpforte, — alles ist durchlöchert seit damals.

Die Kanone in unserer Nähe, auf dem Hügel der Erlöserkirche, löst einen einzigen Schuß. Er wird nicht erwidert. Man geht aus und kauft die Zeitungen. Die Blätter bringen erst jetzt die Einzelheiten in der von der Zensur erlaubten Darstellung. An der Spitze ein Aufruf der Regierung: „Zu den Waffen! Nieder mit den Dienern der Bourgeoisie und der Skoropadskis!" Dieser Aufruf richtet sich nicht nur gegen die Entente, sondern auch gegen Deutschland. Die Regierung verheißt die Niederwerfung des Aufstandes und brandmarkt das Verbrechen als eine sinnlose, provokatorische Tat, vorbereitet und ausgeführt von Werkzeugen des russisch-englisch-französischen Imperialismus, um Rußland in einen neuen Krieg zu stürzen. Eine Untersuchungskommission unter dem Justizkommissar *Stutschka* ist eingesetzt. —

Nachdem nun einige Tage vergangen sind, steht fest, daß das Attentat von der Partei der linken S.-R. angelegt worden war. Im unmittelbaren Anschluß an das Attentat sollte in verschiedenen Stadtvierteln gleichzeitig „das Wunder" vor sich gehen, für das die Spiridonowa am Tage zuvor schon triumphierend die ganze moralische Verantwortung auf sich genommen hatte. Das Ziel des Aufstandes sollte nicht so sehr

darin bestehen, die Sowjetregierung zu stürzen, als sie vor eine Lage zu stellen, die die Wiederaufnahme des Kriegs mit Deutschland gebracht haben würde. Einzelne Haussuchungen und Verhaftungen hatten schon ein paar Tage vor dem Attentat stattgefunden und Verdacht ergeben, daß ein Pogrom auf die Deutschen bevorstand. Die Verschwörer hatten ihr Hauptquartier in der großen Kaserne am Pokrowski-Boulevard. Dorthin waren auch die beiden Mörder in ihrem Automobil gefahren; Dsershinski, der Chef der Außerordentlichen Kommission, der sich im Augenblick des Attentates ebenfalls im Hause der deutschen Botschaft befand, war ihnen nachgejagt. Das sofortige Aufgebot einer großen Truppenmacht, vor allem der Fremdenregimenter, die ihre Zuverlässigkeit bewiesen, führte schließlich zur Kapitulation der Sozialrevolutionäre, nachdem sie sich noch den ganzen Samstagabend und die folgende Nacht, wo abwechselnd geschossen und verhandelt wurde, gegen die vor der Kaserne aufgefahrenen Kanonen und Maschinengewehre verteidigt hatten. Eine Stunde lang befand sich auch das Haupttelegraphenamt, das in der Nähe jener Kaserne liegt, in den Händen der Aufrührer; um alle Bahnhöfe wurde gekämpft. Zweimal vierundzwanzig Stunden lang durfte aus Moskau kein Zug ausfahren. Von den im Großen Theater eingeschlossenen Abgeordneten waren am Samstagabend die der kommunistischen Partei angehörenden heimlich abgerufen und freigelassen worden; als die übrigen merkten, daß sie Gefangene waren, begannen sie die Sterbelieder zu singen. Aber außer der Todesangst, dem Hunger und den. Unbequemlichkeiten des Übernachtens in dem hell erleuchteten Theater hatten sie nichts zu leiden. Erst am nächsten Morgen brachte man ihnen Tee und Brot, es wurde aber Montag, bis alle freigelassen wurden. Eine Anzahl von ihnen holte man in das Gefängnis, die meisten anderen verschwanden rasch aus Moskau. Die beiden Hauptführer, *Karelin* und *Kamkow*, waren allerdings nicht unter denen, die man gefangen hatte, die Spiridonowa dagegen, die bei der Verhaftung ihren Revolver durchaus nicht hergeben wollte, wurde in den Kreml gebracht. Ein Panzerauto, mit dem

einige S.-R. am Samstagabend zu entkommen suchten, blieb vor der Stadt wegen Benzinmangels liegen und wurde von den Insassen in die Luft gesprengt. Die Mörder Mirbachs entkamen in die Ukraine. Als am Sonntagnachmittag eine Schar entwaffneter Truppen durch die Stadt geführt wurde, verstand das Publikum bereits, daß der Putsch erledigt war.

Man hörte vorläufig nichts mehr von den amtlich angekündigten sofortigen Maßnahmen gegen die Agenten und Organisationen des anglofranzösischen Imperialismus. Die Blätter der Regierung bezeichneten das Attentat als den Selbstmord der Partei der linken S.-R., als ein neues Serajewo, als einen schweren Schlag der von England angeführten Weltreaktion gegen die Räterepublik. Die „Iswestija", das Regierungsblatt, erhob aber auch Angriffe gegen die „allrussische Orientierung der Deutschen" und die deutsche Orientierung der Kadetten, sie bezeichnete Kiew als den eigentlichen Sitz der von den Deutschen und den Anhängern Miljukows geführten bürgerlichen Gegenrevolution und fügte aber, um die Kadetten zu verhöhnen und die Unentschlossenheit der Deutschen hervorzuheben, hinzu, daß Miljukow trotz wiederholter Bitten von dem Botschafter von Mumm nicht empfangen worden sei. Der deutschen Politik war damit zunächst einmal selbst die Verantwortung für den Tod des Gesandten zugeschoben.

Schließlich blieb aus den Ereignissen der Eindruck zweier nebeneinander her laufender und sich kreuzender Bewegungen: des Kampfes großer russischer Parteien gegen die Bolschewiki, deren Herrschaft freilich schwer auf weiten Kreisen des russischen Volkes lastet, wobei aber nicht gesagt ist, daß die Partei der S.-R. im Falle ihres Sieges dem Volke Erleichterung gebracht haben würde; und zugleich eines von Moskau aus geführten Kampfes gegen die deutsche Besetzung der Ukraine, eines Kampfes, an dem die Räteregierung mindestens als passiver Zuschauer teilnimmt. Dieser Kampf wird nach den Ankündigungen gewisser Fanatiker noch weitere Opfer fordern und nicht früher enden, als bis entweder auch Großrußland bis zur Wolga besetzt

oder die Ukraine von den deutschen Truppen verlassen ist. Auf dem Boden eines in seinen politischen Schichten bis zur Siedehitze von Parteihaß und blindem Nationalismus ergriffenen Volkes ist das Ereignis vom 6. Juli möglich geworden. Deutschland schweigt. Zwischen Berlin und Moskau werden Noten gewechselt. Polnische Priester segneten die Leiche in dem kahlen, reichen Hause, ehe sie zum Bahnhof geleitet wurde und die Reise antrat, um fern am Niederrhein in die Gruft gelegt zu werden. Wie strichen doch die immer wiederkehrenden Worte des Totengebetes: „Lux perpetua luceat ei" über die Häupter derer, die sich zu jenen kurzen Minuten der Feier eingefunden hatten.

Jaroslawl

Vierzehn Tage lang lag über den Vorgängen in der an dem hohen Ufer der Wolga gelegenen, nur vier Bahnstunden von Moskau entfernten Stadt der Schleier des Geheimnisses. Seit dem 21. Juli weiß man endlich, daß Jaroslawl fast völlig *zerstört* ist. Heute gleicht diese wegen ihrer schönen alten Klöster und Kirchen berühmte Stadt dem verwüsteten Brest-Litowsk. Tausende von Menschen sind obdachlos geworden. Hier am Ufer der Wolga hat sich ein Akt des russischen Bürgerkrieges abgespielt, der mit dem Untergang einer blühenden Stadt, mit dem Verlust von vielen Menschenleben, mit der schließlichen Gefangennahme der Aufständischen, mit der standrechtlichen Erschießung von über 350 Bürgern durch die Roten Garden geendet hat.

Der Aufstand begann in der Nacht auf den 6. Juli um 4 Uhr morgens. Er stand unter der Führung einer Anzahl ehemaliger Offiziere des russischen Heeres. Bürger aller Stände, Geistliche, Schüler, Studenten und Arbeiter haben an ihm teilgenommen. Daneben auch andere, einige Tage zuvor aus Wologda angereiste Personen, unter diesen ein serbischer Major und einige französische Offiziere.

In *Wologda*, das bis zum 24. Juli noch Sitz der Ententegesandtschaften in Rußland war, soll schon am Vormittag des 6. Juli ein Gerücht über die *Ermordung des deutschen Gesandten* verbreitet gewesen sein. Das Attentat geschah am Nachmittag desselben Tages. In Moskau waren in den ersten Julitagen die Führer der Bolschewiki und der linken Sozialrevolutionäre zum Rätekongreß versammelt. Der Putsch der S.-R. in Moskau, Jaroslawl und anderen Orten sollte gleichzeitig vor sich gehen. Auch in Murom, im Gouvernement Wladimir, kam es zu einem Aufstandsversuch gegen die Rätegewalt, der niedergeschlagen wurde. Am 8. Juli wurde *Murawiew*, der Oberbefehlshaber der an der Wolga gegen die Tschecho-Slowaken kämpfenden Roten Truppen, bei dem Versuch, seine Soldaten zum Übertritt auf die Seite des Gegners zu bewegen, im Handgemenge erschossen.

Der Anschlag in Jaroslawl gelang zunächst vollkommen. Die Aufständischen bemächtigten sich am Abend vor dem Aufstande eines Waffenlagers und verhafteten frühmorgens die Mitglieder der Rätebehörde in ihren Betten. Dann wurden mittels chiffrierter Telegramme alle erreichbaren Abteilungen der Roten Armee herbeigerufen, überrascht und entwaffnet. Die „Weißen" ließen mehrere bolschewistische Kommissare sofort erschießen. Sie verfügten über das Arsenal der Artillerieverwaltung mit einigen Panzerautomobilen und bemächtigten sich aller am Flußufer liegenden Dampfer und Fähren. Ein Rest der Roten Truppen verschanzte sich zuerst beim Bahnhof und zog sich dann in die Umgebung der Stadt zurück. Die Eisenbahnbrücke kam in die Gewalt der Weißen. Ihr Stab befahl die Mobilisation aller in der Stadt befindlichen Waffenfähigen; er bezeichnete seine Kampftruppe offiziell als die „Freiwilligen der Nordarmee". Die Roten Truppen begannen nun die Stadt zu beschießen und besetzten ihre Ausgänge. Am 7. Juli begannen die Kämpfe sich in die Nähe der westlichen Vorstadt hinzuziehen. Die Moskauer Räteregierung hatte sofort Verstärkungen gesandt, darunter das erste Moskauer Sowjetregiment, eine aus polnischen Freiwilligen bestehende Kompagnie,

einen Panzerzug und schwere Geschütze. Diese richteten ihr Feuer auf alle die Plätze, wo sich die Weißen verschanzt hatten, vor allem auf das von hohen Mauern umzogene Spaß-Preobrashenski-Kloster und das in Rußland berühmte Demidow-Lyzeum. Diese Gebäude wie auch das geistliche Seminar und die Post wurden schwer beschädigt und größtenteils zerstört. Bereits am 7. Juli brach in verschiedenen Stadtvierteln Feuer aus. Jaroslawl blieb volle zwölf Tage lang belagert. Auf beiden Seiten wurde mit größter Erbitterung gekämpft und kein Pardon gegeben. Die Verteidiger erwarteten schon beim Ausbruch des Putsches die ihnen verheißene Hilfe einer aus der Richtung Archangelsk-Wologda angeblich bereits anmarschierenden, von englischen Offizieren geführten „Nordarmee“. Das erklärt ihre Hartnäckigkeit. Aber nur einige Flieger aus Moskau, deren Flucht zu den Aufständischen in Jaroslawl großes Aufsehen und allerlei Gerüchte in Moskau hervorrief, erreichten die Aufständischen. Unterdessen hatten die Roten Truppen die Übermacht erreicht. Die Weißen kamen immer mehr in Not.

Aber erst am 20. Juli war das Schicksal der Aufständischen entschieden. Zehn Tage lang war die Stadt ohne Trinkwasser. Am 10. Juli war die Wasserleitung durch die einschlagenden Granaten zerstört worden. Brunnen gab es nicht. Da die Aufständischen mehrmals versucht hatten, zu Schiff den Ring der Belagerer zu brechen, so wurden die Wolgaufer von der Roten Armee bei Tag und Nacht unter einem so heftigen Feuer gehalten, daß selbst in der Dunkelheit niemand wagte, am Flusse Wasser zu holen. Zum Glück für die Belagerten gingen in jenen Tagen heftige Gewitterregen nieder. Die Bewohner sammelten das Regenwasser von den Dachrinnen, in Badewannen und allen erdenklichen Gefäßen; sie schöpften die letzten Wasserreste mit Löffeln aus den Rinnsteinen und Pfützen.

Das Leben in Rußland ist voller Seltsamkeiten. Stets geschieht das Unerwartete. Jaroslawl ist seit dem Brester Frieden der Sitz der *deutschen Kommission* Nr. 4 *für Gefangenenfürsorge*, der die Aufnahme und Weiterbeförderung der aus dem Innern Rußlands eintreffenden Kriegs-

und Zivilgefangenen obliegt. Das eigentliche Gebiet von Jaroslawl war schon nahezu von deutschen Kriegsgefangenen geräumt, aber als Knotenpunkt der Wolgaschiffahrt und des nordrussischen Eisenbahnnetzes behielt die Stadt ihre Bedeutung für die Transporte. Für die Unterbringung der durchreisenden Scharen von heimkehrenden Gefangenen hatte die Kommission in der westlichen Vorstadt ein großes Barackenlager mit eigenen Wirtschaftsanbauten und Krankenstuben angelegt. Gerade am 3. Juli war ein Transport von tausend Mann aus Ufa eingetroffen. In den Baracken warteten insgesamt 1500 Personen auf ihre Abreise. Am 5. Juli abends standen 27 Güterwagen für sie auf dem Bahnhof bereit. Aber in der Nacht brach der Aufstand aus. Aus der Abfahrt wurde nichts, die Gefangenen mußten, da die Kämpfe begonnen hatten, in ihrem Lager bleiben. Für die Verpflegung der Gefangenen war, auch schon an den vorhergehenden Tagen, von den russischen Behörden nicht das geringste getan worden.

Am Abend dieses ersten Kampftages kam ein Oberst Taschinski in das Lager hinausgeritten und forderte die Kriegsgefangenen auf, aktiv am Kampfe der Weißen gegen die Rote Armee teilzunehmen. Im Falle der Weigerung werde man den Kriegsgefangenen keine Lebensmittel liefern, aber das Lager werde unter Artilleriefeuer genommen werden. Tatsächlich wurden Maschinengewehre in Stellung gebracht, die das Lager von allen Seiten bestrichen. Jetzt waren die Gefangenen wieder Gefangene, und in einem doppelten Sinne. Auf die Forderung des Stabes der Aufständischen konnte man natürlich nicht eingehen. Die Kämpfe nahmen nun ohne Rücksicht auf die wehrlosen Deutschen ihren Fortgang. Schon am siebten Juli, noch mehr aber am achten, lagen die Baracken und ein benachbartes Landhaus unter schwerem Feuer. Schließlich brannte das Landhaus nieder; das Feuer griff auf das Lager über, die Baracken mußten geräumt werden. Am 8. Juli abends wurden alle Kriegsgefangenen, Zivilgefangenen mit Frauen und Kindern, darunter auch Österreicher, Ungarn und Polen, die sich den Deutschen angeschlossen hatten, jetzt schon insgesamt 2000 Menschen,

von den beherzten Unteroffizieren Schmidt und Munkel, die in Diensten der Kommission standen, vor das Wohnhaus des Leiters der Kommission, des Leutnants *Balk*, in das Innere der Stadt geführt. Der Leutnant begab sich zum Stabe der Aufständischen und forderte von ihm eine Unterkunft für diese Schar von Menschen. Er wurde verhaftet. Man sagte ihm, daß sich die „Freiwillige Nordarmee" im Kriege mit dem Deutschen Reich betrachte. Die Kriegsgefangenen wurden im Stadttheater untergebracht und streng bewacht. Lebensmittel erhielten sie nicht. Einigen Mutigen gelang es am folgenden Tage, heimlich in der Stadt ein paar spärliche Lebensmittel einzukaufen. Auf der Straße neben dem Theater wurden Herde gemauert, hier kochte man ein wenig Essen. Die Beschießung der Stadt dauerte weiter. Auch das Theater erhielt viele Beschädigungen und mehrere Volltreffer. Einige Personen wurden getötet, viele verwundet.

Erst nach einer Reihe von Tagen, die Lage der Aufständischen war inzwischen kritisch geworden, begann sich ihre Haltung gegen die Kriegsgefangenen zu ändern. Man entließ zunächst den Leutnant aus seiner Haft, stellte aber noch einmal an ihn das Ansinnen, den Aufständischen 250 Mann gegen die Rote Armee zur Verfügung zu stellen. Daraus wurde nichts. Am 20. Juli erschien schließlich der ganze „Stab der Jaroslawlschen Abteilung der freiwilligen Nordarmee" vor der deutschen Kommission. Er forderte von ihr in aller Form als der Vertreterin einer Macht, mit der sich die Nordarmee im Kriege befinde, gefangengenommen und entwaffnet zu werden. Der Kommission blieb nur übrig, die Waffenstreckung anzunehmen. Am 21. morgens geschah dann die regelrechte Entwaffnung und Gefangennahme des Stabes durch den Führer der aus Ufa eingetroffenen Kriegsgefangenen, den Leutnant Müller. Die Sowjetbehörden der Stadt traten allmählich wieder in Erscheinung. Aber noch waren die Roten Truppen nicht in die Stadt eingerückt. In der Umgegend wurde noch geschossen. Vertreter der Bürgerschaft erschienen und boten den Deutschen die Stadtkasse mit 60 Millionen Rubel zur Aufbewahrung an,

da sie bei ihnen am sichersten aufgehoben sei. Der Chef der Miliz stellte an die Deutschen den Antrag, die vollziehende Gewalt in der Stadt zu übernehmen. Das geschah, und so war am 21. Juli 1918 tatsächlich der deutsche Leutnant Balk als dienstältester Offizier am Orte Kommandant der tief im Innern Rußlands gelegenen Stadt Jaroslawl. Er erließ zwei gedruckte Proklamationen, in denen er die Bevölkerung zur Ruhe und Zuversicht auf bessere Zeiten ermahnte und auf seine „bewaffnete Neutralität" hinwies. Die deutschen Kriegsgefangenen hatten von beiden kämpfenden Parteien das Recht erhalten, den Schutz der Ordnung zu übernehmen. Sie waren sogar zu diesem Zwecke mit Waffen versorgt worden, von denen sie indessen keinen Gebrauch zu machen hatten. Erst am Abend desselben Tages rückten die Sowjettruppen ein. Auf Verlangen ihres Befehlshabers übergab die deutsche Kommission die sämtlichen ihr von den Aufständischen abgelieferten Waffen und den gefangenen Weißen Stab an die Rote Armee.

Der Fall Jaroslawl gehört sicherlich zu den völkerrechtlichen Kuriosa, die der Weltkrieg in seinem Strudel mit sich führt. Im übrigen war die „normale" Lage ja rasch wieder hergestellt. Die Roten Truppen hielten nach ihrem Einzug in die Stadt unter den Aufständischen ein furchtbares Strafgericht. Die Kriegsgefangenen, die zwei Wochen der Schrekken und Entbehrungen durchlebt und nur durch eine Reihe glücklicher Zufälle und die Geistesgegenwart ihrer Führer die schwierige Lage heil überstanden haben, warten nun auf die Möglichkeit zur baldigen Heimkehr in das Vaterland. Jedenfalls haben sie erfahren, was Bürgerkrieg bedeutet. Vor der Geschichte trägt die Entente, die durch ihre Agenten die zur Gegenrevolution geneigten Kreise des russischen Volkes in einen neuen Krieg gegen Deutschland zu hetzen suchte, aber sich als unfähig erwies, ihre den Freiwilligen in Jaroslawl gegebenen Versprechungen zu halten, die eigentliche Schuld an dem tragischen Untergang der Stadt.

Radek, einem Mitglied der Räteregierung, der zur Regelung des mit den Deutschen entstandenen Zwischenfalles am 22. Juli eiligst von Moskau nach Jaroslawl gefahren war, gelang es, einigen Unschuldigen, die

sich den Deutschen mit dem aus über 150 Personen bestehenden Stabe ergeben hatten, das Leben zu retten: einem angesehenen Bürger, der sich zwar als Mitglied der Kadettenpartei bekannte, aber nachwies, daß er sich während der Belagerung nur aus menschlichem Pflichtgefühl des städtischen Verpflegungswesens angenommen hatte, und einem wegen Ermordung seiner Braut zum Insassen des Stadtgefängnisses gewordenen ehemaligen Akzisebeamten, den eine in das Gefängnis einschlagende Granate aus seiner Haft befreite, der sich daraufhin dem Stab als der zeitweiligen obersten Behörde gestellt hatte, von dieser zwar davongejagt worden war, aber schließlich die Erlaubnis bekommen hatte, sich als Koch nützlich zu machen. „Man hat seltsame Eindrücke von der Kraft des Lebens", sagte mir Radek. „Ich fuhr in einem Auto durch die zerstörten Straßen. Die Beschießung hatte kaum eine Stunde aufgehört, aber schon spielten die Kinder wieder auf der Straße. Familien krochen, so wie sie des Nachts vor den Kugeln Schutz gesucht hatten, mit nichts als dem Hemd auf dem Leibe, verschmutzt und noch ganz verstört, aus den Kellern. Ich nahm einige von diesen Leuten in mein Auto, um sie nach einer Verpflegungsstation zu führen. Die Kinder, die zum erstenmal in einem Auto fuhren, brachen in Jubel aus und erzählten voller Freude, daß sie die ganze Zeit in ihrem Keller nichts anderes gegessen hätten als Aprikosenmarmelade."

Von den deutschen Kolonisten an der Wolga

Unter den seit beinahe zwei Jahrhunderten von deutschen Kolonisten besiedelten Landgebieten des alten russischen Reiches ist das Kolonistenland *zwischen Samara* und *Saratow* an der *Wolga* eines der größten und menschenreichsten. Die Zahl der dort ansässigen deutschen

Kolonisten ist ungefähr 700 000. Sie wohnen in großen, blühenden Dörfern, treiben Landwirtschaft und Industrie in bedeutendem Maßstabe und stellen unter sich eine Bevölkerung von beinahe städtischer Stufung dar, unter der eine Minderzahl von Landlosen und Industrieproletariat nicht fehlt. Die deutschen Kolonisten in Wolhynien, in der Ukraine, in der Krim und Taurien stehen jetzt unter dem Schutz der deutschen Truppen. Wenigstens das Leben und das Eigentum der deutschen Bauern in dem südlicheren Rußland ist gesichert, mögen auch die Zeitereignisse noch so umwälzende politische Folgen mit sich führen. Anders ist die Lage der deutschen Kolonisten an der Wolga. Der große russische Strom bildet zur Zeit einen der wichtigsten Frontabschnitte des Bürgerkrieges zwischen den Bolschewiki und den sogenannten „weißen" Truppen der durch Sibirier, Kosaken und Freiwillige aus dem Innern Rußlands verstärkten *Tschecho-Slowaken*. Seit der Einnahme von Simbirsk haben die Tschecho-Slowaken begonnen, auch auf dem rechten Ufer des Flusses Fuß zu fassen. Sie bedrohen hier die für die Versorgung des mittleren und nördlicheren Rußlands wichtigsten Getreidegegenden. In der jetzigen Erntezeit werden die Kämpfe, die sich dort abspielen, mit besonderer Erbitterung von beiden Seiten geführt, denn auf beiden Seiten weiß man, daß von dem Vorrücken oder der Vertreibung des Gegners unmittelbar das Schicksal der russischen Hauptstadt, vielleicht die ganze staatliche Zukunft Rußlands abhängt.

Die deutschen Kolonien liegen an dem jetzt sehr aktuell gewordenen Frontabschnitt zwischen zwei Feuern. Bezeichnend für die schwierige Lage der Wolgadeutschen ist ein aus Saratow stammender Brief vom 20. Juli, der hier im Auszug folgt:

„Schon wieder eine Greueltat, groß genug, um jeden vernünftigen Menschen außer sich zu bringen. Seit dem 5. Juli ergingen an unser Kolonieamt fortwährend neue Aufforderungen von einem Stab der Weißen Armee in P., wir sollten uns der sogenannten „Bauernarmee" anschließen, sollten Leute stellen für Wachtdienst, Streifzüge usw. Ich wurde von unserem Dorfrat nach P. gesandt, um Erkundigungen einzuholen. Die

Gemeinde beschloß alsdann, sich nicht in diese Angelegenheiten zu mischen, zumal uns die Bolschewiki von der anderen Seite bedrängten. Die Aufforderungen zum Anschluß wurden von der Weißen Seite immer dringender, man versprach Waffen und Unterstützung gegen die Bolschewiki. Diese waren inzwischen abermals in unsere Kolonie gekommen und hatten Pferde „requiriert". Die Gemüter waren aufs äußerste erhitzt. Dennoch brachten wir es dahin, daß sich die Gemeinde nochmals weigerte, ihren Anschluß an die Bauernarmee zu erklären. Nun aber traf ein Schreiben ein, binnen zwei Stunden müßten wir ja oder nein gesagt haben, je nach unserer Antwort sollten wir als Freunde oder Feinde behandelt werden. Unsere Beratung war noch nicht zu Ende, als vor unserem Kolonieamt ungefähr 300 Soldaten erschienen, drohten, sofort zum Angriff gegen uns vorzugehen, falls wir uns gegen sie erklärten. Der Gemeinderat beschloß nun, sich dem Weißen Stab zu unterwerfen, nahm eine ganze Reihe von Verpflichtungen auf sich und entsandte drei Mann, welche in P. die Waffen in Empfang nehmen sollten. Aber Waffen bekamen wir keine. Statt dessen fingen am nächsten Tage die Bolschewiki schon an, uns von der Wolga her zu bombardieren. Es vergingen fünf Tage in der größten Aufregung. Am 11. Juli kam es zwischen den Kämpfenden zu einem Zusammenstoß. Trotz unserer Proteste wurde die *Kolonie Zürich* zum *Kampfplatz*. Von den Bolschewiki wurde ein starkes Artilleriefeuer aufs Dorf gerichtet. Die meisten Bewohner flüchteten auf die Felder, die übrigen versteckten sich in den Kellern. 120 Kanonengeschosse wurden auf Zürich abgefeuert. Der größte Schaden ist an der Kirche und am Schulhaus. In der Kolonie *Solothurn* brannte das Schulhaus ganz ab. Die Abteilung der Bauernarmee zog sich zurück. Unsere Dörfer waren jetzt den Bolschewiki völlig preisgegeben. Was da geschah, ist rein unbeschreiblich. Alles Wertvolle ist entweder mitgenommen oder vernichtet. „Geld und Schnaps", schrie die Bande immer wieder. Nach vollständiger Ausräuberung erschien ein Kommissar aus K. und forderte 100 000 Rubel Kontribution, welche im Verlauf von sechs Stunden ausgezahlt werden mußten. O, könnten Sie den Schrecken,

den Jammer, das Elend sehen, das unsere Kolonie betroffen hat! Elf Mann sind zum Tod verurteilt. Man wird uns noch alle zugrunde richten."

Die Räteregierung entsandte dieser Tage auf Vorstellung von deutscher Seite einen ihrer Kommissare in das Wolgagebiet mit dem Auftrag, über die Lage der dortigen Kolonisten zu berichten. Nach den Absätzen 21 und 22 des Brester Zusatzvertrages steht den deutschen Kolonisten in Rußland zehn Jahre lang das Recht zu, ohne weiteres aus dem russischen Untertanenverband auszutreten und in ihr Stammland zurückzuwandern. Die deutschen Kolonisten, welche die Absicht haben, auszuwandern, genießen infolge dieser Abmachung bereits die Rechte der Exterritorialität und stehen unter dem *Schutz* des *Deutschen Reiches*. Wie die Dinge im Wolgagebiet zur Zeit liegen, nimmt aber keine der kämpfenden Parteien auf die dortigen Deutschen die geringste Rücksicht. Die Räteregierung hat neuerdings in *Saratow* ein *deutsches Kommissariat* gebildet, dem *deutsche Bolschewiki* angehören und das die Enteignung des deutschen Grundbesitzes, die Nationalisierung der Industriebetriebe nach russischem Muster vornehmen will. Auch bildet die Räteregierung in der *Roten Armee* besondere *deutsche Abteilungen*. Durch das Vorgehen der Räteregierung und ihre Agitation unter den Wolgadeutschen ist es ihr gelungen, einen Bürgerkrieg im kleinen zu entfesseln. Die Sachlage scheint allmählich vielen dieser friedlichen um ihr Leben und ihr Eigentum bangenden Menschen keinen anderen Ausweg zu lassen, als sich einer der kämpfenden Parteien anzuschließen. Wahrscheinlich ständen dabei die Sympathien der wohlhabenderen und gebildeteren deutschen Kolonisten auf seiten der Weißen „Bauernarmee", die versprochen hat, in Rußland die Ordnung wiederherzustellen, wenn sich nicht auch diese Armee bei ihrer Zwangsmobilisierung zahllose Roheiten und Rücksichtslosigkeiten zuschulden kommen ließe.

Trotz des Verlustes von Simbirsk und anderer für die Lage der Roten Armee bedrohlicher Vorfälle an der Wolgafront äußert die Räteregierung in Moskau gegenwärtig nichts als Zuversicht auf den schließlichen

Sieg ihrer gegen die Tschecho-Slowaken kämpfenden Truppen. Wie gesagt, wirbt auch sie Soldaten unter den deutschen Wolgakolonisten, denen sie volle Selbstverwaltung unter einem von den örtlichen Dorfsowjets gewählten deutschen Kommissariat verheißt, daneben ein eigenes Schulwesen und ungehinderte kulturelle Entwicklung. Alles das aber hatten die Wolgadeutschen bis auf die letzten Jahre auch unter der Zarenregierung. In der Hauptsache kommt es der Räteregierung darauf an, die patriarchalischen deutschen Siedelungen, die immer als Mustersiedelungen gegolten haben, auf kommunistischer Grundlage umzubilden, eine Absicht, die höchstens von einer durch die Sowjets gestützten Minderheit unterstützt wird und dem deutschen Charakter wenig entspricht.

Neue Ereignisse

Es dauerte fast zwei Wochen, bis es der Räteregierung gelang, den bedrohlichen Aufstand in Jaroslawl niederzuschlagen. An den Straßenecken in Moskau sind gegenwärtig die Aufrufe des Exekutivkomitees angeschlagen, welche die Volksmassen zum äußersten *Kampf* gegen die kapitalistische *Gegenrevolution* im *Norden* und gegen die *Tschecho-Slowaken* auffordert. Trotzki sprach am 31. Juli zu den Matrosen in Kronstadt. Unter den Roten Truppen an der Wolgafront werden zur Zeit Umgruppierungen vorgenommen, aus Petersburg und Moskau gehen ständig Verstärkungen an die Front ab. Gegen die angeblich von General Gurko befehligten anglo-russischen Truppen, die am 31. Juli Onega besetzt haben und auf Archangelsk marschieren, kämpfen hauptsächlich Kronstädter Matrosen, deren Kriegseifer durch besonders hohe Löhnung und noch höhere Versprechungen angespornt werden mußte. Die Tschecho-Slowaken haben während der letzten Woche allein vier wichtige Städte, Simbirsk, Jekaterinburg, Kasan und Pensa, eingenom-

men. Angeblich kämpft auf ihrer Seite japanische Artillerie. Die Sibirische Bahn in ihrem Rücken soll durch amerikanische Ingenieure organisiert worden sein. Hinter der Front der sogenannten Tschecho-Slowaken kostet angeblich das Pud Getreide bereits wieder den normalen Preis von 3 Rubel. In Moskau kostet jetzt das Pud 300—400 Rubel. Tatsächlich rücken die Tschecho-Slowaken Moskau täglich ein Stück näher. Es gibt hier Propheten, die der alten Reichshauptstadt bereits das Schicksal der unglücklichen Stadt Jaroslawl verheißen.

Zwar liegen Gründe vor zu hoffen, daß es zu einem solchen tragischen Ereignisse nicht kommen werde. Aber die Möglichkeit eines plötzlichen Vorstoßes, der sich auf die Haltung eines Teiles der Moskauer Truppen stützen könnte, ist nicht ausgeschlossen. Im Auftrag der in Moskau verbliebenen Ententekonsulate sprach dieser Tage der Amerikaner *Pool* auf dem Außenkommissariate vor, um von der Räteregierung Auskunft zu fordern, was mit ihrem Kampfruf gegen den anglo-französisch-amerikanischen Kapitalismus gemeint sei. Die Räteregierung antwortete durch den Erlaß eines Manifestes, in dem sie hervorhebt, daß sie nicht gegen die Völker der Entente, sondern nun gegen die Söldner der kapitalistischen Regierungen kämpfen werde. Andere Sorgen erwachsen der Räteregierung durch die Aufstände in Turkestan, Ferghana und Khokand. Die „Prawda" weist heute darauf hin, daß um die Räterepublik bereits ein Halbring von Englisch-Indien bis zum Murman geschlossen sei. Lenin erwähnte in einer dieser Tage vor dem Exekutivausschuß gehaltenen Rede, daß der *Aufstand* der Mohammedaner in *Mittelasien* von Afghanistan ausgehe. Der endgültige Verlust von Turkestan wäre für die Sowjetrepublik, der dadurch die dortigen großen Baumwollvorräte der vorjährigen Ernte verlorengingen, ein schwerer Schlag.

In diese kritische Gesamtlage fiel am 30. Juli die Nachricht von dem *Attentat* auf den Feldmarschall *von Eichhorn* und von dem versuchten Attentat auf den Minister Butenko in Kiew. Die Ereignisse eilen. In dem Verhältnis der Räterepublik zu Deutschland war in den letzten Wochen eine Entspannung eingetreten, vielleicht auf Grund des er-

warteten Abschlusses der neuen Berliner Verträge, die endlich die Aufnahme der gegenseitigen Handelsbeziehungen zur Folge haben sollten. Aber unter den jetzigen Umständen bieten die besten Verträge wenig Sicherheit. Spät am Abend des 31. Juli fielen zweimal in einem Hinterhof der *deutschen Gesandtschaft Schüsse*. Es handelte sich um den Versuch einiger mit Revolvern bewaffneter Personen, in das Grundstück einzudringen. Die Wachsamkeit der Posten verhinderte die Ausführung. Wieder einmal eine „Provokation". Das Wort „Provokation" ist die Universalsauce, nach der heutzutage in Rußland alle Schurkenstreiche schmecken. Wer, wie die Räteregierung, dieses Wort automatisch für alle unqualifizierbaren Taten anwendet, die nachher offen von einer der größten Parteien des Landes auf deren Kongressen und in deren Presse gebilligt werden, der sagt damit nicht einmal, daß er mit ihnen nichts zu tun haben will, sondern er stellt nur fest, daß es „die anderen" gewesen sind.

Angeblich waren es auch dieses Mal wieder in Kiew „die anderen". Das erst vor einigen Tagen neu erschienene Organ des angeblich gemäßigten Flügels der linken S.-R., die „Snamja Borby", verkündete ihren Lesern sofort in großen Lettern, daß auch das Attentat auf den Feldmarschall von Eichhorn auf offiziellen Beschluß der Partei erfolgt sei. Die „Iswestija" stellt mit dürren Worten fest, man sehe aus dem Kiewer Ereignisse, daß auch die stärkste Truppenmacht gegen entschlossene Taten keinen Schutz biete; die Räteregierung sei im Recht gewesen, als sie die Entsendung eines deutschen Bataillons nach Moskau als nutzlos bezeichnete und ablehnte. Es ist zweifellos richtig, daß auch ein Bataillon Soldaten gegen die Heimtücke von Fanatikern keinen absoluten Schutz zu bieten vermag. Auf die Dauer mag die Auflösung der Militärmissionen der Entente in Moskau eine bessere Sicherung gegen Anschläge bieten als eine noch so große Leibwache. In Rußland herrscht die nur durch dürftige Ordnungsorganisationen des Proletariats und durch das Ruhebedürfnis der Bourgeoisie gemilderte Anarchie. Trotz des friedlich-alltäglichen Aussehens der schönen, zusehends verwildern-

den Stadt ist Moskau ein heißer Boden. Noch hat Deutschland den wirklichen Frieden mit Rußland nicht geschlossen. Die „Iswestija" selber bezeichnete gestern das augenblickliche entspannte Verhältnis zu Deutschland nur als einen „kurzen Flirt". Dieser Flirt erscheint noch immer nicht frei von Hintergedanken auf beiden Seiten. Vielleicht haben die Völker längst Frieden geschlossen, aber zwischen den Führern geht die Fehde weiter.

Nach den Erklärungen der Moskauer linken Sozialrevolutionäre könnte es scheinen, als liege der Fall des Attentats in Kiew nicht anders als das Attentat vom 6. Juli in Moskau. In Wirklichkeit besteht zwischen beiden Fällen ein grundsätzlicher Unterschied. Richtet sich das Attentat vom 6. Juli wesentlich mit gegen die Moskauer Räteregierung, so erscheint das Attentat in Kiew ausschließlich als eine Phase des auch von den Bolschewiki mit allen Mitteln geförderten Kampfes um die „Befreiung" der Ukraine, d. h. um den Versuch, die deutsche Besetzung der Ukraine rückgängig zu machen und damit der dortigen bürgerlichen und Gutsbesitzerklasse ihre letzte Stütze zu entziehen. Man will nicht so sehr eine russische Ukraine als eine bolschewistische Ukraine. Die Haltung der hiesigen offiziösen Presse ist die der unverhohlenen Billigung des Kiewer Attentats. Erst vor einigen Wochen machte die Räteregierung den früheren Vorsitzenden der Charkower bolschewistischen Rada, *Skrypnik,* zum Nachfolger des in das Murmangebiet entsandten Kommissars Lazis von der bekannten „Außerordentlichen Kommission". Hinter Rakowski, der in Kiew auf russischer Seite die Friedensverhandlungen leitet, steht Skrypnik, ebenso wie hinter den Delegierten der Räteregierung bei den Berliner Friedensverhandlungen mit Finland die vom Gram der finnischen Niederlage gebeugte Gestalt Sirolas auftaucht.

Bei dem Attentat auf den deutschen Gesandten in Moskau hat die Räteregierung von dem Terrorismus ihrer Parteiverbündeten, der linken S.-R., schüchtern Abstand genommen. Sie hat einige „Weichensteller" und „Unschuldige" erschießen lassen; die eigentlichen Schuldigen sind

in die Ukraine entkommen. In dem Kiewer Falle hat die Räteregierung den Versuch zu einer moralischen Verurteilung des Geschehenen gar nicht unternommen. Im Gegenteil. Die „Prawda" druckt mit der Nachricht von den Kiewer Attentaten zugleich die demagogische Meldung ab, die deutschen Truppen seien zugleich mit ukrainischen Hilfstruppen an die Westfront abberufen worden. Die offiziösen Blätter melden mit Befriedigung, daß gerade am heutigen Tage in verschiedenen Räteorganisationen Geldsammlungen für die streikenden ukrainischen Eisenbahner eröffnet worden seien; besonders glänzende Resultate habe die Sammlung in der „Außerordentlichen Kommission" ergeben. In den letzten Julitagen hat in Moskau eine städtische Parteikonferenz der linken S.-R. stattgefunden, in der sich die Partei, die innerlich geschlossener als je dazustehen scheint, mit Rücksicht auf die Zwecke ihrer Kampftaktik in drei Gruppen spaltete: die intransigente Gruppe der aus Brest bekannten Dame Bizenko, welche die Tat vom 6. Juli rückhaltlos begrüßt; die Partei des Zynikers Kollegajew, die, um ihren Einfluß in den Räten nicht zu verlieren, eine vermittelnde Stellung einnimmt mit der originellen Begründung, „daß die weiteren unausbleiblichen Schläge unter Bedingungen erfolgen müssen, welche die Parteimitglieder an Ort und Stelle vor Verfolgungen schützen", und die dritte, angeblich gemäßigte, aber namenlose Gruppe um das neugegründete Blatt „Snamja Borby", das gestern ebenfalls den Kiewer Mord rückhaltlos billigte, heute aber schreibt: „Wenn das ukrainische Proletariat schon jetzt zum Aufstand vorbereitet wäre, dann war das Attèntat nicht nötig. Dann müßte der Aufstand proklamiert werden, wobei vielleicht nicht der eine Eichhorn, sondern ein Dutzend seinesgleichen hätte vernichtet werden müssen. Sind aber die Massen noch nicht zum Aufstand bereit, so kann das Attentat gegen Eichhorn nur der Vorbereitung des allgemeinen Aufstandes schaden."

Der Parnaß der politischen Tagesgeschichte Rußlands wimmelt von Tagesberühmtheiten, von „Heiligen" und „Spartanern", die, bei Licht besehen, nichts anderes sind als auf die politische Bahn gedrängte Halb-

literaten und Halbverbrecher. Der größte Name in der gegenwärtigen inneren Geschichte Rußlands ist *B. W. Sawinkow,* der die Attentate auf Plehwe und den Großfürsten Sergej organisierte, der unter der Regierung Kerenskis kurze Zeit den Posten des Kriegsministers bekleidete und jetzt als Leiter des großangelegten Komplottes gilt, dem Graf Mirbach und Marschall von Eichhorn zum Opfer fielen. Die Ermordung des Mitgliedes der Räteregierung Wolodarski, der im Frühjahr in der Nähe Petersburgs erschossen wurde, fällt nebenher auf sein Konto. Sawinkow ist übrigens unter dem Pseudonym Ropschin der Verfasser zweier auch in Deutschland bekannter Romane. Gegenwärtig leitet er aus seinem Versteck die Fäden des künftigen Aufstandes. Sawinkow gehört zum rechten Flügel der Sozialrevolutionäre, der mit der Entente in offener Verbindung steht. Was den rechten Flügel mit dem linken einigt, ist sein Programm des Terrorismus; was beide hauptsächlich trennt, ist das Fußen der rechtsstehenden Gruppe auf dem Boden der konstituierenden Versammlung. Der linke Flügel hat sich dagegen seit der Auflösung der Konstituante den Bolschewiki angeschlossen und billigt deren Widerstand gegen jeden Versuch zur Bildung eines Parlaments. Diktatur und Terrorismus sind verwandte Begriffe. Die Bolschewiki verkünden in ihren Dekreten und durch ihre Presse täglich aufs neue die Diktatur des Proletariats. Der von ihnen gegen das Bürgertum angewandte Massenterror ist denn auch im öffentlichen Leben Rußlands auf das gründlichste täglich zu verspüren; er führt zu einer für jedermann offensichtlichen, ständig fortschreitenden Proletarisierung des Bürgerstandes. Die geschieht vor allem durch die planmäßige Entwertung des Geldes, durch Requisitionen und Expropriationen, durch Brandschatzung jeder Art und schließlich durch die Nationalisierung von Geschäften und Betrieben.

Von den linken S.-R. ist bisher behauptet worden, daß sie mit der Entente nichts zu tun hätten. Die Führer der rechten S.-R., hauptsächlich Sawinkow, stehen dagegen mit der Entente, vor allem mit dem Oberst Robins, dem puritanischen Geschäftsmann, den Wilson als Vertreter des amerikanischen Roten Kreuzes nach Rußland entsandte, in enger Ver-

bindung. Den Bann der Indifferenz der linken S.-R. gegen die Entente hat deren Parteimitglied Wosnesenski durch seine Zusammenkünfte mit dem französischen Botschafter Noulens und dem amerikanischen Botschafter Francis in Wologda gebrochen. Die „Iswestija" brachte zwar bald danach einen Protest Wosnesenskis gegen die Behauptung von der Verkäuflichkeit des Zentralkomitees der linken S.-R. und zugleich einige entschuldigende Worte von seiten der Räteregierung für denselben Wosnesenski[1] wie für das Zentralkomitee, an dessen Spitze dieselbe Spiridonowa steht, über welche der Lehrer Sawinkows und Parteihistoriker Oganowski einmal geschrieben hat: „Mariechen Spiridonowa kam direkt von der Schulbank ins Zuchthaus; sie ist auf dem Niveau einer schülerhaften Weltauffassung stehengeblieben, hat aber mit einem Häuflein ebensolcher nichtausgelernter junger Leute in der Meisterschaft des Judasgewerbes die gelehrtesten und ausgekochtesten Schurken der Welt übertroffen."

Die terroristische Taktik der linken S.-R. gegenüber dem Brester Deutschland wurde zum erstenmal auf einer Zusammenkunft von Mitgliedern des Zentralkomitees und einiger geladenen Gäste am Silvesterabend 1917 auf dem Kamenny Ostrow in Petersburg in einer kleinen gemütlichen Wohnung gegenüber dem Botanischen Garten besprochen. Lenin hatte damals seine „Gastrolle" in Rußland erst begonnen. Der schlaue Viktor Michailowitsch (Tschernow) fühlte schon voraus, daß Iljitsch (Lenin) auf dem begonnenen Wege nicht stehenbleiben und es meisterhaft verstehen werde, die „*Utschredilka*" (Konstituante) matt zu setzen. Da erinnerte der anwesende Oganowski an die Zeit, wo G. Sasonow „ruhig und überzeugt Bomben auf die Feinde des Volkes warf". Und man begann die Hoffnung auszusprechen, daß bald vom

[1] Herr Arsen Wosnesenski bestritt später in einer persönlichen Unterredung entschieden die Richtigkeit meiner Behauptung, daß sein Besuch in Wologda der Anknüpfung von Beziehungen seiner Partei zur Entente gegolten habe. Seine Partei führe jetzt wie auch früher den Kampf gegen jede Form des Imperialismus, des deutschen wie des Imperialismus der Entente. D. Verf.

Westen neue Plehwes, Dubassows, Pawlows erscheinen und daß dann die Helden jener hervorragenden „alten Garde“ von Attentätern, wie Jeljachow, Kibaltschik, Sasulitsch, Helfmann, Sawinkow, neue Bomben werfen würden. Es scheint, daß in jener Silvesternacht für beide Flügel der Sozialrevolutionäre das terroristische Programm für die Zukunft festgelegt wurde.

Die von mir am 9. Juli ausgesprochene Voraussage, daß der von Moskau aus gegen die Besetzung der Ukraine geführte Kampf noch weitere Opfer fordern werde, hat sich leider erfüllt. Und noch besteht die offene Drohung auf eine Fortsetzung dieses kriminellen Krieges weiter. Keine Regierungsmacht in Rußland scheint stark genug, um das lichtscheue Treiben zu unterbinden. Die Schuld liegt an den bis in den Grund verrotteten Zuständen dieses Landes, das die Mittel seiner Politik einer langen Zeit der zarischen Unterdrückung entnommen hat und nun, mit der pathologischen Mentalität fanatischer Parteiführer, in den Vertretern Deutschlands nichts anderes als die Vertreter eines neuen Zarentums bekämpft. Sie liegt aber auch darin, daß der innere Gegensatz zwischen einer im Grunde bürgerlichen Regierung wie der deutschen und einer proletarischen Regierung wie der gegenwärtigen russischen durch nichts, auch nicht durch noch so reale wirtschaftliche Beziehungen, zu überbrücken ist. Es kann in diesem Kampf der Systeme kein Gleichgewicht, sondern nur Sieger und Besiegte geben. Die bisherigen Ereignisse in Rußland sind nur das Vorspiel einer europäischen Schicksalsfrage.

Das Denkmal Alexanders

Rußland hat wirklich seinen Zaren verloren. Vielleicht war es dem Volk bisher nicht so stark zum Bewußtsein gekommen. Besonders in Moskau, wo Tausende von alten Erinnerungen und Gebräuchen so zu Hause sind wie die Silhouette des Kremls, wie das Funkeln der goldenen Kreuze

und Lanzenspitzen auf den blauen Kirchenkuppeln. Aber einmal kam doch die Nachricht, daß Nikolai Romanow in Jekaterinburg erschossen worden sei. Ohne ein Wort des Bedauerns, ohne ein versöhnendes Wort der menschlichen Milde begrüßten die Zeitungen Moskaus, die drei einzigen, die in diesen Tagen erschienen, den jähen Tod des Mannes, der einst auf dem Kreml feierlich gekrönt, in der Erlöserkirche vom höchsten geistlichen Würdenträger Rußlands geweiht worden war. Im Juli 1918 gehörten Erschießungen zur Tagesordnung in Moskau. Nacht für Nacht, zuweilen auch am Tage, hörte man von irgendwoher aus der Ferne das Krachen von Gewehrsalven. Das Volk geht still, scheinbar gleichmütig seiner Wege. Und die Zeitungsjungen an den Straßenecken rufen mit heller, geschäftsmäßiger Stimme dem Werktagsvolk, den schmutzigen und proletarischen Menschen des gegenwärtigen Moskauer Straßenlebens, den Tod des ehemaligen Gossudars in die Ohren.

Um nicht von der jetzigen Regierung verhindert oder gestört zu werden, haben die am folgenden Sonntag in vielen Kirchen Moskaus veranstalteten kurzen *Totenfeiern* für den einstigen Monarchen ohne vorherige Ankündigung stattgefunden. Die Geistlichen im goldenen Ornat traten in die Mitte des Saales und verlasen die Gebete; den tiefen, eigentümlichen, wehklagenden Baßtönen der Priester antwortete der Chor mit den Worten: „ewiges Gedenken“. In den Händen der Leute brannten Wachslichter. Einzelne Frauen weinten. Die Gesichter waren ernst — und gleichgültig, undurchdringlich. Das Volk hat es verlernt, seine Gefühle zu verraten. Vielleicht hat es überhaupt keine Gefühle mehr. Es ist nur unbeschreiblich müde. Es will nur Ruhe, nichts als Ruhe. Es wartet auf die Tschecho-Slowaken, auf die Deutschen. Und da beide nicht kommen, auf den Tod. Die Kirchen sind stärker besucht als früher.

Zu derselben Stunde, wo unter den schweren, goldstrahlenden Kuppeln, in den grau und braun glänzenden, von Weihrauchdampf erfüllten Marmorwänden der Erlöserkirche vom Erzpriester *Serafim* die Panichide für den „getöteten Imperator Nikolai Alexandrowitsch“ gefeiert wurde,

begannen an dem Denkmal Alexanders III., das in breiter, bronzener Schwere neben dem weißen Kirchenpalaste steht, die Vorbereitungen zum Abbruch dieses Denkmals. Das Denkmal des sitzenden Imperators, in vollem Ornat auf einem Thronsessel, mit dem Zepter und dem Reichsapfel in den Händen und den Falten des kaiserlichen Mantels über den Knien, auf dem Haupt die gespaltene, einer hohen Ballonmütze ähnliche Krone, steht auf einem Sockel von glänzendem roten Marmor. Breite marmorne Rundstufen führen zu ihm empor. An den Balustraden dieser Stufen stehen Kandelaber wie vor einem Heiligenbild. An den Ecken des Denkmals spreizen gekrönte Adler ihre Fänge.

Man begann mit dem Anlegen einer gewöhnlichen roten Feuerwehrleiter. Die bronzenen Wappen an den Seiten des Denkmals waren schon abgeschraubt. Einige, so das Wappen der baltischen Provinzen, waren aber bis zuletzt geblieben. Offenbar war es den Handwerkern nicht gelungen, die starken Schrauben zu lösen. Den Adlerhäuptern waren die Kronen schon abgenommen, nur die Kronenbänder flatterten noch.

Inzwischen ging die Arbeit weiter. In den noch sorgfältig gepflegten, hübschen Anlagen vor der Kirche spaziert das Volk; alte Leute, Soldaten, sommerlich gekleidete Mädchen, Kinder sitzen auf den Bänken. Noch werden die Anlagen von ihrem braven Wächter gehütet, der seine alte Uniform nicht abgelegt hat. Zwei blinde Bettler gehen durch die Menge mit tastenden Schritten und lautem Wechselgesang. Um das Denkmal stehen Gruppen heftig diskutierender Menschen. Was diskutieren sie? Sie sprechen über das Denkmal des „Tyrannen", sie sprechen über Arbeitslöhne und das neue Arbeitssystem. Die Agitatoren der Räteregierung beschäftigen das Volk. Um das Denkmal ist ein rohes Balkengerüst geschlagen. Um den Hals des mächtigen gekrönten Mannes, um den Reichsapfel in seiner linken Hand, um das dünne Zepter in seiner Rechten hat man Taue gewunden. Es wirkt wie die Vorbereitung zu einer Hinrichtung im elektrischen Stuhl. Alte Leute stehen wortlos bei dem Denkmal. Ihre Mienen verraten nichts. Sie stehen da mit dem äußeren Gleichmut von Spaziergängern. In ihr Herz sieht niemand. Nie-

mand weiß, ob ihr russisches Herz monarchistisch oder kommunistisch ist . . . und wie es die wunderlichen Fügungen des Schicksals hinnimmt.

Ein paar Tage später. Das Werk ging unterdessen voran. Man sieht von weitem ein enthauptetes Denkmal, das Denkmal eines Enthaupteten. Die Arbeiter haben begonnen, die schwere Figur waidgerecht zu zerlegen. Siehe da, sie ist hohl. Stück für Stück nimmt man herab. Neben dem glänzenden Sockel liegt bereits der Kopf des Zaren mit der klaffenden Krone, die in roher Arbeit die Muster eines mit Edelsteinen besetzten Gewebes zeigt, auf dem zerstampften Rasen. Der Kopf und die Krone bilden ein hohles Ganzes, das einen leichten Blechton gibt, wenn man mit dem Fingerknöchel daran schlägt. Es ist eine Herme mit zu schmalem Sockel, denn das überschwere Haupt war am Halse wie ein Pfropfen in das Massiv des Rumpfes hineingesetzt. In dem Hohlraum der Krone haben Vögel genistet. Dicke helle Patinaflecke sitzen auf dem Metall, wie aus einer Farbentube hingestrichen. An den Wangen schimmert durch die schwärzliche Metallhaut das vom Flaschenzug blankgescheuerte, sonnige Kupfer. Die Züge der Figur sind ausdruckslos, dennoch erinnern sie mit der stumpfen Nase und dem gut frisierten Vollbart an die bekannten Bilder Alexander III. und seines Sohnes Nikolai. Auf dem Rasen liegen bereits die Arme mit den Seiten des Rumpfes, die gewaltigen, aus Manschetten hervorlangenden Hände mit den Reichsinsignien. Ein Stück von den Mantelfalten liegt daneben. Es sieht aus wie eine Röhre, die durch eine Explosion zu einem Stück Tuch zerquetscht ist.

Der Abbruch der Zarendenkmäler im kommunistischen Rußland geschieht ja nach dem Willen der Volkskommissare. Mit dem steifen, zeremoniellen, überlebensgroßen Denkmal Alexander III. in Moskau geht irgendein künstlerischer Wert nicht verloren. Außerdem verspricht das Kommissariat für Volksaufklärung in ganz Rußland Ersatz durch andere Denkmäler. Wartet nur, ihr werdet sie bald zu sehen bekommen! Zarendenkmäler haben nach der Geschichtsauffassung der Räteregierung nur dann einen didaktischen Sinn, wenn sie in aller Öffentlichkeit be-

seitigt werden. Man versammelte ebendeshalb auch gerade hier vor der Erlöserkirche die Soldaten der Roten Armee, die im Begriffe stehen, gegen die Tschecho-Slowaken an die Wolga zu gehen, zu einer Parade. An diesem Platze steht ein rotes, neues, äußerst verschrobenes Gebäude, das sich ein reicher Moskauer Bürger in früheren Jahren, nichts Schlimmes ahnend, errichtet hat. Es dient jetzt als Kriegskommissariat. Trotzki hält vom Balkon herab eine Rede an das Volk.

Von der Zarenzeit sind in Moskau nur die Geistlichen und die Droschkenkutscher in ihren alten langen Trachten übriggeblieben. Vielleicht hängt die Unveränderlichkeit ihrer Tracht mit der Unveränderlichkeit ihres Berufes zusammen und die Unveränderlichkeit ihres Berufes mit der Unveränderlichkeit ihrer Gesinnung. Diese Fuhrleute nehmen heute zwanzig Rubel für eine Fahrt, die früher vierzig oder sechzig Kopeken kostete. Bei schlechtem Wetter nehmen sie sechzig oder achtzig. Dennoch sind sie nicht zufrieden. Das Geld ist nichts wert. Der Hafer ist sehr teuer. Die Pferde sind anatomische Reliefs geworden. Dementsprechend ist der Gesichtsausdruck der Droschkenkutscher ernst, ihre Haltung zusammengesunken. Mehrmals haben Droschkenkutscher, vom Bock im Fahren halb zurückgelehnt, mich anzusprechen geruht. Der eine stellte mit einem rätselhaften, von jeder Ironie entfernten Lachen fest, daß „zur Zeit Nikolais" das Leben leichter, das Brot billiger war. Der andere äußerte bestimmt, daß er im Begriffe stehe, einen Strick zu kaufen und sich aufzuhängen. Es sei nicht zum Aushalten . . . Der dritte, ein älterer Philosoph, bemerkte: „Es ist nun so weit, Herr, daß bei uns die Lebenden die Toten beneiden. Niemals hat man dem Volk die Wahrheit gesagt. In wessen Händen sind wir nun? Es ist, als ob es die Wahrheit überhaupt nicht gäbe . . ."

Die Moskauer Droschkenkutscher sind Schlaumeier. Sie verlieren von Tag zu Tag ihre alte Kundschaft; die Bourgeoisie kann bald nicht mehr Droschke fahren. Umsonst sind alle Bemühungen, das Bürgertum durch teilnehmende Gespräche zum Droschkenfahren anzuregen. Die Selbstmordabsichten der Moskauer Droschkenkutscher sind weniger glaubhaft.

Krisis

Am Abend des 6. August hat der neuernannte deutsche Gesandte in Moskau, Dr. *Helfferich,* Moskau verlassen, um sich zu mündlicher Berichterstattung nach Berlin zu begeben. Am 7. August ist das gesamte Personal der deutschen diplomatischen Mission samt der Hauptkommission für die Kriegsgefangenen von Moskau nach Petersburg übergesiedelt. Die Ursache dieser Veränderungen ist die allgemeine Lage in Rußland.

„In dem Augenblick, wo Indien das englische Joch abwirft, rufen unsere rechtsstehenden Sozialisten die englischen Räuber in das Land. Die Unterdrücker des irischen Proletariats nutzen die Schwäche Rußlands aus, um Rußland zu unterdrücken", schreibt Ustinow in der „Iswestija" mit Bezug auf die Lage in den Nordgebieten. In der gleichen Nummer des Blattes der Räteregierung beschäftigt sich ein Artikel mit dem Anwachsen der tschecho-slowakischen Gefahr, die den Kampf für Wiederherstellung der Monarchie bedeute. Man macht in Sowjetkreisen kein Hehl aus dem Ernst der Lage nach innen wie nach außen. In den letzten Tagen lag etwas wie Panikstimmung über Moskau. Das Straßenleben geht zwar seinen gewöhnlichen Gang, aber in jener eigentümlichen Stille und Gedrücktheit, die irgendein unbestimmbares Ereignis ankündigt. Solche Stimmungen sind nur die Schatten vorübergehender Wolken, und das Gewitter läßt auf sich warten. Aber alle Gedanken und Gespräche drehen sich um die Tagesfragen: die von den Fronten vorliegenden Nachrichten und um die beunruhigenden lokalen Ereignisse. *Zarizyn* ist angeblich dieser Tage von den Truppen des Generals Denikin eingenommen worden. *Archangelsk* scheint fast ohne Kampf in die Hände der Engländer übergegangen zu sein, die dortigen Vertreter der Räteregierung sind geflohen. Es heißt, daß sich auch *Wologda* seit dem 7. August in den Händen der aufständischen Weißen Garde befindet, es gibt sogar Phantasten, die behaupten, die Engländer stünden nur noch

sechzig Werst von Petersburg, die Deutschen seien auf dem Vormarsch nach Moskau. Noch immer dauert die Mobilisierung der Roten Armee. Am 6. August erließ das Kriegskommissariat an alle in Moskau anwesenden ehemaligen *Offiziere* bis zum Alter von sechzig Jahren unter Androhung der schwersten Strafen den Befehl, sich am Vormittag des 7. in der Manege der Alexejewschen Kriegsschule im Lefortowo-Stadtviertel einzufinden. Über zwanzigtausend Offiziere haben sich zu dieser Musterung eingefunden. Ohne weitere Erklärung wurden sie alle festgehalten. Bis zu diesem Augenblick befindet sich noch nicht einer der Internierten auf freiem Fuße. Abermals herrscht in zahllosen Familien Moskaus der Schrecken und die bange Sorge um das Schicksal von Vätern, Brüdern, Söhnen. Es ist bis zu diesem Augenblick noch nicht bekannt, wie sich die Frage der Offiziere lösen wird. Voraussichtlich wird man nur diejenigen freilassen, die eine schriftliche Erklärung abgeben, daß sie die Räteregierung anerkennen und bereit sind, in der Roten Armee Dienst zu tun. Der Aufruf der Räteregierung an alle gedienten Unteroffiziere der alten Armee, zu den Waffen zu eilen und für die bedrohte Revolution zu kämpfen, scheint keinen großen Erfolg zu haben.

Den bürgerlichen Zeitungen, die sich dieser Tage mit einer Anfrage an die Regierung wandten, wann ihre Wiedereröffnung genehmigt werden könne, erhielten den Bescheid, daß sie vor dem ersten Siege der Räteregierung über die Tschecho-Slowaken nicht wieder erscheinen würden. Viele schließen aus dieser Auskunft, daß mit dem Wiedererscheinen der bürgerlichen Presse in absehbarer Zeit nicht zu rechnen sei.

Da die Zensur gegenwärtig unnachsichtiger als je ihres Amtes waltet, so haben in ganz Moskau die *Gerüchte* um so freieren Spielraum. Alle diese Gerüchte, denen zweifellos ein System zugrunde liegt, schaffen den Eindruck, als ob die Agonie der Räteregierung bereits begonnen habe. Über den Verrat ganzer Divisionen an der Front, über die Haltung der in Moskau liegenden Räteregimenter, über die Stärke und Führung der aus dem Osten und Norden gegen Moskau vorrückenden gegenrevolu-

tionären Truppen laufen Gerüchte um, die je nach den Ohren, denen sie zugetragen werden, Furcht oder Hoffnung erwecken sollen. Auf den Straßen hat man wieder begonnen, den Bessergekleideten heimliche hektographierte Zeitungen anzubieten. Die meisten der Blätter sind nur auf Gimpelfang berechnet, denn das Blatt kostet anderthalb Rubel und ist äußerst armseligen Inhalts. Die Regierungsblätter widersprechen kategorisch dem allgemein verbreiteten Gerücht von einem an die Räteregierung gerichteten Ultimatum des Generals Alexejew, der den Bolschewiki eine weitgehende Amnestie zugesichert habe, falls sie ihre Macht freiwillig niederlegen. Im anderen Fall werde kein Pardon gegeben werden. Auf Grund dieses Ultimatums sei am 5. ds. im Kreml der ,,Rat der Fünf", bestehend aus Lenin, Trotzki, Tschitscherin, Swerdlow und Steklow zusammengetreten. Es sei zwischen Lenin und Trotzki zu einer scharfen Auseinandersetzung gekommen. Lenin habe die Ansicht ausgesprochen, daß die Zeit gekommen sei, die Gewalt niederzulegen. Man müsse sich mit einer Erklärung an das Volk wenden, die Räteregierung habe sich zwar in ihrer Erwartung der nahen allgemeinen Weltrevolution geirrt, sie betrachte aber die bisherigen revolutionären Taten des russischen Proletariats als eine geschichtliche Leistung, deren Spuren nicht mehr verwischt werden können. Trotzki dagegen habe jeden Tag des Aushaltens als einen Gewinn für die Sache der Revolution bezeichnet und gedroht, jeden Abtrünnigen erschießen zu lassen und Moskau eher in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, als kampflos das Feld zu räumen.

Jedenfalls ist sowohl die Menge wie der Inhalt der in diesen Tagen in Moskau umlaufenden Gerüchte für die kritische Atmosphäre des Augenblicks symptomatisch. Es wird behauptet, daß eine Anzahl Mitglieder der Räteregierung Moskau in den letzten Tagen verlassen habe. Tatsächlich haben in den letzten Tagen viele Einwohner Moskau verlassen. Ein Dekret der Regierung fordert alle, die in der Stadt keine ständige Beschäftigung haben, auf, sich aus Moskau zu entfernen. Auch ist es Tatsache, daß die oberen Stockwerke der großen Geschäftshäuser an der

Lubjanka und ihren Nebenstraßen, eines hochgelegenen Viertels, von wo aus sich die gesamte Stadt gut übersehen und beherrschen läßt, in den letzten Tagen auf Befehl der „Außerordentlichen Kommission" von ihren Bewohnern geräumt und mit Kriegsgerät für irgendwelche strategischen Zwecke ausgerüstet wurden. Die Räteregierung hat in den letzten Wochen in fast allen Städten und Dörfern die *Bewaffnung des Proletariats*, d. h. die Versorgung der Arbeiter und Bauern mit Gewehren, Maschinengewehren, Handgranaten und Munition, systematisch durchgeführt. Arbeiter und Arbeiterinnen, mit dem Gewehr auf der Schulter, marschieren in Kolonnen zu ihren Übungen durch die Straße. Moskau ist des Nachts ohne Straßenbeleuchtung, eine dunkle Häuserwüste unter dem sommerlichen Sternenhimmel. Nur der große, weithin sichtbare Kremlpalast, durch Bogenlampen von außen taghell beleuchtet, ruht wie eine einsame weiße Insel in diesem Meer von Dunkelheit. Die Gerüchte behaupten natürlich längst, der gesamte Kreml sei unterminiert und werde im Falle eines Aufstandes in die Luft gesprengt.

Die russische Öffentlichkeit versteht es, ihre Erzählungen mit den interessantesten Einzelheiten auszuschmücken. Sie zitiert mit dem Talent eines geborenen Dramatikers mühelos ganze Dialoge, wie beispielsweise die apokryphen Auseinandersetzungen zwischen Lenin und Trotzki oder eine angebliche Unterredung zwischen Lenin und Helfferich, in der der letztere den Bolschewiki den militärischen Beistand Deutschlands gegen die Tschecho-Slowaken habe aufnötigen wollen, was aber von Lenin mit stolzen Worten abgelehnt worden sei. Die Wirklichkeit ist nüchterner. Dr. Helfferich befand sich nur acht Tage auf seinem Posten in Moskau und hat Lenin in dieser Zeit überhaupt nicht gesehen. Seit dem Attentat auf den Grafen Mirbach waren für die Sicherheit der deutschen Gesandtschaft so umfassende Schutzmaßnahmen nötig geworden, daß der Zustand beinahe einer Internierung gleichkam. Es war für jeden, der in den letzten Wochen nach Moskau kam, nicht schwer, sich von der Unhaltbarkeit der augenblicklichen Verhältnisse, die ein gedeihliches Arbeiten zwischen den Organen der

Räteregierung und den Vertretern einer fremden Macht unmöglich machten, zu überzeugen. Sichtlich besteht bei den leitenden Männern der Räteregierung der beste Wille, die Schwierigkeiten und Hindernisse, die der Ausführung des Brester Friedensvertrages auf Schritt und Tritt entgegenstehen, hinwegzuräumen. Der Kriegszustand gegen die Entente läßt es der Räteregierung ohnehin als wünschenswert erscheinen, die Reibungsmöglichkeiten mit Deutschland zu verringern. Trotz alledem kamen selbst die einfachsten Angelegenheiten des täglichen Geschäftsverkehrs nicht vorwärts. Somit ist die Verlegung der gesamten deutschen Gesandtschaft nach Petersburg, die unter anderen Verhältnissen eine enorme Erschwerung des geschäftlichen Verkehrs mit der Moskauer Regierung zur Folge gehabt haben würde, fast ohne Bedeutung. In Sowjetkreisen hat man zwar anfänglich den plötzlichen Entschluß der deutschen Mission, Moskau zu verlassen, nicht ohne Bestürzung aufgenommen. Aber die innere Notwendigkeit dieses Schrittes lag zu sehr auf der Hand, als daß man nicht aufgeatmet hätte, auf diese einfache Weise der schweren Verantwortung für das Gelingen etwaiger weiterer Attentatsversuche enthoben zu sein. Das Verhalten der Räteregierung war korrekt. Radek, der als Vorsteher der mitteleuropäischen Abteilung des Kommissariats für auswärtige Angelegenheiten mit persönlichen Vollmachten Lenins bereits seit einigen Tagen die Bürgschaft für den Schutz der Gesandtschaft übernommen hatte, entledigte sich seiner Aufgabe auch bei der Abreise der Mission in einer umsichtigen und entschlossenen Weise. Radek war anfänglich beauftragt, sich zugleich mit der Gesandtschaft nach Petersburg zu begeben, um von dort aus die Verbindung mit der Moskauer Regierung aufrechtzuerhalten. Er ist statt dessen am Mittwoch auf die Nachricht, daß der Zug des am Dienstagabend nach Orscha abgereisten deutschen Gesandten unterwegs aufgehalten worden sei, dem Gesandten in einem Sonderzuge nachgereist. Inzwischen ist die Nachricht eingetroffen, daß der Zug die sichere Grenze passiert hat. In Moskauer Sowjetkreisen waren am Mittwoch Nachrichten über die unsichere Haltung eines Teiles der in Orscha liegen-

den Sowjettruppen eingelaufen. Gestern haben Schießereien zwischen einzelnen Abteilungen der russischen Truppen bei Orscha stattgefunden.

Die Kräfte der *Gegenrevolution*, die Widerstände aller Art gegen die Gewalt der Räte, die Unzufriedenheit weiter Kreise der Bevölkerung, auch der unteren Klassen, sind in den letzten Monaten sichtlich gewachsen. Handel und Wandel sind zur Zeit so gut wie ganz ins Stocken geraten. Die Ernährungsschwierigkeiten sind unerhört. Am schlimmsten geht es hier wie auch in anderen Ländern dem kleinen Beamtentum, dem Mittelstande der kleinen Geschäftsleute, außerdem aber auch den ehemaligen begüterten Offiziers- und Beamtenfamilien. Viele von ihnen bestreiten jetzt ihren Lebensunterhalt nur noch durch den Verkauf von Kunstgegenständen und Möbeln. Auf dem Lande wie in den Städten, überall dasselbe Bild. Die einzelnen Bevölkerungskreise stehen einander mit einem Mißtrauen, einem stillen Haß gegenüber, der immer weiter hinwegführt von jenem Himmel auf Erden, den die Bolschewiki in ihrem sozialistischen Staat verheißen hatten. Die Herrschaft der Räteregierung wird, wenn sie nächstens enden sollte, von dem alten Rußland nach neun Monaten nur Ruinen übrig lassen. Ihre neu geschaffenen Verwaltungsorganisationen haben noch keine Zeit gehabt, Positives zu leisten. Nur nach außen besteht einigermaßen ein Anschein von Ordnung. Straßenraub und Überfälle sind in der letzten Zeit seltener geworden. Um so zahlreicher aber sind die Fälle von gesetzlichen Eingriffen gegen das Eigentum. Die Nerven der Bevölkerung sind krank und verbraucht. Zweifellos vergrößert die Räteregierung ihre inneren Schwierigkeiten dadurch, daß sie hinter ihre agitatorische Tätigkeit die Erfordernisse selbst einer nur primitiven Weiterführung des Wirtschaftslebens weit zurückstellt, und daß sie es nicht verstanden hat, auch nur einen Teil der Intelligenz auf ihre Seite zu ziehen. Im Gegenteil. Wenn bisher ein Gemeinsamkeitsgefühl der bürgerlichen Kreise in Rußland nicht bestanden hat — jetzt ist es im Entstehen.

Über eine kommende andere Regierung ist es überflüssig, Vermutungen zu äußern. Es mag sein, daß die Männer schon vorhanden sind, die den

Mut haben werden, als die ersten das Erbe der Bolschewiki anzutreten und eine neue Regierung zu bilden. Vielleicht ist bereits in der sibirischen Regierung, die sich scheinbar aus Vertretern aller nicht kommunistischen Parteien zusammensetzt, das Urbild dieser neuen russischen Regierung vorhanden. Die Orientierung aller als gegenrevolutionär bezeichneten Kreise scheint im Augenblick ausschließlich darauf hinauszugehen, die Bolschewiki zu stürzen. Was das Gebiet der äußeren Politik anlangt, so wird keine verantwortliche Regierung in Rußland, aus welchem Lager sie auch kommen möge, imstande sein, eine andere als eine *neutrale Politik* zu führen. Jede neue Regierung in Rußland wird auf lange Zeit durch die inneren Aufgaben vollkommen gebunden sein. Sie wird, mindestens im Anfang, mit dem bewaffneten Widerstand eines Teiles der Massen zu rechnen haben, in denen die Saat der Bolschewiki Wurzel gefaßt hat, und hart kämpfen müssen.

Die *Entente* betrachtet die Unterstützung der Gegenrevolution in Rußland als ihre besondere Aufgabe. Sie glaubt eine neue Front gegen Deutschland schaffen zu können. Diese Berechnung wird sich als ein Irrtum ersten Ranges erweisen. Rußland will nichts als Ruhe. Deutschland gibt ihm keinen Anlaß zu einer Wiederaufnahme des Krieges, und es wird ihm diesen Anlaß nicht geben. Das russische Volk in der elementaren Macht seines Ruhebedürfnisses kennt die alten Losungen eines Buchanan und Kerenski viel zu gut, um sich noch einmal als „kriegführender Staat" am Kragen packen und ins Feuer schicken zu lassen. Die Bolschewikiregierung wollte einmal der Welt den *allgemeinen Frieden* bringen. Ihre Versuche, den Frieden durch die allgemeine Revolution herbeizuführen, waren bis jetzt umsonst. Für einen Frieden ohne Revolutionen hatte diese Regierung von Agitatoren kein Interesse. So konnten unter der Herrschaft der Räte die Wunden nicht heilen, die der Krieg Rußland geschlagen hat. Vielleicht aber wird die jetzige Zeit der Wirren gerade in Rußland die neuen Männer und die neuen Gedanken gebären, die imstande sind, den

allgemeinen Frieden herbeizuführen, so wie einst die Gedanken und die Männer des vergangenen, niemals wiederkehrenden Rußland vor 1914 den Krieg über die Welt heraufgeführt haben.[1]

Zustände

Trotz der strengen Bewachung der Städte, die durch Milizen aufrecht erhalten wird, häuft sich in letzter Zeit die Zahl der *Raubanfälle*, sowohl in Moskau wie an anderen Orten Rußlands. Die Zustände erinnern vielfach an die Zeit vor dem vorigen Anarchistenaufstand im Dezember. So drangen am 15. August fünf mit Revolvern bewaffnete Männer, die in einem Auto vorfuhren, in die an der Schmiedebrücke, einem der belebtesten Punkte Moskaus, gelegene Auszahlungsstelle der Arbeitslosenunterstützung, bemächtigten sich der Kasse, deren Inhalt 400 000 Rubel betrug, und fuhren unbehelligt davon. Ein ähnlicher Überfall wurde auf die Zentralkasse der Genossenschaften (Kooperativen) unternommen. Hier fielen den Räubern fünf Millionen Rubel in die Hände. Vor einigen Tagen wurde die Kasse der Kursker Eisenbahn mit etwa anderthalb Millionen Bargeld, die auf einem Lastwagen nach der Hauptkasse geführt werden sollte, mitten in der Stadt von sechs bewaffneten Männern geraubt. Bei diesem Überfall wurde der den Transport begleitende Milizsoldat durch einen Revolverschuß getötet, der Kutscher verwundet. Die Räuber luden in der allgemeinen Verwirrung die Geldkisten auf ein Automobil, warfen unter das Publikum eine Sprengbombe, die eine Anzahl Opfer forderte, und entkamen. Im Kriegskommissariat des Ar-

[1] Ich würde heute, wo die Frage der Urheberschaft am Weltkriege vielen Deutschen aufs neue zum Gegenstand der leidenschaftlichsten Forschung geworden ist, diesen Satz nicht mit derselben überzeugten Ruhe niederschreiben können, wie damals im August 1918; ich erwarte auch die neuen Männer und die neuen Gedanken nicht mehr von Rußland allein. Der Verf.

beiterviertels Präßnenskaja wurde in der Nacht auf den 19. August ein feuersicherer Schrank erbrochen und geleert. Sogar die Parteikasse der linken Sozialrevolutionäre, die nach dem Attentat vom 6. Juli bei einem Vertrauensmann der Partei in Sicherheit gebracht wurde, ist nicht verschont geblieben. Sie ist dieser Tage samt dem vorzüglichen Vertrauensmann in die Ukraine verschwunden. Besonders häuft sich der Raub von Automobilen. Die Räuber suchen sich für diese Unternehmungen die lebhaftesten Straßen der Stadt aus.

Mit dem Gefühl der zunehmenden Unsicherheit wächst in der Bevölkerung der russischen Hauptstadt zugleich das Gefühl einer täglich schlimmeren Lage auf dem Gebiet der *Lebensmittelversorgung*. Vorige Woche konnte in den meisten Stadtvierteln Moskaus die tägliche Ration von einem Achtel Pfund Brot nicht mehr verteilt werden und ebensowenig die als Ersatz versprochene Grütze. Der Preis für das Pud Roggenmehl ist jetzt auf die ungeheuerliche Höhe von 500 Rubel gestiegen. Mehrere Waggons mit Getreide, die dieser Tage an einem Moskauer Bahnhof für die Lebensmittelverwaltung eintrafen, wurden in der Nacht von Eisenbahnbeamten abgehängt und noch in derselben Nacht an die Bewohner des nächstgelegenen Stadtviertels verkauft. In vielen Familien herrscht einfach der Hunger. Ein Pfund schlechtes, schwarzes Brot kostet jetzt 12 Rubel, das Pfund Zucker kostet 28 Rubel. Fleisch und Fleischwaren sind entsprechend gestiegen. So kostet Wurst je nach der Güte zwischen 18 und 28 Rubel das Pfund. Käse ist seit Wochen nicht mehr aufzutreiben. Für Fische, Konserven, Gemüse gelten entsprechend hohe Preise. An die Stelle des Brotes tritt überall die Kartoffel. Auf den Feldern in der Nähe Moskaus sind die Kartoffeln bereits überall eingeerntet und verzehrt. Ganze Expeditionen von Familien wandern auf das Land, um sich einen Sack Kartoffeln zu verschaffen. Das russische Pfund Kartoffeln wird mit zwei Rubeln bezahlt. In den Speisehäusern kostet eine Kartoffel, statt des Brotes als Zuspeise gegeben, einen Rubel. Man verheißt allerdings in den Kreisen der Regierung eine entschiedene Besserung der jetzigen schweren Lage in den nächsten Wochen. Ver-

pflegungskommandos, bestehend aus siebzig Mann mit Maschinengewehren, werden auf das Land gesandt, um Lebensmittel zu requirieren. Im besten Fall kann aber die Abhilfe nur für die nächste Zeit gelten. Ich sprach dieser Tage den früheren Besitzer einer großen Moskauer Druckerei. Die Firma arbeitet noch, allerdings sind ihre früheren ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete des Kunstdrucks unmöglich geworden; es werden nur noch Broschüren, Zeitungen und Plakate hergestellt. Die Zahl der Arbeiter hat sich bedeutend verringert. Das Lohnbudget der Firma belief sich noch vor etwa einem Jahr auf 48000 Rubel im Monat, es beläuft sich jetzt auf 593000 Rubel. Der Inhaber eines Teegeschäfts erzählte mir, daß die normale aus Staniol und Papier bestehende Emballage für ein Pfund Tee, die früher 5 Kopeken kostete, jetzt auf 2 Rubel zu stehen kommt. Die Ersetzung einer der großen zerstörten Fensterscheiben im Hause der deutschen Gesandtschaft kostete 15000 Rubel. Ein Herrenanzug ist nicht unter 1600 Rubel zu haben. Wie in den kommenden kalten Monaten die Heizungsfrage gelöst werden soll, ist unklar; ein Kommissar erklärte mir dieser Tage: „Wir werden im nächsten Winter mit Klavieren heizen." Auf den Gütern fehlt es nicht an Holz, wohl aber an Arbeitskräften, die das Fällen, Zerkleinern und den Abtransport des Holzes in die Städte besorgen. Charakteristisch ist eine Zeitungsmeldung, daß die Zahl der Kinder in Moskau seit dem vorigen April um 40 v. H. zurückgegangen ist. Als Ursache wird die Verlegung der meisten Asyle auf das Land und die Abreise vieler Familien angegeben.

Trotz aller dieser Umstände, die geeignet scheinen, ein recht düsteres Gesamtbild der Lage in Moskau hervorzurufen, zeigt das Straßenleben keine Veränderung. Inzwischen behauptet die „Außerordentliche Kommission", vielleicht um ihre Berechtigung nachzuweisen, einen zum 20. August geplant gewesenen Aufstand organisierter Offiziere unterdrückt zu haben. Die Festnahme der 15 000 Offiziere, die sechs Tage gefangengehalten, dann aber wieder entlassen wurden, erklärt sich nachträglich als eine dieser Maßnahmen, um eine Anzahl der

mutmaßlichen Führer dieses Aufstandes in die Hände zu bekommen. Ebenso heißt es, daß die Räumung der hochgelegenen Stockwerke in den dem Kreml benachbarten Stadtvierteln nur geschehen sei, um dem Aufstandsversuch vorzubeugen. Faktisch ist Moskau jetzt fester als je in der Hand der Räteregierung. Irgendwelche Überraschungen, etwa durch einen plötzlichen Vorstoß der Tschecho-Slowaken, erscheinen nach der jetzigen Lage an den Fronten als ausgeschlossen. Die Lage der Tschecho-Slowaken in Sibirien ist schwierig, und in Samara, dem Hauptquartier der Bewegung, herrscht ein Zwist zwischen der dort eröffneten, meist aus radikalen Sozialrevolutionären bestehenden Rumpfsobranje und der Omsker Sibirischen Regierung. Die Tschecho-Slowaken gelten als kriegsmüde. Sie stellen außerdem nur einen bescheidenen Teil der gegen die Räteregierung kämpfenden Armee dar, deren Hauptkräfte aus russischen Elementen gebildet werden. Im übrigen sind aus der Omsker Regierung neuerdings sämtliche Sozialrevolutionäre ausgetreten. Faktisch herrscht in Rußland der Kampf aller gegen alle. Im Norden wie an der Wolga, im Dongebiet wie in Sibirien stehen Reste ehemaliger Heeresverbände einander feindlich gegenüber, umgehen einander, besetzen Städte, verlassen sie wieder, liefern einander Gefechte, gehen auch gelegentlich von der einen auf die andere Seite. Es scheint, auch östlich der Wolgafront herrscht jetzt dieselbe politische und faktische Zersetzung wie im übrigen alten Rußland. Die Süduralregierung, die Omsker Regierung, die Charbiner Regierung und die Regierung in Samara, die sich anfangs zu einheitlichem Handeln zusammengeschlossen hatten, gehen immer mehr ihre eigenen Wege. Die Rückwirkung dieses Zustandes auf die Truppen, die gegen Moskau kämpfen sollen, bleibt nicht aus.

Trotz der schwierigen Lage im Innern, trotz der sich mehrenden Aufstände in den Gouvernements und trotzdem die Wiederkehr der deutschen Gesandtschaft nach Moskau sich verzögert, trägt man in Sowjetkreisen eine zuversichtliche Stimmung zur Schau. Gelingt es der Sowjetregierung und den energischen Maßnahmen Trotzkis tatsächlich, die

tschecho-slowakische Gefahr zu beschwören, so ist die Existenz der Bolschewikiherrschaft wieder einmal gesichert, und die Bewohner Moskaus werden sich mit den örtlichen Verhältnissen, so wie sie nun einmal sind, abzufinden haben. Ob sie sich im Laufe der nächsten Wochen bessern oder sich verschlechtern werden, ist schwer zu sagen.

Die Lage der Sowjetregierung

Zur Aufhellung der rätselvollen Lage, die durch die Abreise der Moskauer deutschen Gesandtschaft nach Petersburg und von dort unerwarteterweise über Finland nach Reval und Pleskau und durch die gleichzeitige Rückkehr des Berliner Gesandten *Joffe* nach Moskau entstanden ist, fuhr gestern abend Radek im Auftrage des Rates der Volkskommissare in einem Sonderzuge nach Berlin; er ist heute, am 14. August, da er unterwegs mit Joffe zusammentraf, wieder nach Moskau zurückgekehrt. Radek hinterließ in der „Iswestija" einen Leitartikel, in dem er die Abreise der deutschen Mission auf die durch die Attentate von Moskau und Kiew hervorgerufene „nervöse Unruhe untergeordneter Organe" zurückführt und die Überzeugung ausspricht, daß die deutsche Regierung Maßnahmen ergreifen werde, wodurch schon in nächster Zeit die „normalen Arbeiten wiederaufgenommen werden können". Eine deutsche Politik des Abrückens von Rußland, die höchstens die Politik der sogenannten Kriegspartei sein könne, bedeute für die Absichten der Entente in Rußland die beste Hilfe. Sie schwäche notwendigerweise die Kraft der Sowjetregierung im Kampf gegen die Entente, der gerade in diesem Augenblick im Norden gegen die von England unterstützten Truppen und gegen die Tschecho-Slowaken mit aller Kraft aufgenommen werden sollte.

Der Kampf gegen die Tschecho-Slowaken ist in den letzten Tagen allerdings in eine neue Phase getreten. Es handelt sich nach dem Sprachgebrauch der offiziösen Blätter, um einen „psychologischen Durchbruch" in den Massen des revolutionären Rußland, die erst nach den Mißerfolgen im Juli die drohende Gefahr ganz begriffen haben. Die Dekrete des Rates der Volkskommissare, die Aufrufe Trotzkis, die in schreienden Farben ausgeführten Affichen an den Straßenecken haben alle dasselbe Ziel: die Aufwühlung der Arbeitermassen zum Kampf gegen den inneren und äußeren Feind. Die Mobilmachung der jüngeren Arbeiterjahrgänge soll im Laufe dieser Woche beendigt werden. Angeblich sind bereits 300 000 Mann Verstärkungen an die östliche Front abgegangen. Trotzki selbst ist am 9. August dorthin abgereist. Dem Kriegsrevolutionstribunal sind außerordentliche Vollmachten für den Schutz der Eisenbahnlinien und zur Sicherung gegen jede Art von Sabotage und Verrat übertragen worden. Die Vertreter der Räteregierung bezeichnen den Verlust von Simbirsk, Jekaterinburg und Kasan nur als einen zeitweiligen. Kasan sei von einer kleinen Abteilung der Tschecho-Slowaken besetzt, aber bereits von den Roten Truppen eingeschlossen, die dieser Stadt das Schicksal von Jaroslawl bereiten werden. Die Wegnahme der wichtigsten Städte zwischen Ural und Wolga und die Besetzung der strategisch wertvollen Kamamündung beweist jedenfalls ein methodisches Vorgehen des Gegners. Durch das zur Zeit in Samara erscheinende Blatt „Semlja i Wolja" ist bekannt geworden, daß die Räumung von Ufa fast ohne Kampf geschah, da der Führer der Bolschewikitruppen, der frühere Oberstleutnant Machin, mit seinem ganzen Stabe der geheimen militärischen Sektion der rechten Sozialrevolutionäre angehörte, und den ihm bekannten Plan *Podwoiskis*, die Tschecho-Slowaken an einer Zusammenziehung ihrer Streitkräfte bei Tscheljabinsk und Samara zu hindern und ihnen eine Schlacht zu liefern, durchkreuzte. Auch die Pläne der Bolschewiki, die Eisenbahnlinien hinter der Tschecho-Slowaken-Front zu zerstören, sind mißglückt. Eine andere Frage sind allerdings die Zustände in den Reihen der Tschecho-Slowaken selbst und

das Verhältnis dieser Truppen zu denen der Omsker Regierung. Die Bolschewiki behaupten, daß sich in den Reihen der Tschecho-Slowaken eine bolschewistische Gärung bemerkbar mache. Angeblich befinden sich jetzt fast sämtliche Mitglieder des Zentralkomitees der rechten S.-R. mit Sawinkow an der Spitze wie auch die Bevollmächtigten der Kadettenpartei jenseits der sogenannten Tschecho-Slowaken-Front. Aus einer Quelle, die Glauben beansprucht, deren Zuverlässigkeit aber nicht nachgeprüft werden kann, verlautet weiter, daß zwischen der Parteileitung der rechten S.-R. und der Kadetten bereits ein Kompromiß über die Zusammensetzung der künftigen Regierung geschlossen sei. Danach sollen die S.-R., obgleich sie über die Mehrheit von Anhängern verfügen, sich bereit erklärt haben, den bürgerlichen Kreisen in der künftigen Regierung die Führung zu überlassen, da sie aus Gründen des Burgfriedens gezwungen seien, fürs erste auf die Durchführung ihres innerpolitischen Reformprogramms zu verzichten. Im übrigen ist jetzt, wo die Räteregierung den Willen zeigt, sich mit kräftigen Schlägen zur Wehr zu setzen, weniger als je der Augenblick, sich mit Erörterungen über die Form einer etwaigen künftigen Regierung abzugeben.

Am vorigen Sonntag hat auf dem Platz vor dem Kreml eine große *Truppenschau* der *Roten Armee* stattgefunden. Um die Stimmung zu heben, brachten die offiziösen Blätter am Tage vorher in Fettdruck eine Reihe Meldungen über angebliche Unruhen im deutschen Heere. Alles muß gegenwärtig dazu dienen, um den Glauben an die nahe bevorstehende Weltrevolution, die Hoffnung der revolutionären Machthaber in Rußland, am Leben zu halten. Der Nachmittag war regnerisch, und weder das Aufgebot der Truppen noch die Zahl der Zuschauer entsprach hochgespannten Erwartungen. Es mögen etwa 10 000 Mann versammelt gewesen sein, mit roten Fahnen, Automobilen und Rednertribünen in der Mitte. Unter den Rednern befand sich der erst vor einigen Tagen aus seiner Haft in Finnland zurückgekehrte *Kamenew*, der früher für den Posten eines Gesandten der russischen Republik

in Wien ausersehen war, diese Stelle aber neuerdings mit der Tschitscherins vertauschen sollte. An der Parade nahm auch ein Regiment von Eisenbahnarbeitern teil. Später zogen die bewaffneten Abteilungen mit Musik und Ambulanzwagen durch die Straßen heimwärts. Die Kundgebung machte auf die Öffentlichkeit wenig Eindruck.

Die *Abreise* der *deutschen Gesandtschaft* aus Petersburg war am Sonntag nachmittag in Moskau noch nicht bekannt. Doch wurde bereits die Stellung, die Deutschland nach der Abreise Helfferichs gegenüber der Räterepublik einnehmen werde, nicht ohne Besorgnis erörtert. Man bezeichnete es als eine Grundbedingung des Sieges über die Tschecho-Slowaken, die in sechs Wochen über den Ural zurückgeworfen werden müßten, daß Deutschland in dieser Zeit der Räterepublik nicht in den Rücken falle. Trotz der erregten Stimmung der Bevölkerung in den Städten und der aufsässigen Haltung der Bauern hält man es in Sowjetkreisen nicht für schwierig, die Macht in Moskau und in den übrigen Städten in der Hand zu behalten, auch wenn in den nächsten Tagen so gut wie alle Truppen an die Front abgehen sollten. Ernste Aufstandsversuche im Innern erscheinen unmöglich, denn das Bürgertum ist ohne Waffen, auch ist gegen etwaige Überraschungen eine Reihe vorbeugender Maßnahmen getroffen worden und noch weiterhin geplant. Vielleicht wird über Moskau der Belagerungszustand verhängt. Für den Sicherheitsdienst, für die Bewachung der Kommissariate und der Arsenale genügen dann angeblich einige tausend Mann bewaffneter Parteimitglieder. Im Moskauer städtischen Sowjet forderte Kolegajew heute die Errichtung von Konzentrationslagern für die Offiziere und die Geiseln der Bourgeoisie, die erschossen werden sollen, wenn von bürgerlicher Seite ein Aufstand versucht würde. Kolegajew versprach, die Beschlüsse des allrussischen Sowjetkongresses zu unterstützen, forderte aber für die linken Sozialrevolutionäre, die er im Sowjet vertritt, volle Rede- und Handlungsfreiheit. In allen übrigen russischen Städten wurden wie in Moskau alle Offiziere registriert. Die Regierung hat dadurch mit einem

Schlage in ganz Rußland ungefähr 50000 Offiziere festgenommen. Von diesen sollen angeblich einige hundert, die auf den Listen der Konterrevolutionäre standen, erschossen werden. Ein Teil von ihnen, soweit sie eine Erklärung abgaben, daß sie aus dem russischen Untertanenverbande austreten und sich mit deutschem oder polnischem Schutzschein in ihre Heimat begeben, wurde auf Verlangen des deutschen Generalkonsulats freigelassen, die übrigen will man in Konzentrationslager bringen. Die Regierung ließ ferner vor einigen Tagen in Moskau eine größere Anzahl Engländer, Franzosen, im ganzen mehrere hundert Geschäftsleute, darunter einige bekannte Mitglieder der sogenannten Großbourgeoisie, festnehmen. Gegen eine Anzahl von ihnen scheinen Beweise für die Teilnahme an konterrevolutionären Organisationen vorzuliegen. Weitere Massenverhaftungen von Vertretern des Moskauer Bürgertums werden angekündigt. Es wird versichert, daß wenn diese Maßnahmen nicht ausreichen sollten, um die äußere Ruhe zu wahren, eine Periode des absoluten Terrors, mit öffentlichen Hinrichtungen und ähnlichem, unvermeidlich sei.

Diese Andeutungen über die Absichten der Räteregierung stammen von einem führenden Mitgliede des Rates der Volkskommissare. Sie sind jedenfalls für die gegenwärtige Krisis bezeichnend. Ob tatsächlich der schon längst bestehende Zustand der *Schreckensherrschaft* bis zu noch höheren Graden der diktatorischen Gewaltausübung gesteigert werden wird, hängt wohl ausschließlich von den äußeren Ereignissen der nächsten Zukunft ab.

Die verhafteten Offiziere wurden in der Reitbahn der Alexejewschen Kaserne eingeschlossen. Die Kaserne war von Artillerie umzingelt, ihre Ausgänge wurden von einem *Chinesenregiment* der *Roten Armee* bewacht. Die Unterkunft und die Verpflegung der Verhafteten, unter denen sich Männer bis zu sechzig Jahren, frühere Generale und Obersten befanden, spottete jeder Beschreibung. In diese Menge von Unglücklichen waren Kranke, Invaliden, sogar eine Anzahl erst dieser Tage aus der deutschen

Kriegsgefangenschaft heimgekehrter Offiziere hineingeraten, die hier Schlimmeres erlebten als in den langen Jahren des Krieges und der Kriegsgefangenschaft. Man mag die harte Maßregel der Festnahme von Tausenden von Geiseln unter den Verhältnissen des Klassenkrieges, der gegenwärtig in Rußland unendliche Opfer fordert und Jammer ohne Ende hervorruft, noch begreiflich finden. Man mag sogar den Bolschewiki zugeben, daß es menschlicher ist, Leute in Schutzhaft zu setzen, als sie später auf den Straßen durch Maschinengewehre hinzumähen. Aber der Mangel an Vorsorge, den die verantwortlichen Behörden in diesem Fall an den Tag legten, kennzeichnet den chaotischen Charakter aller Ereignisse im gegenwärtigen Rußland. Es mag sein, daß es der brutalen Entschlossenheit der revolutionären Führer auch in der jetzigen Lage noch einmal gelingt, ihre Macht zu behaupten. Ihr Ziel ist, Zeit gewinnen. Aber eines ist gewiß: diese Entschlossenheit zum Durchhalten reicht nicht allzu tief hinab in die einzelnen Kommissariate und in die zahllosen Räte. Je tiefer man hinabsteigt, desto häufiger begegnet man krassen Beispielen von Bestechlichkeit, Unzuverlässigkeit, Neigung zur Fahnenflucht. Die Haltung der Arbeitermassen ist eine abwartende. Noch niemals hat sich das hartnäckige Kleben an der Macht als ein sicheres Mittel zur Rettung einer unterhöhlten Position erwiesen.

Die Höhe des Kampfes

In dem Moskauer Großen Theater hat dieser Tage ein Konzertmeeting stattgefunden. Das *Konzertmeeting* ist eine, ich weiß nicht seit wann, von dem revolutionären Rußland eingeführte Verbindung von Symphoniekonzert und politischer Versammlung, philosophisch gesprochen, der Versuch einer Durchdringung der Politik mit dem Geiste der Musik. Den Versuch in der vorigen Woche unternahm *Lunatscharski*, der vor

der Revolution als begabter Schriftsteller bekannt war und Volkskommissar für das Bildungswesen geworden ist. Derselbe, der seit dem Ausbruch des roten Schreckens in Rußland, wenn auch nicht immer mit vollem Erfolge, sein Bestes tut, um schöne alte Kirchen, Palastgebäude und Museen vor pockenartigen und leprösen Entstellungen durch die Kugeln der Kanonen und Maschinengewehre des Bürgerkrieges zu schützen. Das Konzertmeeting, von dem die Rede ist, war nicht sonderlich gut besucht. Das große Publikum fehlte. Etwa 300 Personen verloren sich in dem weiten Parkett und in den Rängen, die vor zwei Monaten die stürmische Massendramatik des fünften Allrussischen Rätekongresses erlebten. Die Zuhörer des Konzertes waren fast ausschließlich Bolschewiki. Das ehemals kaiserliche Orchester spielte Beethovens fünfte Symphonie, wie es dieser Korporation von Musikern würdig ist. Es spielte die „Tannhäuser“-Ouvertüre und die Ouvertüre zu „Faust“. Dann traten Lunatscharski und ein anderer Kommissar als „Redneragitatoren“ auf die vom Proletariat eroberte Bühne. Lunatscharski sprach von den Übergängen zwischen Musik und Revolution und von einem schönen, freien Leben der Zukunft.

Draußen in den Straßen der Stadt Moskau ist allerdings gegenwärtig das Leben weder schön noch frei. Die kleine Schar der Führer, die das bewaffnete Volk der Arbeiter, Soldaten und Bauern durch die grauen Nöte des Klassenkampfes führt, weiß es selber am besten. Die Aktion der Tschecho-Slowaken an der Wolga, die militärische und finanzpolitische Unternehmung der Anglofranzosen in Nordrußland hat die Räterepublik vom sibirischen Getreide, von den Erzen des Urals, von den holzreichen Wäldern und fischreichen Flüssen abgeschnitten. In dem einst so üppigen *Moskau* herrscht *Hungersnot.* Die Menschen gehen blaß, abgemagert, scheu und stumm ihres Weges. Sie warten auf einen langen Winter ohne Brot, ohne Heizung. Denen, die Kleider und Pelze haben, droht man, sie zu nehmen. In den Arbeitermassen steckt Erbitterung, daß sie bei den ewigen Spannungen der äußeren Lage, bei der unerhörten Teuerung, die Früchte ihrer hohen Löhne und ihres Triumphes

über die Bourgeoisie nicht ernten. In den verödeten Wohnungen der Reichen, in den überfüllten Wohnungen des Kleinbürgertums, liegt der Alpdruck des Terrors. Die Haussuchungen, Verhaftungen und Erschießungen, die gewaltsame Räumung von Wohnungen, bald in diesem, bald in jenem Stadtviertel, die Requisitionen in den wenigen Läden, die noch offen sind, nehmen kein Ende. Die Tschecho-Slowaken, in Sibirien schwer bedroht, an der Wolgafront durch Kriegsmüdigkeit, durch Mangel an Munition und an Geschützen geschwächt, kommen nicht vorwärts. Allerdings lauten auch die Kriegsberichte der Roten Truppen von der Wolgafront in den letzten Tagen weniger zuversichtlich. Man beginnt mit der Räumung des verödeten Nishnij-Nowgorod. Man will die aus Petersburg nach Pensa verlegte „Expedition zur Herstellung der Staatspapiere" in diesen Tagen nach Moskau verschieben, und der bisher in Petersburg verbliebene Teil der Staatsdruckerei soll folgen. Das würde für die Hauptstadt einen Zuwachs von über 40000 Menschen bedeuten, Arbeitern und Beamten, mit ihren Familien. Die allgemeine Not greift an die Wurzeln des Volkes, ebensosehr wie der Kampf der „Außerordentlichen Kommission" gegen die Gegenrevolution an den Nerven aller zerrt. Bruder gegen Bruder, Vater gegen Sohn; dieser biblische Augenblick ist gekommen; der Riß geht mitten durch unzählige Familien. Die russische Kirche mit ihren goldenen Bildern, mit ihren Glocken und Kuppeln über der Stadt, ist innerlich ihrer alten Macht und ihres Glanzes ganz entkleidet; sie ist schwach wie ein Rohr im Winde, ihre Priester seufzen unter dem Hohn der Verfolger. Aber niemals war das Fragen im Volke so groß, das geistige Leben auch in der Öffentlichkeit so rege. Seit einigen Wochen finden Sonntags in einem Saale der technischen Hochschule große öffentliche Diskussionen über das Thema „Christentum und Sozialismus" statt. Der Schriftsteller Posse, ein Schüler Tolstojs, der Bildungskommissar Lunatscharski, der Anarchist Gordon treten hier gegen die kirchliche Rechtgläubigkeit in die Schranken. Als Verteidiger der Kirche spricht der mutige Geistliche Agajew, ein Bauer nach seiner Herkunft, und der jüngere *Solowjew*, ein Neffe und leiden-

schaftlicher Jünger des berühmten Philosophen. Dem Rechtsgelehrten und sophistischen Apologeten des Kommunismus Reisner tritt der Dichter *G. I. Tschulkow*, ein Schüler Dostojewskis, als Verkünder einer urchristlichen Orthodoxie gegenüber. Dem Futuristen antwortet der Apokalyptiker.

Man kann den Russen vieles nachsagen, nur Philister sind sie nicht. Sowohl der Glaube, wie der Aberglaube, wie der Unglaube sind in Rußland immer groß gewesen. Ein Dämmern zwischen diesen dreien, wie es für den Westen Europas so charakteristisch ist, gibt es in Rußland selbst unter den Intelligenten selten. Man beschäftigt sich in Moskau jetzt sehr viel mit dem *Spiritismus*. Niemals hatten die Wahrsagerinnen größeren Zulauf. Niemals war der Drang zum Orakel, niemals das Klopfen an den Pforten des Übersinnlichen so ungeduldig, so stark, so verzweifelt wie gegenwärtig. Ich habe in meinem Taschenbuch eine Aufzeichnung vom 27. Juli, eine kurze Notiz über ein Gespräch mit einer Dame, in deren Haus zuweilen spiritistische Sitzungen stattfinden. Der Merkwürdigkeit halber hatte ich mir die Äußerung aufgeschrieben, daß sich am 17. August in Moskau etwas ganz Besonderes ereignen werde. Etwas ganz Besonderes ist nun auch geschehen. Am 30. August, dem 17. alten Stils, fand ein Attentat auf Lenin statt. Am 29. das Attentat auf Uritzki in Petersburg, am 30. August die Revolverschüsse auf Lenin.

Seit den beiden Attentaten sind jetzt mehrere Tage vergangen. Die *Verwundung Lenins* ist derart, daß mit einer persönlichen Teilnahme des Oberhauptes der Räteregierung an den Geschäften des Rates der Volkskommissare für mehrere Wochen nicht zu rechnen ist. In dieser Zeit wird die feste Hand des überragenden Führers fehlen. Es ist schon um *Trotzki* seit mehreren Wochen merkwürdig still geworden; Gerüchte wußten von geheimnisvollen Unfällen, die dem Kriegskommissar an der Tschecho-Slowaken-Front zugestoßen seien. Aber in der gestrigen Sitzung des Zentralexekutivausschusses, die den Zusatzvertrag zum Brester Frieden ratifizierte, hielt Trotzki eine lange Rede und wurde dann zum

Vorsitzenden des Obersten Kriegsrates ernannt. Neben dem ewig unruhigen, flammenden, mephistophelischen Temperament des großen Agitators Trotzki fehlt trotzdem in den gegenwärtigen kritischen Tagen der klare nüchterne Tatsachensinn Lenins. Auch die Gegner anerkennen die Kraft dieser Persönlichkeit, die Weite ihres Horizontes. In Lenin vereinen sich der unbestechliche Fanatismus des Ideologen, die praktische Schulung des Staatsmannes und eine typisch provinzielle Form tatarisch-russischer Bauernschlauheit zu einer eigentümlichen Mischung von demagogischer Sprengkraft. Gewiß, die politischen Richtlinien der Räteregierung sind für die nächste Zukunft festgelegt. Im Innern der Kampf des „Roten Bundes" der Arbeiter und Bauern gegen den „Weißen Block" der Gegenrevolution. Nach außen der Kampf gegen die gigantischen Gewalten des internationalen Kapitalismus. Die Partei der Bolschewiki hat sich durch Usurpation auf die Höhe ihrer jetzigen Macht geschwungen, um sofort den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen. Der ermordete *Uritzki* war im Januar 1918 Kommissar für die Wahlen zur gesetzgebenden Nationalversammlung; in seinen Händen lagen die Lose. Und als keine noch so kühne Schiebung verhehlen konnte, daß in der Petersburger Konstituante Sozialrevolutionäre plus Kadetten die Mehrheit erlangen würden, löste Lenin durch seine Matrosen die übernächtigte Versammlung auf und schickte sie samt ihrem Vorsitzenden Tschernow nach Hause. Seitdem hat sich in Samara, unmittelbar hinter der Tschecho-Slowaken-Front, eine neue sozialrevolutionäre Konstituante gebildet. Ihr erstes Lebenszeichen war ein Konflikt mit der aus Vertretern aller Parteien zusammengesetzten Omsker sibirischen Regierung. Ihr zweites war ihre Rache an Uritzki und an Lenin. Die Bolschewiki kämpften in den Monaten ihrer Herrschaft einen von Woche zu Woche härteren und grausameren Kampf gegen ihre Feinde. Sie sind dabei in ihren Mitteln gewiß nicht wählerisch gewesen. Werden sie von ihren unsichtbaren revolutionären Parteigegnern geschlagen, so rächen sie sich durch Massenterror an der Bourgeoisie. Immerhin können sie von sich sagen, daß sie niemals die Führer ihrer Gegner hinterrücks ermordet

haben. Vielleicht bereuen sie es gegenwärtig, daß sie im Anfang sogar darauf verzichteten, ihre hervorragendsten Gegner unschädlich zu machen. Man muß ferner den führenden Männern der Sowjetregierung nachsagen, daß jeder einzelne von ihnen wie ein Löwe kämpft und unermüdlich arbeitet. Mit ihrem entschlossenen Versuch, die Theorien ihrer marxistischen Überzeugung in die Wirklichkeit eines modernen, komplizierten Staatsorganismus umzusetzen, haben sie eine Leistung vollbracht, die einer späteren Geschichtschreibung reichlichen Stoff geben wird. Die schmale, jüdische Frau im russischen Kopftuch, die auf Lenin schoß, war freilich, ebenso wie der jüdische Student, der Uritzki ums Leben brachte, aufrichtig davon überzeugt, daß Lenin Rußlands Verderben sei. Diese Überzeugung lebt ja nicht nur in denen, die die Pistole erheben.

Die Überzeugung, daß Rußland verdirbt, daß aus den jetzigen Todesqualen Rußlands noch keine Sonne neuen Lebens emporsteigt, ist freilich, trotz musikalischer Stunden im Großen Theater, allgemein. Krieg und Revolution üben noch immer an Rußland ihre volle ätzende Wirkung. Brot, Freiheit und Frieden waren die drei Worte, mit denen Lenin die Regierung antrat. Und diese Regierung sieht sich jetzt, nach zehn Monaten ihrer Existenz, genötigt, um den phantastischen Preis der Lebensmittel in ihrer Hauptstadt auch nur um ein Geringes herabzusetzen, zu dekretieren, daß es dem einzelnen erlaubt sei, ungestraft $1^1/_2$ Pud Lebensmittel von außerhalb in die Stadt Moskau hereinzubringen. Trotz des Dekrets beschlagnahmen die Rotgardisten diese $1^1/_2$ Pud Mehl oder Kartoffeln oder Rüben der armen Leute auf den Bahnhöfen. Die Regierung versprach Freiheit, und der Druck der Obrigkeiten in Moskau ist jetzt schwerer als er jemals unter den Zaren war. Die bekannten alten „intelligenten" Zeitungen sind unterdrückt. Das Telephon hat sechs Wochen lang nicht gearbeitet. Wegen des Zustandes der Verkehrsmittel ist eine Reise von einem Ende der Stadt zum anderen nur in Stunden möglich. Und statt des Friedens herrscht Aufstand, Blutvergießen, bittere Fehde in Stadt und Land. Ich ging gestern,

am Sonntagnachmittag, an der Erlöserkirche vorbei. Die Kirchentür stand offen, die Glocken läuteten, und in unmittelbarer Nähe der Kirche, an beiden Ufern des Moskauflusses, auf dem die stillen Kähne der Fischer lagen, knallten Gewehrschüsse. Die Leute auf der Straße traten, ohne viel zu sagen, an die Böschungsmauern des Kirchenhügels in Deckung und warteten, ein wenig verstört, bis dieser Platzregen vorüber war. Dann ging man wieder, ohne sich umzusehen, seiner Wege.

Eine Frage nach dem berühmten Lebensmitteldekret war es ja, mit der die beiden Frauen Lenin beim Fabrikausgang aufhielten; Lenin antwortete, daß die Rotgardisten kein Recht haben, den Leuten ihre $1^1/_2$ Pud wegzunehmen. Trotzdem krachten die Schüsse aus nächster Nähe; Frau Kaplan schoß vom Knie aus und zielte auf Lenins Herz. Die gesamte Anlage des Attentats verrät die Schule Sawinkows, des Arrangeurs von Attentaten aus Sport. Wehe der Welt, wenn einmal Rußland auf diesem Gebiet weiter Schule macht.

Lunatscharski, der Schöpfer des russischen „Proletkult", fast des einzigen innerpolitischen Gegenstandes, dessen sich die bescheidenen Witzblätter des gegenwärtigen Rußlands schüchtern zu bemächtigen wagten, sprach auf der Bühne des Großen Theaters noch ein anderes gewichtiges Wort. Er sprach von dem Titanenkampf des Proletariats. „Vielleicht werden wir eines Tages verschwinden müssen. Vielleicht werden unsere Feinde uns eines Tages doch erwürgen. Aber dann wissen wir felsenfest, daß wir wiederkommen werden."

Angesichts der heute in den Blättern mit großen Lettern verkündeten Aufdeckung einer weitverzweigten von den offiziellen Vertretern *Englands* und *Frankreichs* in Moskau eingeleiteten Verschwörung zum Sturz der Räteregierung und zur Verhaftung des gesamten Zentralexekutivausschusses, die am 10. September stattfinden sollte, ist es jetzt freilich überflüssig, abermals auf Aussprüche moskowitischer Sibyllen zu verweisen. Aber es gibt auch bei dem Ausspruche Lunatscharskis nichts zu lächeln, einerlei, ob sich nur die erste Hälfte dieses Ausspruchs oder auch der ganze verwirklichen sollte.

Eine Gewissensfrage[1]

Seit mehreren Monaten ist in deutschen wie in russischen politischen Kreisen von dem bevorstehenden Abschluß verschiedener Ausführungsverträge zum Brester Frieden die Rede. Man sagt hier, Herr Joffe habe von seiner kaum zehnstündigen Anwesenheit in Moskau die Ermächtigung der Sowjetregierung nach Berlin mitgenommen, diese Verträge zu unterschreiben. Inzwischen aber sind Vertreter einer neu entstandenen Krimrepublik und des Dongebietes in Berlin eingetroffen, und statt von der Unterschrift des Herrn Joffe hört man mit einem Male von seinen „kleinen Abänderungsvorschlägen". Auch hat die Räteregierung einen förmlichen Protest gegen die Verhandlungen mit dem Grafen Tatischtschew und dem Fürsten Leuchtenberg nach Berlin gesandt. Vielleicht besteht deutscherseits kein Grund zu allzu großem Bedauern, falls die nach den langen Berliner Verhandlungen bis auf die Unterschrift fertiggestellten Verträge schließlich nicht zustande kommen sollten. Freilich sollten diese Verträge, auch nach der Auslegung der Sowjetregierung, die Grundlage für eine künftige tätige Mitarbeit des deutschen Unternehmungsgeistes am wirtschaftlichen Wiederaufbau Rußlands in sich tragen. Wer aber weiß, wie sehr sich im gegenwärtigen Rußland alle Zukunftspläne einer juristischen Erfassung durch noch so treffliche Verträge entziehen, der fragt sich, ob die neuen Zusatzverträge denn diese Mitarbeit besser sichern werden als schon der Brester Friedensvertrag sie zu sichern vermochte. So gut wie alle Parteien Rußlands, die revolutionären wie die bürgerlichen, erstreben die Wiedervereinigung der Ukraine und des Dongebietes mit dem moskowitischen Rußland. Den gemäßigten Parteien schwebt ein bürgerliches Großrußland vor, den Bolschewiki dagegen die Ausdehnung ihrer sozialistischen Weltinsel zu einem Festlande des Kommunismus, das eine unter die Kleinbauern

[1] Der Aufsatz erschien in der Frankfurter Zeitung am 8. September. Die im obigen Text kursiv gedruckten Stellen waren durch die Zensur beseitigt. Der Verf.

aufgeteilte Ukraine in sich schließt und ein Dongebiet, wo ebenfalls die Kleinbesitzer über die konservative und ältere Generation und über den Großgrundbesitz unter den Kosaken den Sieg davon getragen haben. Man sollte also die in Moskau über die Ankunft der Krim- und Donvertreter aufgekommene Verstimmung begreifen können.

Sicherlich liegt es nicht in der Absicht der deutschen Politik, die Wiedervereinigung der wirtschaftlich am meisten aufeinander angewiesenen Einzelgebiete des alten Rußlands zu verhindern, wenn dies auf Grund einer Verständigung mit Deutschland geschieht. Die Organe der Sowjetregierung sprechen von einer doppelten deutschen Politik dem Osten gegenüber. Man ist natürlich im Hotel Metropol zu Moskau keineswegs so blind, um nicht zu sehen, daß einer bürgerlich orientierten Regierung wie der deutschen diese Wiedervereinigung Rußlands auf einer bürgerlichen Grundlage sympathischer wäre als auf der bolschewistischen. Mit um so größerem Nachdruck weist man deshalb darauf hin, daß die Macht der Sowjetregierung sich täglich festige und daß das Räterußland einem langen Leben entgegensehe. Die von Deutschland gegenwärtig in der Ukraine geführte und auch auf das Dongebiet, die Krim, den Nordkaukasus und Kubanj ausgedehnte Politik der Unterstützung der dortigen ,,ordnungsliebenden" Elemente bezeichnet man als deutschen Hyperimperialismus, der in verbrecherischer Weise versuche, dasselbe Rußland, mit dem man gegenwärtig die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen und des kulturellen Austausches vorbereite, durch die künstliche Absperrung von seiner natürlichen Kornkammer, von Erzen, Kohlen und Naphtha, an den Rand des wirtschaftlichen Unterganges zu treiben.

Vielleicht wird das Verhalten der deutschen Regierung zur Moskauer Sowjetregierung nicht im entferntesten durch Absichten bestimmt, wie sie ihr hier untergeschoben werden. Dennoch liegt es in der Natur der Dinge, daß eine wahre Einigung mit dem kommunistischen Rußland, ehe nicht auf einer der beiden Seiten eine entscheidende Wesensänderung sich vollzogen hat, auf die Dauer nicht möglich ist. Tatsächlich steht in diesem Falle

Deutschland trotz des Friedensvertrages dem revolutionären Rußland nicht anders gegenüber als die Ententemächte ihrem früheren Verbündeten. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Politik der Ententeregierung Rußland gegenüber durch die Landung im Murmangebiet, durch die offene Unterstützung der Gegenrevolution und der Tschecho-Slowaken mit Geldmitteln und Waffen zum Ausdruck kommt, während Deutschland auf einen Angriff gegen das kommunistische Rußland nur verzichtet, um ihm den Kampf gegen die Entente nicht unmöglich zu machen.

Die Räteregierung begrüßte vor einigen Wochen die Ernennung Helfferichs zum Gesandten in Rußland aufrichtig als ein Zeichen dafür, daß Deutschland Rußland gegenüber seine Hauptaufgabe in der Förderung der wirtschaftlichen Beziehungen erblicke und der Sowjetregierung bei den schweren Kämpfen, die sie gegenwärtig nach innen wie nach außen zu führen hat, den Rücken freihalten werde. Noch jetzt äußert man im Kommissariat des Auswärtigen die Hoffnung, daß Helfferich eines Tages auf seinen Moskauer Posten zurückkehren und hier jene Politik der guten geschäftlichen Beziehungen aufnehmen werde, *deren Durchführung man ihm zutraut.* Vertreter der Sowjetregierung sagen gegenwärtig den Deutschen immer wieder, in wie hohem Maße die russische Bourgeoisie bereits vor dem Kriege und vor der Revolution zu dem englischen Großkapitalismus orientiert war. Wenn sie, mit oder ohne deutsche Hilfe, jemals wieder zur Macht gelange, werde sie sich sehr bald wieder an den englischen Imperialismus anlehnen und den deutschen Einfluß in jeder Form bekämpfen. Die „Iswestija“ veröffentlichte in den letzten Wochen mehrere bei Haussuchungen oder auf andere Weise aufgegriffene Dokumente, die allerdings drastische Beweise liefern, in welchem Umfang und mit welcher Planmäßigkeit noch immer in den bürgerlichen und Offizierskreisen mit englischem Gelde gearbeitet wird, um konterrevolutionäre Bewegungen zu fördern und durch den Sturz der Sowjetregierung die alten kapitalistischen Ententeeinflüsse in Rußland wieder heraufzuführen. Die Räteregierung ließ die kürzlich von England, den Vereinigten Staaten und Japan an das russische Volk

erlassenen Aufrufe ohne jeden Abstrich *als Beispiele eines heuchlerischen und raubgierigen Imperialismus* veröffentlichen. Es ist bemerkenswert, daß von den intervenierenden Ententemächten nur Frankreich es unterlassen hat, mit einer derartigen Proklamation hervorzutreten. In Paris haben Kundgebungen gegen die Murmanexpedition stattgefunden. Gleichzeitig sind hier freilich Gerüchte verbreitet, daß Frankreich wegen der Verhaftung von Mitgliedern der französisch-russischen Großbourgeoisie in Moskau im Begriffe stehe, Rußland offiziell den Krieg zu erklären. *Sowohl aus den aufgefundenen Schriftstücken wie aus öffentlichen Äußerungen in Rußland ansässiger Franzosen, darunter offizieller Persönlichkeiten, geht hervor, daß gerade im französischen Lager über die Frage der Intervention in Rußland die schärfsten Meinungsverschiedenheiten bestehen. Die vor kurzem in der „Iswestija" abgedruckten Briefe des französischen Konsuls in Samara sind nicht nur bezeichnend für den Gegensatz zwischen den konsularischen Vertretern der französischen Republik und ihren an die Tschecho-Slowaken-Front entsandten Militäragenten, sie offenbaren auch ein hilfloses Schwanken, welche der in Rußland miteinander um die Macht ringenden Gewalten schließlich den französischen Interessen nützlicher sei: die radikale Richtung der aus Sozialrevolutionären bestehenden Rumpfduma von Samara, oder das gemäßigtere Programm der sibirischen Koalitionsregierung, das offenbar alle großindustriellen und kommerziellen Kreise für sich, aber die Stimmung der breiten Massen gegen sich hat. Noch offener sind die bei einem ehemaligen Mitgliede der aufgelösten französischen Militärmission gefundenen Aufzeichnungen. Es handelt sich um Abschriften einer Reihe von Briefen des Hauptmanns Jacques Sadoul in Moskau an die bekannten, der sozialistischen Minderheit angehörenden Abgeordneten Longuet und Pressemane und um einen besonders ausführlichen und pathetischen Brief des genannten französischen Offiziers an Romain Rolland. Sadoul ist Sozialist, aber kein Bolschewik. Er bittet Rolland, das französische Volk über die Bedeutung der bolschewistischen Revolution aufzuklären, er beschwört ihn, die „Söhne der großen französischen Revolution" daran zu hindern, die Henker der*

großen russischen Revolution zu spielen. Nicht durch Vernichtung der russischen Revolution werde Frankreich den Krieg gewinnen. Am Schluß des Briefes heißt es: „Die Ententeminister, durch die Blindheit ihrer Informatoren irregeführt, haben es verstanden, die Massen zu betrügen und sie gegen die Rätegewalt aufzuhetzen. Aber die Wahrheit wird an den Tag kommen. Einst werden die verbrecherischen Regierungen Rede zu stehen haben. Es kommt der Tag, wo der allgemeine Volksaufstand alle Eroberer hinwegfegen wird."

Wie die „Iswestija" bemerkt, bilden die Berichte und Proteste des Kapitäns Sadoul nur die Bestätigung und Ergänzung der von dem Botschafter Noulens bei seiner fluchtartigen Abreise in Wologda zurückgelassenen Papiere, die viel Interessantes über die konterrevolutionären Unternehmen der französischen Militärmission und der französischen Konsulate enthalten. Unter den übrigen französischen Stimmen, die in der russischen Öffentlichkeit noch gehört werden, entbehren die Äußerungen eines pseudonymen, seit Jahren in Rußland lebenden französischen Schriftstellers, Jean d'Auvergne, nicht einer gewissen Originalität. d'Auvergne analysiert den Brester Frieden und bezeichnet ihn als eine Niederlage der Entente, besonders Frankreichs, in Europa, dagegen als einen Sieg des Angelsachsentums in Asien. Die Niederlage Rußlands dient nach der Ansicht dieses Franzosen vor allem den angelsächsischen Plänen. Nach seiner Meinung sind die wirklichen russischen Interessen durch die englischen Bestrebungen weit mehr bedroht als durch den Pangermanismus. Auch betrachte man in Frankreich ganz zu Unrecht die russische Revolution einfach als eine Episode des europäischen Krieges. Die Teilnahme Rußlands am europäischen Kriege könne viel mehr als eine Episode der russischen Revolution bezeichnet werden. Im Gegensatz zu Sadoul, der als überzeugter Sozialist seine Gesinnungsgenossen in Frankreich gegen die konterrevolutionäre Politik der französischen Regierung aufruft, protestiert d'Auvergne gegen die Politik der Herren Clemenceau und Noulens, weil sie nur den englischen Interessen nütze. Wie einst in Indien, in den amerikanischen Kolonien, in Ägypten und auf der Krim, so kämpfe Frankreich auch jetzt im Murman-

gebiet nur als ein blindes Werkzeug der englischen Politik. d'Auvergne steht auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, aber er gelangt zu ähnlichen Schlußfolgerungen wie sein sozialistischer Landsmann. Nach seiner Überzeugung gibt es, um Europa vor einem allgemeinen bolschewistischen Umsturz zu bewahren, nur den Weg des baldigsten Friedensschlusses zwischen den kriegführenden Staaten, die in Zukunft ein Gegengewicht gegen die angelsächsischen Mächte zu bilden haben. Das Warten auf den Ausbruch der Revolution „bei den anderen" sei ein verhängnisvoller Irrtum, denn eine Revolution in Deutschland werde auch Frankreich das größte Unheil bringen. Ebenso umgekehrt.

Aber nicht nur von französischer Seite werden gegenwärtig aus Rußland scharfe Proteste gegen die Einmischungspolitik der Entente laut. Auch von englischer Seite in Rußland regt sich Widerspruch. Die Korrespondenten der Londoner „Daily News" und des „Manchester Guardian", der eine aus Stockholm, der andere aus Moskau, haben seit Beginn der Murmanexpedition begonnen, einen entschiedenen, wenn auch vielleicht aussichtslosen Kampf gegen die von Lloyd George geführte Kriegspartei zu führen. Ransome, der Vertreter der „Daily News", und Price, der Vertreter des „Manchester Guardian", befanden sich seit Anfang des Krieges in Rußland. Beide gelten als genaue Kenner der russischen Verhältnisse; sie bereisten als Kriegsberichterstatter die russischen Fronten. Ransome war schon vor dem Kriege in England als Biograph von Oscar Wilde bekannt, Price hat sich durch Reisen in Innerasien einen Namen gemacht. In einer in englischer Sprache in Moskau erschienenen Broschüre, „Die Wahrheit über die alliierte Intervention in Rußland", bezeichnet Price die Murmanexpedition als ein Unternehmen der Londoner und Pariser Börse, um sich Faustpfänder für die gestrichene russische Staatsschuld zu verschaffen, nachdem das unter den Bürden des Krieges zusammengebrochene russische Volk von Arbeitern und Bauern nicht mehr willens war, für die Ehre, weiterhin als Kanonenfutter zu dienen, einen jährlichen Tribut von einer Milliarde Rubel an fremde Banken zu zahlen. Die Schrift enthält einiges bisher Unbekannte über die Maß-

nahmen der Entente im Sommer 1917, die das Zustandekommen der Stockholmer Sozialistenkonferenz verhinderten, über die von den englischen und französischen Regierungen nach der Oktoberrevolution 1917 unternommenen Versuche, die Sowjetregierung zu stürzen, und die Ukrainische Rada ebenso wie die Truppen des Generals Kaledin mit Geld für eine weitere Kriegführung gegen Deutschland zu gewinnen. Nach dem Brester Frieden handelten die Ententeregierungen, als ob sie die Sowjetmacht noch mehr als Deutschland zu fürchten hätten. Auf die wiederholten Einladungen der russischen Regierung, am industriellen und militärischen Wiederaufbau Rußlands teilzunehmen, antworteten die Ententevertreter aus Wologda mit höhnischer Ablehnung und mit der Organisation konterrevolutionärer Putsche, u. a. durch die Auszahlung von neun Millionen Rubel an die Tschecho-Slowaken.

Die vereinzelten Proteste von Angehörigen der Ententestaaten gegen die Politik ihrer Regierungen in Rußland werden wohl zunächst den Gang der Ereignisse nicht aufhalten. Man wird in England wie in Frankreich nichts unterlassen, um das Bekanntwerden dieser Proteste zu verhindern. Trotzdem werden sie gehört werden. Der Standpunkt der Protestierenden ist verschieden, aber alle diese Stimmen kommen aus dem unmittelbaren Erlebnis dessen, was gegenwärtig in Rußland vor sich geht. Niemand, der die elementaren, historischen Vorgänge, die sich gegenwärtig in Rußland abspielen, aus der Nähe erlebt, kann ihnen auf die Dauer als gleichgültiger Zuschauer gegenüberstehen. Mag auch die Beteiligung Rußlands am Weltkriege mit ihren Folgen nur als eine Episode der in diesem Lande seit mehr als zehn Jahren sich vollziehenden großen Umwälzung zu betrachten sein, so sind doch die Formen, die sie angenommen hat, allzusehr mit den allgemeinen sozialen Wirkungen eines langdauernden Krieges verflochten, um nicht eines Tages auch in andern Ländern in ähnlicher Erscheinung hervortreten zu können. *Der Ernst der Lage tritt hervor in der Forderung der genannten Ententestimmen nach einem baldigen Friedensschluß zwischen den europäischen Mächten. In keinem der kriegführenden Länder werden einschneidende*

Umwälzungen ausbleiben, wenn einmal die Heere in ihre Heimat zurückkehren. Die Grundlagen der europäischen Zivilisation, die diesen Weltkrieg hervorbringen konnte, werden einer Revision unterzogen werden. Die Voraussage Lenins, daß die Beendigung des imperialistischen Krieges nur durch den Bürgerkrieg möglich ist, wird in Erfüllung gehen, wenn die Regierungen, auf die es ankommt, sich nicht beeilen, ihrer Erwartung auf einen völligen Zusammenbruch des Gegners und ihren Glauben an die rohe Gewalt aufzugeben.

Das Schicksal der russischen Kirche

Schon lange vor dem Ausbruch der zweiten Revolution sind in Moskau, dem Hauptsitz der kirchlichen Rechtgläubigkeit, bedeutsame Stimmen für die *Trennung* der *Kirche* vom zaristischen *Staat* laut geworden. Diese Stimmen waren damals ein Beweis dafür, daß einzelne führende Männer die Unhaltbarkeit der alten Ordnung begriffen hatten und sich anschickten, für das Unausbleibliche die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Jetzt ist die Trennung zwischen der russischen Kirche und dem Staat vollzogen. Aber sie geht im Bereiche der Sowjetrepublik tiefer, als es sich die Anhänger einer freieren kirchlichen Richtung einst vorstellten. Sie sieht viel eher einem Kriegszustand zwischen Staat und Kirche ähnlich, der für Rußland völlig neu, wenn auch die Folge einer längst zur Krisis treibenden Entwicklung ist.

Das allrusische Kirchenkonzil in Moskau, das seit Wochen in dem mit Goldwänden und großen Heiligenbildern geschmückten Saal des Eparchialgebäudes unter dem Vorsitz des ehrwürdigen blühenden Greises *Tychon* und des klugen Metropoliten *Anastasi* von Nishnij Nowgorod seine Versammlungen abhält, beschäftigt sich naturgemäß mit dem künftigen Schicksal der russischen Kirche. Im August verhandelte das Konzil über zwei große Fragen, die beide mit den allgemeinen poli-

tischen Problemen der Gegenwart in Verbindung stehen: Die erste, die Frage nach der *Wiedervereinigung der Kirchen*, hat sich bisher trotz mancher Versuche, die von den gelehrten Mitgliedern der religiös-philosophischen Gesellschaft eifrig gefördert werden, noch nicht als zur konkreten Behandlung reif erwiesen. Er kam auch diesmal nur zur Aufstellung einiger allgemein gehaltener Thesen. Soweit diese Frage in den früheren Kriegsjahren von einzelnen Geistlichen der anglikanischen Hochkirche und von gewissen französischen Kreisen, denen eine gallikanische Sonderkirche vorschwebt, aufgenommen worden war, erschien sie als das Mittel einer unter dem Einfluß des Weltkrieges gegen Rom wie gegen Wittenberg gerichteten Weltpolitik, die die Gelegenheit wahrnahm, dem russischen Volke gegenüber ein neues propagandistisches Mittel anzuwenden. Man würde in den Kabinetten von London nichts dagegen haben, durch diese kirchliche Form der anglorussischen Verbrüderung eine kirchenpolitische Gleichstellung des Erzbischofs von Canterbury mit den Patriarchen von Moskau und dem Ökumenen von Konstantinopel zu erreichen, die später einmal in Alexandrien, Jerusalem und auf dem Balkan ihre Wirkungen zeigen muß. Nichts zeigt deutlicher als dieser Stand der Frage, wie sehr sich das Problem der Wiedervereinigung der Kirche aus der von den Slavophilen erstrebten Absorbierung der westlichen Kirche durch die östliche in ihr Gegenteil verwandelt hat, ja in etwas Schlimmeres als ihr Gegenteil, da die westliche Kirche bei ihren offiziellen Vertretern ihren Charakter als das Mittel einer imperialistischen Politik nicht im geringsten verhüllt.

Die andere Frage des Konzils kam zu einer vorläufigen Lösung. Sie betraf die Regelung des künftigen Verhältnisses der Häupter der autonom gewordenen orthodoxen Kirchen im Gebiet des einstigen russischen Reiches zum Primat des Moskauer Patriarchen. Diese Frage hat durch die entgegenkommende Haltung des Kiewer Metropoliten eine gewisse Klärung gefunden. Die Ordnung des Verhältnisses zur ukrainischen Kirche, die ihre Verwaltungsangelegenheiten selbständig regelt, deren Bischöfe jedoch vom Moskauer Patriarchen geweiht und deren Konzile

durch den Moskauer Patriarchat bestätigt werden, dürfte auch für die übrigen selbständig gewordenen Gebiete das Vorbild sein. Nur der grusinische Patriarch hat das Moskauer Sendschreiben nicht beantwortet. Er ist inzwischen ermordet worden. Immerhin hat sich der Zentralisationsgedanke auf kirchlichem Gebiete bisher noch als lebendig erwiesen. In dem Moskauer Patriarchen haben noch heute alle kirchlichen Organisationen des ehemaligen russischen Reiches von Wilna bis Wladiwostok, von Archangelsk bis Tiflis, ihr gemeinsames sichtbares Oberhaupt. Sein Reich ist größer als Lenins Reich.

Selten hat ein großes Konzil so hohe Erwartungen wachgerufen, wie die jetzt vor ihrem Abschluß stehende Versammlung. Sie ist in der Geschichte der russischen Kirche seit zwei Jahrhunderten die erste, die wieder unter dem Vorsitz eines rein geistlichen Oberhirten zusammentrat. Selten aber stand auch die Kirche derart unter dem Eindruck einer ungewissen Zukunft wie zur Zeit des Moskauer Konzils von 1918. Unter seinen Teilnehmern traten zwei Strömungen hervor, die beide der Räteherrschaft feindlich sind. Die eine ist für eine aktive Einmischung in die Staatspolitik, die andere fordert von der Kirche, daß sie sich der Einmischung enthalte, daß sie sich dem Bösen nicht entgegenstelle und nur die Herzen wecke. Von den zweihundert Vertretern der hohen und niederen Geistlichkeit und der Laien sind in den letzten Sitzungen, nachdem schließlich die Truppen der Räteregierung die Teilnehmer des Konzils aus ihren Wohnungen in den Zellen des Strasnoiklosters ausgewiesen haben, kaum noch einige Dutzend übriggeblieben. Und die Meinungsverschiedenheiten zwischen Geistlichen und Laien, die ebenfalls nicht fehlten, führten schließlich dahin, daß auch eine Reihe dringlicher kleinerer Fragen nicht erledigt werden konnte. So der alte Kompetenzstreit zwischen Kirchenältesten und Gemeinderäten, und die Frage der Liturgien. Die letztere Frage, die entstanden ist, weil der Mangel des zur Herstellung der Weihbrote vorgeschriebenen Weizenmehles in vielen Landkirchen die Einstellung der Liturgien zur Folge hatte, blieb in der Schwebe, da das Konzil nicht den Mut fand zu ent-

scheiden, daß in Notzeiten auch schwarzes Mehl für das vorgeschriebene Weihbrot anwendbar sei.

Nun veröffentlichte auch noch in diesen Tagen die „Außerordentliche Kommission" Enthüllungen über eine von dem englischen Konsul *Lockhart* finanzierte, gegen die Räteregierung gerichtete Verschwörung und machte Andeutungen, daß die Spitzen des Moskauer Klerus, darunter der Patriarch selber, in diese Pläne verwickelt seien. Beweise hierfür sind bis jetzt vor der Öffentlichkeit nicht erbracht worden. Aber schon die Beschuldigung ist für das zwischen den Gewalten der Sowjets und der Kirche bestehende Verhältnis bezeichnend. Sie verstärkte die auf dem Konzil bereits hervorgerufene Panik. In Nishnij Nowgorod hat man dieser Tage einen Archimandriten, der zusammen mit vierzig Offizieren und anderen Parteigängern wegen Teilnahme an einem Aufstandsversuch verhaftet worden war, erschossen. In Smolensk ist der Bischof Makari und der Sekretär des dortigen Konsistoriums erschossen worden. Trotz dem Verbot der Räteregierung haben an einem am 2. September in Mohilew veranstalteten weißrussischen Eparchialkongreß auch Geistliche aus dem nicht besetzten Teil des Gouvernements teilgenommen, denen nun die Sowjetbehörden im Falle ihrer Rückkehr nach Rußland Repressalien androhen. Mit offenem Hohn gegen das Konzil veröffentlichte die „Iswestija" dann noch die Aussagen eines kürzlich zusammen mit dem Geistlichen Wostorgow verhafteten Erzbischofs Barnabas, der aus Angst um sein Leben vor den Bolschewiki zu Kreuze gekrochen sei und ihnen seine Dienste angeboten habe, um gemeinsam mit dem exkommunizierten Erzbischof Wladimir eine Neuordnung des orthodoxen Kirchenwesens auf kommunistischer Grundlage durchzuführen.

Bekanntlich ist das Amt des Prokurators des heiligen Synods erst durch die Räteregierung aufgehoben worden. Die kirchlichen Angelegenheiten unterstehen jetzt, wie auch das gesamte Schul- und Bildungswesen, dem Volkskommissar *Lunatscharski*. Bei den öffentlichen Diskussionen, die in den letzten Wochen über die Frage „Sozialismus und Christentum" in Moskau unter ungeheurem Andrang stattfanden, er-

klärte Lunatscharski offen, daß der Kampf des neuen Geistes in Rußland keineswegs nur den Pfaffen innerhalb der Kirche gelte, die sich selber längst um ihren Kredit gebracht haben, sondern auch den wirklich Gläubigen. Denn in den jetzigen Zeiten sei nicht das Schild der Demut nötig, sondern das Schwert. Die jetzige Regierung rufe zur Auflehnung. Selbst Christus wäre jetzt auf seiten des Bolschewismus. Die Befreiung der Armen, die einst im geknechteten Judäa nicht gelang, werde jetzt zur Tatsache werden. Weder die christliche Demut noch die Lehre Tolstois vom Nichtwiderstehen könne die Losung einer Regierung sein, die sich vorgenommen habe, dieses revolutionäre Programm durchzuführen.

In diesen Worten liegt zunächst der offene Widerruf des Wortes, das die bolschewistische Partei zur Zeit ihres Emporkommens in Rußland und ihrer Agitation für den Frieden um jeden Preis verkündete, nämlich der Losung vom Nichtwiderstehen. Sodann liegt in ihnen die offene Kriegserklärung der Sowjetregierung gegen die gesamten bisherigen Formen und Institutionen der russischen Kirche. Die Enteignung des Klosterbesitzes, die Vertreibung der Klosterinsassen, das Vorgehen gegen Geistliche, die konterrevolutionärer Bestrebungen verdächtig sind, war nur der Anfang. Nach einer am 24. August veröffentlichten Verfügung des Justizkommissars *Kurski* verlieren alle Kirchen und religiösen Genossenschaften ihre Rechte als juristische Personen. Nur noch Einzelmitgliedern der Gemeinden wird das Recht eingeräumt Sammlungen „für die Beschaffung von Gegenständen für religiöse Zwecke" zu veranstalten. Das Eigentum aller Kirchen und religiösen Genossenschaften an Kultusgegenständen geht in die Verwaltung der örtlichen Räte über, die es ihrerseits den Angehörigen der betreffenden Religionsgemeinschaft nur zur kostenlosen Nutzung überlassen. Alles Kircheneigentum, das nicht ausdrücklich für gottesdienstliche Zwecke bestimmt ist, wird nationalisiert. Die Kirchenbücher sind den Standesämtern de örtlichen Räte zu übergeben. Die Abhaltung irgendwelcher religiöser Handlungen und Zeremonien und die Anbringung religiöser

Abzeichen in den Räumen staatlicher oder öffentlicher Verwaltungen ist verboten. Religöse Umzüge sind nur mit schriftlicher Erlaubnis der Ratsbehörden erlaubt. Aus den Kirchen sind alle Gegenstände, „die das revolutionäre Gefühl beleidigen können", wie Inschriften zum Gedächtnis von Mitgliedern der Dynastie und ihrer Diener, zu entfernen. In allen Schulen, außer den theologischen Seminaren, wird der Religionsunterricht abgeschafft. Alle Gehälter für Religionslehrer werden gestrichen. Die Kirchenschulen gehen in die Verwaltung der örtlichen Räte oder des Volksbildungskommissariates über.

Die Kirche muß diesen schweren Schlag gegen ihre bisherige, allzu stark im Irdischen verankerte Machtstellung ohne eine Möglichkeit des Widerstandes hinnehmen. Es ist kein Wunder, daß sich viele Geistliche gegenwärtig in großer Not befinden. Manche sind genötigt, ein Handwerk zu ergreifen, anderen sichern nur die Geldsammlungen der neugegründeten „Brüderschaften" einen Unterhalt. In der Requisition von Wohnungen, in der Konfiskation von Eigentum machen die Sowjetbehörden für die Geistlichen keine Ausnahme. Die in Rußland so zahlreichen Privatkirchen und Kapellen in Privatgebäuden, Schulen und Krankenhäusern sind bereits geschlossen worden. Es kann geschehen, daß eines Tages auch die großen Kirchen geschlossen werden, trotz des Zulaufes, den sie aus den Kreisen des bedrückten Bürgertums heute finden. Vielleicht gerade deswegen. Die Dinge nähern sich von Monat zu Monat den Zuständen in Frankreich an einem gewissen Zeitpunkte der Revolution. Dort wurden ja damals eine Zeitlang Kirchen als Ställe und Vorratsspeicher benutzt, und in Notre-Dame zu Paris krönte man die Göttin der Vernunft.

Es mag paradox erscheinen, angesichts des Sturmes von Leiden, der das russische Volk in der Gegenwart durchrüttelt, sozusagen vom Standpunkt des unbeteiligten Zuschauers, zu äußern, daß auch diese Zeit der Prüfungen einmal vorübergehen und das religiöse Leben in Rußland nur zu einer neuen reicheren Entfaltung führen wird. Aber wer könnte ohne einen solchen optimistischen Glauben die viel größeren Stürme

der jetzigen Kriegszeit überhaupt noch ertragen. Seit Jahren kämpfen die besten Männer Rußlands für die Befreiung der Kirche aus dem Banne des Zarentums und aus dem Gefängnis seiner im Formenwesen erstarrten byzantinischen Überlieferung. Wladimir *Solowjew*, dessen Einfluß in Rußland im Wachsen ist, hat in seinen philosophisch-theologischen Schriften versucht, auf die reichen Traditionen der altchristlichen östlichen Kirche zurückzugreifen und dieses Element einer im Westen fast verschwundenen Überlieferung auch in den Vorstellungskreis der westeuropäischen Gedankenwelt wieder einzuführen. Durch ihn ist das alte Problem der Wiedervereinigung der Kirchen wieder aufgeworfen worden. Unter den führenden Vertretern einer modernen freiheitlichen Richtung in der russischen Kirche nennt man die beiden früheren Prokurore *Samarin* und *Kartaschow*, die beide unter der Regierung Kerenskis hervortraten, beide allerdings nach kurzer Wirksamkeit ihren Posten wieder verließen. Kartaschow, der viele Monate in der Peter-Pauls-Festung gefangensaß, übte durch seinen 1916 gehaltenen Vortrag über „Reform, Reformation und Erfüllung der Kirche" einen tiefen Einfluß besonders auf weite gebildete Kreise. Von Bedeutung für die Steigerung des allgemeinen Interesses an kirchlichen Fragen erwiesen sich auch die billigen Schriften der während des Krieges von *Nowoselow* begründeten religiös-philosophischen Bibliothek.

In der jetzigen russischen Kirche, mindestens in der höheren Geistlichkeit, leben noch immer die Programme Pobjedonoszews. Aber diese Programme sind bereits ebenso undurchführbar geworden, wie die mit der Mystik der kirchlichen Rechtgläubigkeit gesättigten Träume des politischen Panslawismus. Die Worte Pobjedonoszews über die Schönheit der mütterlichen russischen Kirche und über ihre tiefe Verankerung im Volke werden sich vielleicht später einmal als wahr erweisen, wenn jene prophetische Beflügelung der kirchlichen Frömmigkeit gekommen sein wird, von der Kartaschow träumt. Zunächst hat nichts so sehr dazu beigetragen, das morsche Gebäude der alten russischen Kirchenautorität zu unterhöhlen wie die Traktate Leo *Tolstois*. Der Kampf des großen

Dichters gegen die Kirche scheint den Prozeß der Umwandlung ungemein beschleunigt zu haben. Die Masse der Arbeiter und Bauern, die bis zum Ausbruch der Revolution noch am meisten unter der verdummenden Herrschaft des ungebildeten niederen Klerus stand, bleibt jetzt der Kirche entschieden fern, vielleicht in dem instinktiven Gefühl, daß sich der große Reinigungsprozeß in ihr noch keineswegs vollendet hat. Die bürgerliche Klasse will die Renaissance. Gewisse Reformen der Kirche vollziehen sich gegenwärtig in einer gemäßigten Richtung, die an westliche Einrichtungen erinnert. Sie zielen auf Verdrängung der überlangen Messe durch die Predigt, auf die Einführung des Gemeindegesanges, auf eine tätigere Mitwirkung des Laienelements in der Gemeindeverwaltung, unter anderem auch durch eine wachsende Teilnahme der Frauen an den Aufgaben der sozialen Fürsorge. Tatsächlich lockert sich durch einen starken Druck von innen wie von außen die starre Macht der mönchischen Hierarchie, die bisher die Kirche beherrschte und stellenweise noch mit verzweifelter Anstrengung um ihre alte Herrschaft kämpft. Der demokratische Gedanke übernimmt unwiderstehlich das Erbe der Vergangenheit. In einem künftigen Rußland, das die blutige Krisis der Gegenwart überwunden haben wird, wird die wiedergeborene Kirche als eine an Haupt und Gliedern verjüngte und vielgestaltigere Organisation des religiösen Lebens in Erscheinung treten.

Die Handelspolitik der Volkskommissare

Nach der kommunistischen Theorie, die, solange die gegenwärtigen Machthaber am Ruder sind, in Rußland die Gesetze schreibt, ist das Ziel der Revolution die *Verwandlung des Staates* in eine bloße *Verwaltung der Produktion.* Neben der Überleitung des Handels aus den Hän-

den der Privatunternehmer in die Hände staatlicher Zentralverwaltungen bildet die durch alle Schrecken des Klassenkrieges beschleunigte Vernichtung der oberen Klassen und des Mittelstandes, denen man ihre Reichtümer entreißt, deren Ansprüche aufgehoben und deren bisherige Einnahmequellen abgeschnürt werden, das Gewaltmittel dieses großen sozialen Umschichtungsprozesses. Die Intensität dieses Prozesses kann in Rußland kaum übertroffen werden. Seine Dauer wird in der Hauptsache durch die außenpolitische Lage bestimmt. Davon hängt es ab, ob schließlich wirklich das Verschwinden der Klassengegensätze als revolutionäres Ziel erreicht wird, oder ob ein neuer, aus wohlhabenden und bessergebildeten Arbeitern und Bauern bestehender Mittelstand emporsteigt, dem das proletarisierte Bürgertum von gestern die Straßen kehrt. Der Entwicklungsgedanke ist das Neue in der gegenwärtigen russischen Revolution, die sich vielleicht weniger in ihrem typischen Verlauf als in ihren Grundanschauungen von der naturromantisch inspirierten französischen Revolution unterscheidet. Auch die Bolschewiki geben zu, daß die an Blutopfern und Zerstörungen unerhörte gegenwärtige Umwälzungsepoche nur dann einen Sinn habe, wenn sie in einer allgemeinen Befreiung der Produktivkräfte, einer Weckung neuer und lebensfähiger sozialer Organisationen und in einer besseren bürgerlichen Gesellschaft als der bisherigen ende. Die Form der *Sowjets* bildet nach der neuen russischen Verfassung die Urzelle des neuen gesellschaftlich organisierten Rußland. Sie ist von keinem Theoretiker erfunden worden, sondern sie ist schon im November 1905 gleichsam von selbst entstanden, als es sich darum handelte, die Mitbestimmung der Arbeitermasse überall und mit einem Male in die Praxis des alltäglichen Berufs- und Verwaltungslebens einzuführen. Die Bewegung, die zur Einsetzung der Räte führte, hat natürlich ihre Ausartungen; grundsätzlich aber bot sie Rußland, wo schon längst der genossenschaftliche Gedanke tiefere Wurzel geschlagen hat als in irgendeinem anderen Lande, die Lösung der Frage, wie Lokalverwaltung und Zentralverwaltung auf gleicher Ebene, ohne Wiederkehr der alten obrigkeitlichen Schichtung, miteinander zu ver-

knüpfen seien. Jeder Tag der Herrschaft der Räte im jetzigen Rußland ist indessen nicht nur ein Schritt näher zum Grabe der tief versündigten und verweichlichten russischen Gesellschaft des alten Regimes, er bedeutet daneben auch den sichtbaren Untergang unwiederbringlicher materieller Werte, nützlicher Kenntnisse, bewährter Einrichtungen, die erst von künftigen Generationen neu hervorgebracht werden müssen.

Der *Handel und Wandel* in Rußland beschränkt sich zurzeit auf das Mindestmaß. Vielfach gleichen die Zustände mit ihrem Kampf aller gegen alle denen des Dreißigjährigen Krieges. Moskau ist zurzeit von allem Verkehr mit den entlegeneren Gebieten des ehemaligen Reiches abgeschnitten. An die Stelle des ganz unregelmäßig funktionierenden Postverkehrs treten mittelalterliche Organisationen von Privatkurieren, die die Übermittlung von Zeitungen, von Geschäfts- und Familiennachrichten übernehmen. Die Banken, die alten Handelshäuser, die Speicher, die Schreibstuben der Kommissionäre sind geschlossen. Viele Firmen haben die Mehrzahl ihrer Angestellten entlassen und liquidieren ihre Geschäfte unter der Kontrolle bewaffneter Ratssoldaten. Petersburg ist nur noch die Leiche einer Stadt. Das Moskauer Börsenviertel mit seinen geschlossenen Kontoren, den durch Bretterwände geschützten Gewölben und Schaufenstern und seinen kaum noch von Fuhrwerken befahrenen Gassen und Höfen bietet ein melancholisches Bild. Zwar haben sich die herkömmlichen großen Montagsmärkte des Kleinhandels am Smolensker und Sucharewsker Boulevard mit ihrem dichtgedrängten Publikum erhalten, man findet dort alle erdenklichen Waren, billigste Besatzartikel und chinesische Altertümer, Gurken, Schaftstiefel und von Gewehrkugeln durchlöcherte Pelzmäntel nebeneinander. Auch diese Märkte werden nicht selten von Razzias der Miliztruppen aufgescheucht, aber das Publikum kümmert sich um diese Einschüchterungsversuche wenig. Die Handelsherren und Fabrikbesitzer stehen unter der doppelten Aufsicht der „Außerordentlichen Kommission gegen Konterrevolution, Spekulation und Sabotage“ und der Arbeiterausschüsse. Geschäftsleute, die auf Spekulationsgeschäften

ertappt werden, werden erschossen, Ingenieure, Fabrikdirektoren, die ihren Betrieben fernbleiben, wegen Sabotage verhaftet. Viele sind in die Ukraine abgereist. Eine große Zahl von Industrieunternehmen ist auf diese Weise herrenlos geworden. Sie sind in den öffentlichen Besitz übergegangen, d. h. sie werden von den örtlichen Räten oder Arbeiterorganisationen geleitet und betrieben. Daneben ist die Zentralisierung der Industrieunternehmen nach Branchen in Angriff genommen worden. Bei den Zucker-, Tabak- und Papierfabriken wurde sie schon durchgeführt. Auch der Handel jeder Branche geschieht durch eine neugegründete Zentralstelle, die ihrerseits wieder mit den Zentralen der anderen Branchen in Austausch tritt. Es gibt also russische Zentralbehörden für den Handel mit Wolle (Zentroscherstj), Papier (Zentrobumaga), Tee (Zentrotschai), Tabak (Zentrotabak), Webwaren (Zentrotextil) usw. Diese fungieren passiv als Abrechnungsstellen, aktiv als Auftraggeber an die Industrien. Allerdings bieten gewisse Branchen der Zentralisierung Hindernisse, so die Manufakturindustrie. Die Arbeiterschaft einzelner Zeugwebereien, wie der von Prochorow in Moskau, widersetzt sich entschieden der Nationalisierung. Überhaupt ist eine Anzahl Fabriken bis jetzt im Privatbesitz verblieben. Viele von ihnen haben die Arbeit ganz oder teilweise eingestellt, zahlen aber den Arbeitern die Löhne weiter. Es ist klar, daß unter solchen Umständen von Dividenden auf den Aktienbesitz nicht mehr die Rede sein kann. Solche Firmen leben aus ihren Reserven, offenbar in der Erwartung, daß es gelingen werde, die Betriebe wenigstens in ihrem Rohzustand in eine andere Zukunft hinüberzuretten. Die Voraussetzung zu dieser Zukunft ist ein politischer Umschwung, der die Privatwirtschaft wieder herstellt. Aber das Schicksal der jetzt von ihrem Kapital zehrenden, gleichsam bilanzlos existierenden Privatunternehmungen ist besiegelt, wenn dieser Umschwung nicht in absehbarer Zeit eintritt.

In der gegenwärtigen Zeit der Wirren fehlt es sowohl an dem materiellen Faktor der Produktion wie an dem psychologischen: es fehlen die *Rohstoffe*, wie Kohle, Metalle, Getreide, Baumwolle, und den Ar-

beitermassen, von den technisch geschulten Leitern nicht zu reden, fehlt die *Arbeitsfreudigkeit,* die Stimmung für eine geordnete Arbeit. Die Sowjetregierung hat allmählich selbst begonnen, dafür zu sorgen, daß auf den Fabriken während der achtstündigen Arbeitszeit auch wirklich gearbeitet wird; die Anfangsperiode der Revolution, wo es taktischer Grundsatz der Führer war, die Arbeit durch Veranstaltung von Fabrikversammlungen zu stören, ist vorüber. Aber die Gesamtfrage ist noch unentschieden. Ein großer Teil der Arbeiter steht jetzt den organisatorischen Experimenten der Räteregierung ungläubig und ungeduldig gegenüber. Gegen die außerordentliche Teuerung der Lebensmittel und Bedarfsartikel bringen auch die hohen Löhne und die vom Staate ausgezahlten Arbeitslosenunterstützungen wenig Abhilfe. Zwar herrscht in Rußland wie in anderen kriegführenden Ländern Geldüberfluß, aber dieser wird aufgehoben durch die allgemeine Entwertung des Geldes. Dabei sind die Fabrikarbeiter auf dem Gebiete der Versorgung noch bedeutend besser gestellt als die übrigen Klassen, besonders der Beamtenstand. Denn die Fabrikausschüsse machen nicht nur von ihrem Recht, sich auf eigene Faust bei den Bauern zu verproviantieren, erfolgreichen Gebrauch, sondern die Arbeiter erhalten ohnehin Zusatzrationen. Die gegenwärtige außenpolitische Lage Rußlands, die Mobilmachung der Arbeiter gegen Tschecho-Slowaken, Anglofranzosen und Konterrevolutionäre trägt neue Unruhen in die Arbeitermassen. Vielleicht ist der Lähmungszustand auf allen Gebieten der Industrie und des Handels nur vorübergehend, aber er dauert schon zu lange, um nicht auch unter den Theoretikern der neuen Wirtschaft zuweilen Mutlosigkeit hervorzurufen. Gelegentlich sind es die Arbeiter selbst, die von der Regierung die Freilassung ihrer verhafteten Direktoren und Betriebsleiter fordern. Es kommt vor, daß die Arbeiter, wie bei den Eisenbahnwerkstätten „Sormowo" in Nishnij Nowgorod, deren Leistung sich in den letzten Monaten gebessert hat, freiwillig auf ihre Majorität in der Fabrikleitung verzichten und so die Verantwortung an die frühere Geschäftsleitung zurückgeben. Doch dies sind bis jetzt nur vereinzelte Reaktionserscheinungen.

Seit dem Brester Frieden ist bereits mehr als ein halbes Jahr vergangen. Das dem Artikel 11 des Friedensvertrages angehängte *deutsch-russische Wirtschaftsabkommen* zeigt, wie sehr das Hauptgewicht des Vertrages auf der sofortigen Wiederherstellung friedensmäßiger Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern liegt. Beide Länder haben denn auch einander seit Monaten Kommissionen und Sachverständige zugesandt, die den Handelsverkehr in die Wege leiten sollten. Aber von einem regelrechten Handelsverkehr zwischen Deutschland und Rußland ist noch immer nicht die Rede. Anders als auf dem Wege des Schmuggels sind bisher noch so gut wie keine deutschen Waren nach Rußland oder russischen Waren nach Deutschland gekommen.

Zwischenstaatliche Handelsbeziehungen hängen von dem guten Willen der Nationen ab. Der gute Wille, den Handel wieder aufzunehmen, ist in deutschen wie in russischen Handelskreisen vorhanden. Aber die Dekrete der Räteregierung über die Regelung des Handelsverkehrs innerhalb Rußlands und mit dem Auslande beruhen auf Grundsätzen, die, wenn sie durchgeführt werden sollen, eine weitgehende Anpassung der übrigen Staaten an den neuen Wirtschaftszustand in Rußland und damit zum mindesten eine Reihe ebenso schwieriger wie interessanter Verhandlungen zur Voraussetzung haben. Das sozialistische Räterußland mit seinen neugeschaffenen Handelsorganisationen und seiner von marxistischen Faktoren bestimmten Preispolitik sieht sich einer Reihe von bürgerlichen Staaten gegenüber, deren Handel und Industrie im wesentlichen noch privatwirtschaftlich organisiert ist. Nicht nur in deutschen Kreisen herrscht über die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, den Handelsverkehr mit Rußland wieder in Gang zu bringen, Enttäuschung. Die Enttäuschung ist fast noch größer in einigen neutralen Ländern, die sich von Rußland nach dem Brester Frieden eine besonders günstige Konjunktur versprochen hatten.

In skandinavischen, in holländischen und in schweizerischen Handelskreisen scheint man teilweise noch nicht verstanden zu haben, daß die Sachlage heute, wo der russische Staat, beziehungsweise die Sowjet-

regierung selber als Exporteur und Importeur auftritt, eine gänzlich andere ist als vor dem Kriege. Man schiebt die Schuld auf Machenschaften der deutschen oder auch der japanischen und amerikanischen Großindustrie in Rußland. Die einfache Wahrheit aber ist, daß die kleinen Handelsstaaten ebenso wie die großen Zeit brauchen, um sich mit der neuen Sachlage abzufinden. Wenn in Rußland die alten Verhältnisse noch weiter bestünden, so müßte es beispielsweise schwedischen Kaufleuten jetzt, wo der Schiffsverkehr zwischen Stockholm und Petersburg wiederaufgenommen wurde, ein leichtes sein, russische Pelzwaren nach Schweden einzuführen. Heute bedarf es dazu umständlicher Schritte: zunächst eines Gesuches an das Handelskommissariat in Moskau um die Lizenz mit der Anfrage, zu welchen Preisen die Regierung die Ausfuhr freigibt. Die Handelskommission ihrerseits hat die Tendenz, den Verkaufspreis für Pelze nicht nach dem russischen, sondern nach dem augenblicklichen schwedischen Marktpreise festzusetzen, ohne Rücksicht darauf, wie weit dieser Preis durch Spekulation während des Krieges in die Höhe getrieben wurde. Gesetzt, daß schließlich eine Einigung über den Preis zustande kommt, muß aber auch noch gleichzeitig über Kompensationen durch schwedische Waren verhandelt werden. Das Gold als Tauscheinheit hat in dieser neuen zwischenstaatlichen Kriegshandelspolitik seine Bedeutung von früher völlig verloren. Der einst verhältnismäßig einfache Prozeß der Ausfuhr und Einfuhr auf Grund von Krediten und Devisen ist also jetzt zu einem äußerst komplizierten geworden. Der Handelsgewinn des ausländischen Kaufmanns sinkt bei dem neuen System auf ein Minimum herab, und damit auch zugleich der Anreiz, das Geschäft überhaupt in Angriff zu nehmen.

Über die Lage des *Warenaustausches* mit den einzelnen Ländern machte kürzlich der Handelskommissar *Bronski* einige Mitteilungen, die zwar in einem optimistischen Tone gehalten waren, aber den dürftigen Tatbestand nicht verhehlten. Mit *Schweden,* als mit einem neutralen und geographisch naheliegenden Lande, sei der Warenaustausch zuerst ge-

regelt worden. Schweden biete landwirtschaftliche Apparate, Maschinenersatzteile für die Papierindustrie, Telephonmaterial und Stahlwaren, Rußland könne dafür Schmieröle, Flachs und Hanf geben. Leider habe Schweden eine Taktlosigkeit begangen, als es leere Schiffe zwecks Ausfuhr russischer Waren nach Petersburg schickte. Wenn Moskau jetzt ohne Telephon sitze, so falle die Schuld dafür auf die schwedischen Exporteure, die das Mißtrauen des Petersburger Proletariats wachgerufen hätten. Inzwischen sei die erste Partie schwedischer Telephonschnüre eingetroffen; zwei Schiffsladungen Sensen, die gegen Schmieröle und Hanf ausgetauscht werden, seien unterwegs. Ein Handelsabkommen mit Schweden sei in Vorbereitung.

Was den Warenaustausch mit *Deutschland* anbetrifft, so sei in den letzten Wochen für die Petersburger Industrie deutsche Kohle angekommen, welche durch Metalle, Asbest, Schmieröle, Flachs, Hanf und Textilware kompensiert werde. Selbstverständlich seien diese Kohlen nicht billig, ebensowenig aber auch die nach Deutschland gehenden russischen Waren. Außer Kohlen könne Rußland auch Arzneimittel, Farbstoffe und Maschinenteile aus Deutschland erhalten.

Über die Handelsbeziehungen mit *England* hätten kürzlich in Moskau Besprechungen zwischen der Räteregierung und einer Delegation des englischen Handelsministeriums stattgefunden. Rußland habe darauf hingewiesen, daß es die in England und Amerika bestellten und bezahlten Waren, wie landwirtschaftliche Maschinen, Lokomotiven und Transportmittel, dringend benötige und ihre Ablieferung zunächst verlange. Dem englischen Vertreter sei der Wunsch ausgesprochen worden, Rußland mit Schiffsraum zu versehen, in erster Linie aber die Unantastbarkeit der russischen Handelsflotte zu garantieren. Handelsbeziehungen mit England werden aber erst dann möglich sein, wenn die englische Regierung die Räteregierung anerkenne und darauf verzichte, mit verschiedenen Gebieten Rußlands unter dem Vorwande, daß in Archangelsk, auf Murman usw. neue Staaten in Bildung begriffen seien, Sonderverhandlungen anzuknüpfen.

Die in diesen Strichen geschilderte Lage der Handelsbeziehungen Rußlands zu Schweden, dem Deutschen Reiche und England ist jedenfalls ebenso typisch für die politische Lage Rußlands diesen einzelnen Mächten gegenüber wie für seine Handelsbeziehungen zu den übrigen neutralen oder kriegführenden Staaten überhaupt. Sie zeigt, daß es in jedem Falle erst der Regelung durch grundsätzliche neue Verträge bedarf. Was nun Deutschland anbelangt, so werden die sogenannten *Ausführungsverträge zum Brester Frieden*, wie in Sowjetkreisen verlautet, eine Reihe wichtiger gegenseitiger Zugeständnisse enthalten. Das wäre sehr zu begrüßen. Der amtliche Verkehr zwischen der deutschen Vertretung und der Räteregierung ist schon seit langem durch die Verschleppungstaktik, mit der diese selbst die Erledigung nebensächlichster Geschäfte erschwert, zu einem recht unbefriedigenden geworden. Kuriere werden auf russischem Boden angehalten, das Eigentum von Deutschen wird beschlagnahmt, deutsche Unternehmen verfallen der Nationalisierung, für Diebstähle und andere Gewalttaten wird kein Ersatz geleistet. Deutsche Wirtschaftskommissionen, die sich nach Moskau begeben, stoßen auf verschlossene Türen, auf neue, über Nacht erlassene Dekrete, auf beschlagnahmte Bestände, auf einen völlig zerrütteten Handel, auf Schwierigkeiten, Schikanen jeder Art. Anordnungen des Obersten Rates für Volkswirtschaft werden von den örtlichen ausführenden Organen einfach nicht eingehalten. Anerkannte Ansprüche auf Schadenersatz werden auf die große endgültige Gesamtabrechnung verwiesen. Tatsächlich führen in Moskau weder Noten noch persönliche Besprechungen zu einem positiven Ziel. Man hat den Eindruck, als ob die eine Partei Chinesisch spreche und die andere mit ihrem Latein zu Ende sei. Von deutscher Seite enthält nun der neue Vertrag angeblich die Anerkennung des Dekrets der Räteregierung vom 28. Juni 1918 über die Nationalisierung der Industrien. Alle früheren deutschen Beteiligungen an russischen Industrieunternehmungen werden dadurch mit einem Federzuge liquidiert und durch Auszahlungen aus der Pauschalentschädigung abgefunden.

Zweifellos haben diese Abmachungen etwas Einleuchtendes; sie bedeuten für Deutschland und die deutschen Gläubiger eine schätzenswerte Vereinfachung. Aber auch die Räteregierung verzeichnet sie als einen Erfolg von großer Tragweite. Durch diese Vereinbarung falle nämlich für Deutschland der Anlaß fort, sich dem von verschiedenen neutralen Staaten gemeinsam geführten Protest gegen die Nationalisierung der Industrien anzuschließen. Ferner werde durch die summarische Abfindung der deutschen Gläubiger künftig auch der versteckte Schutz russischer Privatunternehmungen, in denen durch die Maßnahme der Räteregierung deutsches Kapital mitbetroffen würde, nicht mehr möglich sein. Auf die Haltung der russischen Bourgeoisie muß die neue deutsch-russische Vereinbarung jedenfalls in einem gewissen Sinne zurückwirken. Diese russische Bourgeoisie ist allerdings unter Miljukow und Gutschkow ein treibendes Element des Krieges gewesen. Das ist weltbekannt. Sie hat auf Schonung gewiß wenig Anspruch.

Mit besonderem Nachdruck wird von russischer Seite immer wieder darauf hingewiesen, daß die Grundvoraussetzung aller zukünftigen russischen Handelspolitik in einer endgültigen Regelung des Verhältnisses der Räterepublik zur *Ukraine* zu erblicken sei. Bei den sich hinziehenden Friedensverhandlungen in Kiew haben die beiderseitigen Kommissionen für den Warenaustausch ein vorläufiges Abkommen vereinbart, wonach die Ukraine verspricht, Rußland je zwei Millionen Pud Kohle und Koks, daneben große Mengen Gußeisen und Eisenbahnschienen zu liefern, wogegen sich Rußland zur Lieferung von Naphthaprodukten, Schmierölen, Papier, Zement, Grubenholz, elektrischen Artikeln und Webstoffen verpflichtet. Außerdem wurde ein Austausch ukrainischer Lebensmittel, vor allem Getreide, gegen Manufakturwaren und sonstige Kurzwaren vorgesehen. Dieses Abkommen betrifft aber, soweit sich beurteilen läßt, nur den Bedarf der nächsten Monate. Ohne die Kohle des Donezgebietes, die Erze des Ural und die Erdölprodukte des Nordkaukasus kann die Sowjetrepublik auf die Dauer ihre Fabriken und ihren Handel, der zur Zeit nur aus aufgestapelten beschlagnahmten Vor-

räten schöpft, nicht im Gang halten. Die Entscheidung über diese Zukunftsfragen gehört in den Bereich der endgültigen Regelung des Gesamtverhältnisses zwischen Deutschland und dem Osten. Auch die Unterschrift unter den Ausführungsvertrag zum Brester Frieden wird somit die versperrten Schleusen des deutsch-russischen Handelsverkehrs nicht endgültig öffnen. Gewisse Vorwände werden wegfallen, mit denen die Räteregierung bisher diesen Handelsverkehr in der Praxis verhindern und alle einzelnen Anknüpfungsversuche nach Rußland gereister wirtschaftlicher Sachverwalter auf die in Aussicht stehende Gesamtabrechnung verweisen konnte; aber andere Vorwände, vielleicht auch wirkliche Hindernisse, werden in Menge übrigbleiben. Dann aber wird es sofort fraglich, ob die Zusatzverträge einen anderen Zweck hatten, als ihren bureaukratischen Urhebern eine Stunde der Selbstzufriedenheit zu bereiten.

Den Bevollmächtigten der einzelnen deutschen wirtschaftlichen Stellen hat sich nun zuletzt, und ohne auf die Wirkung der neuen Verträge zu warten, die militärische Verwaltung von *Oberost* angeschlossen. Wie eine selbständige Firma, die ihre eigenen Musterkoffer hinausschickt und für prompte Lieferung Garantien bietet, hinter denen jede Konkurrenz zurückstehen muß, so kam ein kaufmännischer Bevollmächtigter von Oberost mit festen Angeboten nach Moskau. Oberost erklärte sich bereit, an die Räteregierung in kürzester Zeit jede gewünschte Art von Maschinen, Stahlwaren, chemischen Produkten, eventuell auch Kohlen zu liefern, wenn Rußland in der Lage sei, seinerseits mit der Lieferung bestimmter Waren ebenso unmittelbar zu beginnen. Auf die verwunderte Frage, wie eine Militärverwaltung denn imstande sei, solche Handelsgeschäfte durchzuführen, antwortete der Vertreter mit dem Hinweis, daß seine Behörde in der Lage sei, aus den Vorräten der deutschen Industrie zu requirieren, was sie brauche. Die Räteregierung zeigt Neigung, ohne weiteres auf diesen Vorschlag einzugehen, zumal ihr zugesichert wurde, daß alle Waren, die von Rußland an Oberost geliefert werden, an das Reich nicht geliefert zu werden brauchen, d. h. von den

durch die Handelskommissionen in Berlin und Moskau zum Austausch bestimmten Warenmengen abgezogen werden dürfen.

Dieser überraschende Eingriff der Militärverwaltung Oberost in die Angelegenheiten des deutsch-russischen Handelsaustausches mit seinen Aussichten auf Erfolg ist für die Verhältnisse in beiden Ländern bezeichnend. Vielleicht wäre es richtig gewesen, schon längst diese summarische Methode des nachbarlichen Austausches anzuwenden, die sich über die privatwirtschaftlichen Organisationen auf deutscher Seite ebenso hinwegsetzt, wie sie den sozialwirtschaftlichen der anderen Seite Toleranz entgegenbringt. Den russischen Handelspolitikern, die sie als eine Art Bolschewismus von oben bezeichnen, ist sie unleugbar sympathisch.

Die Wendung des russischen Imperialismus

In einer im Oktober 1917 in Petersburg erschienenen Broschüre bezeichnet der frühere Gesandte Rußlands in Madrid und Tokio, Baron *Rosen*, Japan als den Hauptfeind Rußlands. Er fordert die Aufhebung des russisch-japanischen Vertrages vom 3. Juli 1916, der Rußland an das imperialistische Japan binde. In ihrem Vertrage verpflichten sich die beiden Länder, China gegen jedes Attentat einer feindlichen Macht zu schützen. Rosen meint, nur wenn Rußland so bald wie möglich Frieden schließe, werde es imstande sein, im nächsten Jahrzehnt seine Besitzungen im Osten gegen Japan zu verteidigen. Die russische Revolution habe Japans Politik Rußland gegenüber vollständig verändert.

Wieweit diese Behauptung zutrifft, sei dahingestellt. Daß aber Rußlands Politik zunächst China gegenüber und in der Folge auch gegenüber Japan seit dem Auftreten der Bolschewikiregierung grundsätzlich

eine andere geworden ist, geht aus der im Januar 1918 in Angriff genommenen Revision des Vertrages von 1898 über die chinesische Ostbahn hervor. Die Absicht des Rates der Volkskommissare, mit der chinesischen Republik in einer Frage, die bisher als eine rein koloniale galt, auf dem Boden der Gleichberechtigung zu verhandeln, stellt das gesamte Verhältnis Rußlands zu dem chinesischen Reiche auf einen neuen Boden und läuft in ihrer letzten Absicht auf eine Vereinigung der beiden „Demokratien" gegen das monarchische Japan hinaus. Rosen behauptet, das imperialistische Programm, das die japanische Regierung beim Friedensschluß durchzusetzen suchen werde, bedeute für Rußland die größte Gefahr. Rußland könne nicht den geringsten Vorteil davon haben, den jetzigen Krieg fortzusetzen. Denn wenn es Rußland im günstigsten Falle gelingen sollte, Deutschland auf lange Zeit lahmzulegen, so werde es sich selbst dadurch in solchem Maße schwächen, daß es nicht imstande sein werde, den künftigen japanischen Angriff im fernen Osten abzuwehren. Aber die Dinge haben sich heute bereits vollkommen geändert. Nicht mit den Waffen der Heere will das heutige Rußland kämpfen, sondern mit den Waffen der sozialen Revolution. Nicht an Besitzungen und Interessengebieten im alten Sinne ist ihm gelegen — größerer Länderausverkauf ist niemals dagewesen —, sondern am Einfluß des „russischen Gedankens".

Während des ersten Kriegsjahres, als der Feldzug im Westen bereits alle Kräfte Rußlands in Anspruch nahm, verfolgten die Gesandten der Zarenregierung in Peking wie in Teheran noch jene Politik der friedlichen Durchdringung ruhig weiter, die den russischen Einfluß wie nach einem physikalischen Gesetz auf immer neue Länderstrecken Asiens ausdehnte. Noch kurz vor seiner Übersiedlung von Peking nach Tokio brachte der Gesandte *Krupenski* einen russisch-chinesischen Vertrag zustande, der Rußland das Recht zugesteht, von zwei Stellen der chinesischen Ostbahn aus neue Zweigbahnen zum Amur zu bauen. Diese sollten gegenüber Blagoweschtschensk zusammentreffen und die Nordmandschurei dem russischen Einflusse noch mehr als bisher erschließen.

Im Herbst 1915 begannen Konferenzen zwischen den Vertretern der von Rußland verwalteten chinesischen Ostbahn und der russischen Freiwilligenflotte einerseits und dem japanischen Verkehrsministerium andererseits, das sich dabei durch die Direktoren der japanischen Staatsbahn, der japanischen Südmandschurei- und Korea-Eisenbahnen sowie der am Schiffsverkehr nach Korea und Dalnij interessierten Osaka Shosen Kaisha vertreten ließ. Zwischen den russischen und japanischen Eisenbahnen im Osten hatte seit 1905 ein ständiger Tarifkrieg stattgefunden. Dieser Streit endete schließlich mit einem Siege der Japaner. Japan übernahm den größten Teil der Kohlenlieferungen für die russischen Eisenbahnen im fernen Osten sowie für die russische Dampfschiffahrt in Chabarowsk und in Wladiwostok, nämlich 43 von 75 Millionen Pud jährlich. Die Japaner erhöhten gleichzeitig den Preis für die Tonne von 19 auf 37 Rubel.

Um ihm den Rückzug leichter zu machen, gab Japan Rußland zunächst in der Mongolei freie Hand. Die von Rußland angelegte neue Telegraphenlinie von Werchne-Udinsk über Urga nach Kalgan wurde zwar von der angeblich unabhängigen mongolischen Regierung übernommen, aber von Rußland verwaltet. Schon seit dem Jahre 1905 hatte die russische Einwanderung in der nördlichen Mongolei stark zugenommen. Noch während der ersten Zeit des europäischen Krieges wurde sie von Rußland in jeder Weise gefördert. Der russische diplomatische Agent in Urga, *Orlow*, war Ratgeber des Oberhauptes der mongolischen Regierung. Die russischen Wollhändler und Viehzüchter, die seit Jahrzehnten in jedem Frühling in die Mongolei zu reisen pflegen und im Herbst nach ihren südsibirischen Heimatsorten zurückkehren, durften sich in den Gegenden von Kobdo und Uljassutai heimischer fühlen als je. Die russischen Veterinärstationen und Handelsniederlassungen in den von Wäldern und fruchtbaren Weidegründen bedeckten Hügellandschaften des nordmongolischen Fürstentums Chalcha wurden zu einer ständigen Einrichtung. Es handelte sich um nichts weniger als um eine versteckte Annexion. Das letztgenannte Gebiet ist wegen seines Viehreichtumes für die Versorgung der sibirischen Städte Irkutsk und

Tschita von großer Bedeutung. Japanische Firmen errichteten sofort in Tschita eine Konservenfabrik für die russische Armee.

Die Regierung Nikolais II. hatte schon nach dem japanischen Kriege begonnen, in das von einigen hunderttausend nomadisierender Sojoten bewohnte Gebiet von Urjanchai, das Quellgebiet des Jenisseiflusses, das durch die Selbständigkeitserklärung der Mongolei von China abgeschnitten worden war, einen beträchtlichen, von Kosakenabteilungen unterstützten Beamtenstab vorzuschieben. Die bekannte Revolutionärin Frau *Breschko-Breschkowskaja* hat die Jahre ihrer sibirischen Verbannung an den Grenzen dieses Gebietes verbracht. Nach einem Bericht, den sie nach ihrer Rückkehr nach Rußland auf Wunsch des damaligen Ministers *Miljukow* an die vorläufige Regierung erstattete, war das vorher friedliche Urjanchaigebiet von den russischen Eindringlingen innerhalb weniger Jahre „völlig zerstört", das Volk von den russischen Abenteurern in der schamlosesten Weise ausgeplündert worden. Unter den Eingeborenen machte, genau wie unter den Burjäten im benachbarten Gouvernement Irkutsk, die Trunksucht große Fortschritte. Schließlich drohte ein allgemeiner Aufstand. So war die Lage im Jahre 1916.

Nach dem Ausbruch der russischen Revolution im Frühjahr 1917 änderten sich die Verhältnisse in der Mongolei mit einem Schlage. In ihrem erwähnten Bericht schlägt Breschko-Breschkowskaja vor, die Bevölkerung des Urjanchaigebietes durch die Einführung einer humanen Verwaltung zu beruhigen und die russische Einwanderung zu vermindern. Vielleicht war dieser Vorschlag nur eine Umschreibung der Tatsache, daß die russischen Einwanderer bereits von selbst begonnen hatten, dieses Gebiet, ebenso wie die gesamte nördliche Mongolei, wieder zu verlassen. Die in die Nordmongolei entsandten Vermessungsbeamten, die beauftragt waren, den Besitz der dortigen russischen Ansiedler und Pächter festzustellen, stießen im Frühjahr 1917 auf den offenen Widerstand der Mongolen. In Petersburg sprach man plötzlich von den großen Unkosten dieser Expeditionen. Die mongolischen Behörden aber, allem Anscheine nach unterstützt von japanischen Ratgebern, erklärten alle

seit 1912 von Russen in ihrem Lande abgeschlossenen Bodenverkäufe für nichtig. Sie beriefen sich auf gewisse Unklarheiten in dem mit Rußland abgeschlossenen Vertrag über das Niederlassungsrecht und setzten für die gepachteten Grundstücke so hohe Steuern an, daß sich die Kolonisten gezwungen sahen, das Land zu verlassen. Natürlich spielt bei diesen Vorgängen auch der Niedergang des russischen Geldkurses und der Mangel an allen jenen Waren, die sonst im Tauschhandel der Russen mit der mongolischen Bevölkerung einen Wert hatten, eine Rolle.

Ähnlich wie in den mongolischen Grenzländern liegen die Dinge gegenwärtig in den russischen Einflußgebieten in Mittelasien. In den hauptsächlich von Kirgisen bewohnten Grenzgegenden zwischen Südsibirien und Turkestan setzten die Russen ihre Durchdringungspolitik noch in den Jahren 1915 und 1916 kräftig fort. Dies gilt vor allem für Taschkent und den an der Nordostecke Turkestans gelegenen Kreis Przewalsk, wo russische Ansiedler, vor allem Reservisten, eines Tages die Kirgisen mit Gewalt von ihren Weiden und ihrem gut bewässerten Ackerland vertrieben. Die Kirgisen flohen in Scharen auf chinesisches Gebiet; dort kamen sie allerdings vom Regen in die Traufe. Räuberische Turkmenenstämme nahmen ihnen ihr ganzes Hab und Gut. Viele kamen elend um. Auf die Kunde von der russischen Revolution versuchten die Vertriebenen im Sommer 1917 in ihre Heimat zurückzukehren. Nach einem an den damaligen Kriegsminister Kerenski erstatteten Bericht wurden aber diese Unglücklichen bei dem Versuch, durch die Pässe des Seissangebirges in ihre Heimat zurückzukehren, von Banden russischer Deserteure angefallen, die ihnen nun auch ihr letztes Vieh wegnahmen und angeblich aus Furcht vor den Seuchen, mit denen die Zurückkehrenden die russische Bevölkerung bedrohten, die meisten von ihnen aus dem Hinterhalt niederschossen.

Nichts hat der muselmanischen Bewegung in Turkestan, Chiwa und Buchara eine solche Energie gegeben wie die lange Reihe der russischen Ausschreitungen während des Krieges und die Aussaugungspolitik der russischen Regierung. Während im ersten Kriegsjahr der Generalgou-

verneur von Turkestan noch fortfuhr, die üblichen „hydrographischen Expeditionen“ zur militärischen Erforschung des als Grenzgebiet nach Indien wichtigen Pamirhochlandes auszusenden, während noch 1915 aus den Steuern des reichen Turkestangebiets beträchtliche Summen für den Ausbau des nur für den Aufmarsch gegen Indien wichtigen strategischen Eisenbahnnetzes verwendet werden konnten, begann im Frühjahr 1916 ein System der schonungslosen Ausbeutung zugunsten der europäischen Kriegskasse. Man hob die unruhigen, weichlichen Sarten als Kriegsarbeiter aus und sandte sie als Industrie- und Landwirtschaftsarbeiter nach Südrußland. Der Aufstand der Turkmenen brach aus. Zu seiner Unterdrückung wurde Kuropatkin im August 1916 von der Rigafront nach Turkestan entsandt. Der im Sommer 1917 von der vorläufigen Petersburger Regierung Kerenskis nach Turkestan entsandte Kommissar aber mußte die aufsässig gewordenen Muselmanen schon durch den Hinweis zu beruhigen suchen, daß das Turkestangebiet nicht nur als russisches, sondern in gewissem Sinne auch als englisches Einflußgebiet zu betrachten sei, so daß ein Aufruhr in Turkestan auch eine englische Einmischung zur Folge haben könne. In den Khanaten Buchara und Chiwa organisierten sich die Turkmenen aufs neue in großen gut bewaffneten Banden, die ungestraft Dörfer und Städte niederbrannten, feudale Grundherren von ihren Gütern vertrieben und triumphierend das in Petersburg verkündete Selbstbestimmungsrecht der Nationen als Bedingung für ihren eigenen freiwilligen Anschluß an den Verband der russischen Republiken aufstellten.

Es gibt anscheinend unter den Muselmanen Zentralasiens zwei zusammenfassende Strömungen, eine konservative und eine radikale. Die erstere hat ihre Vertreter in einem Teil der Geistlichkeit, bei den Grundbesitzern und den eingeborenen Fürsten. Diesen mächtigen Khanen, die auch von der alten Regierung stets mit großer Rücksicht und Auszeichnung behandelt worden waren, sicherte die vorläufige russische Regierung in den ersten Wochen nach der Märzrevolution die Erhaltung ihrer alten Rechte zu. Damit waren aber die Vertreter der radikalen musel-

manischen Richtung ebensowenig zufrieden wie die aus linken Sozialrevolutionären und Bolschewisten bestehende Mehrheit der Russen im Lande. Als besonders unternehmend erscheinen die sogenannten Jungbucharen, die nach dem Vorbild des Salonikier „Komitees für Einheit und Fortschritt“ entschlossen scheinen, mit der alten despotischen Regierungsweise aufzuräumen und sich mit den russischen Sowjets in Turkestan, Buchara und Chiwa verbündeten.

Über den augenblicklichen Stand der Dinge in Turkestan fehlen genaue Nachrichten. In Taschkent und den übrigen Städten Turkestans haben die bolschewistischen Truppen nach ihrem Sieg über die Kosaken und nach einer Bartholomäusnacht unter den Offizieren, die an Scheußlichkeit nicht hinter den Taten von Helsingfors und Sebastopol zurücksteht, die Oberhand. Zwischen diesen russischen Soldaten und den Muselmanen in ihrer Gesamtheit scheint ein Kompromiß geschlossen worden zu sein.

Daß die muselmanische Freiheitsbewegung in Mittelasien nach Ausbruch der russischen Revolution von Turkestan über Chiwa und Buchara auch nach Persien übergriff, kann bei den engen Verkehrsbeziehungen zwischen diesen Gebieten nicht wundernehmen. Eine in Manchester vor dem Kriege erschienene Broschüre schildert die Schreckensherrschaft, die von den Russen im Dezember 1911 und Januar 1912 mit schweigender Duldung Englands in Nordpersien aufgerichtet worden war. Das russische Militär veranstaltete in Täbris und Teheran Massenhinrichtungen unter den persischen Freiwilligen, die es gewagt hatten, den Eindringlingen Widerstand zu bieten. Überall im Lande errichtete man russische Handelsniederlassungen und Konsulate. Den russischen Handelseinfluß über die Südufer des Kaspischen Meeres auszudehnen, war eine der Lieblingsaufgaben der mittelasiatischen Abteilung der Moskauer Ausfuhrkammer. Das Vorgehen Rußlands gegen Persien und die von schwedischen Offizieren befehligte persische Gendarmerie während des Weltkrieges ist noch in Erinnerung.

Im Frühjahr 1916 hielten russische Truppen ihren Einzug in Teheran. Ihnen folgten Scharen russischer Händler auf dem Fuße. Die in Ruß-

land schon damals eingetretene Warenknappheit schien kein Hindernis zu bilden, daß Zucker, Eisenwaren und Kattune aus Rußland in Massen auf dem persischen Markt erschienen. Die „Nowoje Wremja" verkündete triumphierend „die wohlbegründeten Rechte Rußlands" auf den ganzen Petroleumreichtum in Nordpersien.

Die persische Regierung protestierte vergebens gegen die unaufhörliche Vergewaltigung persischer Hoheitsrechte und namentlich gegen den Ausschluß der persischen Schiffahrt vom Kaspischen Meer. Noch im Sommer und Herbst 1916 begann eine regelrechte Völkerwanderung russischer Bauern über die Grenzen des transkaukasischen Gebietes nach Nordpersien ebenso wie in das von den Russen besetzte Armenien. Der Befehlshaber im Kaukasus, Nikolai Nikolajewitsch, der in Anbetracht der wachsenden Staatsschuld Rußlands weder vom Kriegsminister noch vom Finanzminister die von ihm geforderten Millionen zur schleunigen Ansiedelung russischer Bauern in Nordpersien und Armenien erhalten konnte, wandte sich schließlich an das Landwirtschaftsministerium, das im Februar 1917 die geforderten Kredite bewilligte. Den aus Armenien geflohenen Armeniern, Türken und Kurden wurde die Rückkehr in ihre vom Krieg verheerten Dörfer verboten. Aber dann kam auch hier der Umschwung plötzlich und gründlich. Die russische Kaukasusarmee löste sich auf. Der Rat der Volkskommissare vermochte sein Interesse für Armenien nur in revolutionären Aufrufen, nicht aber in effektiven Maßnahmen gegen die Wiedereroberung von Erserum und Trapezunt durch die Türken kundzugeben. Von der Front in Nordpersien strömten die bewaffneten russischen Scharen in ihre Heimat zurück, und selbst die persischen Demokraten, die den russischen Revolutionären noch einige Monate vorher auf einer Konferenz in Aserbeidschan ihre Sympathie ausgesprochen hatten, vermochten die feindselige Haltung der eingeborenen Bevölkerung gegen ihre früheren Peiniger nicht zu mildern. In Transkaukasien hatten Grenzkosaken und eingeborene Muselmanen einen harten Stand gegen die kurdischen und persischen Stämme, die sofort gegen russisches

Gebiet vorzurücken begannen, in die fruchtbare Mughanaebene einfielen und selbst Baku mit seinen industriellen Reichtümern bedrohten.

Noch im Herbst 1914 hatte der damalige Ministerpräsident *Goremykin* die Stirn, zu erklären, daß die Eroberung Galiziens, der Bukowina, Schlesiens und Ostpreußens nur eine notwendige Abrundung des russischen Landbesitzes in Europa bedeuten würde. Der gleiche Hyperimperialismus beseelte die russische Politik in Finnland. Nach der militärischen Niederlage Rußlands, die dann im März und November 1917 die Staatsumwälzungen hervorrief, ist dieser Geist scheinbar ein anderer geworden. Rußland sucht gegenwärtig durch die mit dem ganzen Nachdruck einer offiziellen Staatslehre vorgebrachte Predigt des Kommunismus und der Abschaffung der Klassen- und Rassenunterschiede die militärische Niederlage in einen revolutionären Sieg über seine Nachbarvölker zu verwandeln. Nach einer kurzen, halb bürgerlichen Übergangszeit hat dieses geschlagene Rußland die jetzige Regierung der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrepublik hervorgebracht, die sich mit ihren aus Smolny und Brest-Litowsk bekannten Manifesten an die ausgebeuteten Volksmassen aller Länder wendet und dem diplomatischen und militärischen Imperialismus von ehemals einen Imperialismus der revolutionären Tat hat folgen lassen. An die Stelle des alten, durch den Missionseifer der Orthodoxie getragenen, scholastisch beschränkten Slawianismus ist das Friedensdekret vom 9. November 1917, die Verkündung der neuen Menschenrechte, getreten mit ihrem Versprechen, die ausgebeuteten Massen aller Länder in ihrem Kampf gegen die ausbeutenden Klassen zu unterstützen. Der russische Imperialismus ist proletarisch geworden.

Diese Botschaft ist durchaus geeignet, in Asien die Reste alter und die Ansätze neuer Despotien hinwegzufegen. Rußland hat alle Geheimverträge aufgehoben, die die regierenden Klassen der orientalischen Länder, sei es aus eigenem Interesse, sei es aus Furcht vor fremder Gewalt, mit der zarischen Regierung abgeschlossen haben. Die Räteregie-

rung hat in Übereinstimmung damit ihre Truppen und Instrukteure aus den besetzten Teilen Persiens abberufen, sie hat China gegenüber auf die Annexionen in der Mandschurei verzichtet und der chinesischen Regierung die Ablösung der russischen Finanzrechte an die Chinesische Ostbahn freigestellt. Sie hat ferner alle Konsulatswachen abberufen und auf das Recht der Exterritorialität der russischen Bürger in China, in der Mongolei und in Persien verzichtet.

Der Eindruck der Revolution auf die Volksmassen Chinas und Indiens, auf die Bewegungen der Mohammedaner in Persien, Afghanistan und Mittelasien ist nicht ausgeblieben. In China nennt man die Partei, die in Rußland den Staatsstreich vollbracht hat, die Partei der größten Menschenfreundlichkeit: huan-i-t'ang. In Persien ist eine demokratische Bewegung gegen die Fremdherrschaft und gegen die Herrschaft der Prinzen entstanden, die mit der russischen Rätebewegung Ähnlichkeiten aufweist. Der Führer der südchinesischen Revolutionäre sandte Lenin aus Kanton eine Botschaft, daß auch im fernen Osten das Volk den Kampf gegen die ihm aufgezwungenen Geheimverträge aufgenommen habe und das Bündnis mit Japan nicht anerkenne. Selbst in Japan beginnt langsam und unter schwierigen Umständen ein Kampf der Arbeitermassen für die Rechte des Volkes; selbst die gemäßigt liberalen Elemente wurden zu Gegnern der Intervention in Sibirien, und Japan scheint jetzt Anstalten zu machen, seine Truppen aus diesem Lande zurückzuziehen. Die Vorgänge in Wladiwostok, Charbin, Taschkent und Baku während der letzten Monate lassen Gärungen erkennen, deren Ursachen letzten Endes sozialer Art sind.

Die Grenzen des ehemaligen russischen Kaiserreiches sind sozusagen aufgeweicht. Das zentralistisch geordnete Imperium der Vergangenheit verwandelte sich zunächst in eine lose Gruppe von Republiken. Aber der revolutionäre Totalismus Lenins sucht bereits zwischen diesen Republiken und den neuen Volksstaaten, die die Petersburger Regierung in ganz Europa und Asien entstehen sehen möchte, den ideologischen Kitt zu bilden. Ein von der Revolution aufs neue geeintes und inniger

zusammengeschweißtes russisches Reich würde zweifellos imstande sein, einen gewaltigen Einfluß auf seine asiatischen Nachbarn auszuüben. Schon der alte russische Imperialismus hatte, nach Osten gewendet, zuweilen den Anstrich einer Kulturmission. Wenigstens in technischer und verkehrswirtschaftlicher Beziehung. Der Kommunismus mit seiner Losung der sozialen Abrechnung gibt ihm sicherlich einen neuen Aufschwung, aber das Endergebnis muß, wenn nicht neue geistige Kräfte dieser in einem Übermaß von politischer Ökonomie vertierten und mechanisierten Welt entstehen, nur in anderer Weise, dasselbe sein wie das des alten Imperialismus. Die erst halb kolonisierten, auf den Stufen antiker oder natürlicher Kultur verbliebenen Völker des inneren Asiens bieten einer Durchtränkung mit dem rohen und rachsüchtigen Geiste der russischen Revolution keinen festen Widerstand. Ihr geistiger Anschluß an Rußland wird sich vielleicht rasch vollziehen und die großen kulturellen Verwickelungen hervorbringen, die der Geschäftsgeist des alten Imperialismus nur eingeleitet hat.

Terror

Wäre die Welt nicht so zerrissen, daß keiner ihrer Teile mehr Gewicht in seinen Worten hat, so wäre es jetzt an der Zeit, feierlichen Protest einzulegen gegen das, was gegenwärtig in dem unglücklichen Rußland geschieht. Der Augenblick wäre gekommen, die Menschheit aufzurufen gegen das Gräßliche, das jetzt in allen Städten Rußlands vor sich geht: die planmäßige Vernichtung einer ganzen Gesellschaftsklasse, die Zerstörung unzähliger Menschenleben, die durch tausend Fäden der Bildung und des Berufes mit den übrigen Völkern der Erde verbunden sind.

Es ist eine *Bartholomäusnacht* im großen, die in diesen Septembertagen ihre Todesschatten über Rußland niedersenkt. Die Städte Moskau

und Petersburg zittern. Nicht ein Mensch mehr in diesen Städten, der noch seines Lebens sicher wäre. Schuldige und Unschuldige, ein jeder kann, so geschieht es täglich, auf Grund eines bloßen Verdachtes, auf Grund von Listen, die beliebig zusammengestellt werden, von der *Außerordentlichen Kommission* gegriffen, in die überfüllten, von Schmutz und Ungeziefer wimmelnden Gefängnisse geworfen und ein paar Stunden später erschossen werden. Die Erschießungen finden meistens frühmorgens statt, beim grellen Licht der Scheinwerfer an den mit Opfern beladenen Lastautomobilen, in dem Wäldchen an der Semenowskaja Sastawa oder auf dem Chodynkafelde. Rücksichtslos requiriert man Häuser, Wohnungen und Wohnungseinrichtungen in allen Stadtvierteln. Die Räumungsbefehle prasseln in die von Kleinbürgerfamilien bewohnten Mietshäuser ebenso wie in die Häuser der Reichen an den Boulevards. Es fehlt an Fahrzeugen und Arbeitern, um die zahllosen Umzüge und Transporte zu bewerkstelligen. Ganze Familien mit kleinen Kindern verbringen die Nacht auf der Straße. Ein alter Kunstschriftsteller in meiner Bekanntschaft, zum erstenmal aus seiner eigenen Wohnung hinausgeworfen, die er seit zwanzig Jahren innehat, zum zweitenmal mit den Verwandten, zu denen er flüchtete, auf das Pflaster gesetzt, haust mit seinen mühsam geretteten Büchern, die auf dem Fußboden aufgeschichtet sind, in einem dunkeln gemieteten Hinterzimmer. In einzelnen Wohnungen beschlagnahmen die Räumungskomitees nur Klaviere, Bilder und Standuhren für ihre Klubs. Matrosenkomitees sichern sich die reichsten Häuser, deren treulose Verwalter sich durch Verrat einen Anteil an der Beute von Kunstgegenständen oder vom Inhalt der Weinkeller sichern.

Der *Terror* schüttelt ganz Moskau wie ein Fieber. Gewiß, er ist in erster Linie eine Ausgeburt der Rache. Die von den Bolschewiki verkündete Diktatur des Proletariats ist nach den Attentaten auf Uritzki und Lenin, nach der Enthüllung des von Engländern und Franzosen unterstützten neuen Umsturzversuches, rasch und heftig zum Massenterror gesteigert worden. Der Massenterror ist zunächst die maßlose

Reaktion auf die Akte einer politischen Partei, die den Einzelterror von jeher in ihr theoretisches Programm aufgenommen hat. Die Theorie der Kommunisten fußt auf dem Satz, daß der Mensch als das Produkt der Verhältnisse zu betrachten sei; der soziale Kampf sei also mit der Absicht der radikalen Besserung der Verhältnisse zu führen. Dagegen gehört der Lehrsatz, daß die Verhältnisse das Produkt der Persönlichkeiten seien, und daß es also gelte, zunächst die verantwortlichen Persönlichkeiten auszumerzen, zum geistigen Rüstzeug der Sozialrevolutionäre. Dieser Satz und die terroristischen Folgerungen, die aus ihm gezogen werden, bildet noch heute das einigende Band zwischen den beiden, sonst miteinander verfeindeten Flügeln der Rechten und sozialrevolutionären Linken. Alle die Attentäter der letzten Monate, die Blumkin, Donskoi, Kaplan und Kannegießer, stammen aus der Schule Sawinkows. Durch das Attentat und den Putschversuch vom 6. Juli haben die linken Sozialrevolutionäre den Versuch gemacht, Deutschland zu provozieren und die Sowjetregierung zu stürzen. Durch die Repressalien, die das Mißlingen dieses Versuches begleiteten, ist die Partei der linken S.-R. gegenwärtig in drei Richtungen zersplittert, von denen die größere sich den offenen Feinden der Räteregierung angeschlossen hat, die zweite mit den Bolschewiki einen unsicheren Kompromiß schloß, die dritte an dem früheren engen Bündnis mit den Bolschewiki festhält. Von der ersten Gruppe drohen noch immer terroristische Akte sowohl gegen die deutschen Vertretungen in Rußland wie gegen die Sowjetregierung. Nach dem zeitweiligen Verschwinden der linken Sozialrevolutionäre traten aber sofort die rechten S.-R. auf den Plan. Sie gebärden sich als Beauftragte der in Samara gegründeten Rumpfnationalversammlung und als offene Helfershelfer der Entente. In bolschewistischen Kreisen wird behauptet, daß der Ausbruch eines allgemeinen Pogroms der Moskauer Arbeiter gegen die Bürgerlichen nach dem Attentat auf Lenin nur an einem Faden hing. Ich weiß nicht, ob das wahr ist. Die Führer wissen sehr wohl, daß ein solcher Pogrom sich leicht in Szene setzen ließe, aber auch, daß niemand sein Ende

voraussagen könnte. Was seit dem 1. September in Moskau geschehen ist, um den Repressalien gegen das Bürgertum eine organisierte Form zu geben, ist angeblich geschehen, um der Erregung des Proletariats ein Ventil zu geben, vielleicht aber auch, um den heißen Kessel unter Feuer zu halten, die knurrenden, unzufriedenen Volksmassen zu beschäftigen. Charakteristisch ist ein Leitartikel Radeks in der „Iswestija" vom 6. September, in dem es heißt: „Die Arbeitermassen haben lange gezögert, bis sie sich entschlossen, Zwangsmaßnahmen gegen das Bürgertum zu ergreifen. Im Anfang wollte die Arbeiterrevolution Großmut üben. Aber ihre Feinde erhoben zum Dank dafür, daß sie sie laufen ließ, gegen die Arbeiter ihre Waffen. Als Antwort auf den weißen Terror steht jetzt der rote Terror auf der Tagesordnung. Die Seele aller Verschwörungen auf russischem Boden ist die Bourgeoisie. Sie verfügt über ein Netz von Verbindungen im ganzen Lande. In ihren Händen befinden sich noch Milliarden. Noch hofft sie auf den Sieg mit Hilfe des fremden Kapitals und des Großbauerntums. Daher müssen ihr nicht nur ihre Waffen abgenommen, sondern auch alle Reichtümer müssen ihr entrissen, ihre Verbindungen zerstört werden. Wir müssen nicht nur die Produktionsmittel in unsere Hände bekommen, sondern auch alles persönliche Eigentum der Bourgeoisie, denn dieses dient ihr nur als Kampfmittel gegen das Proletariat." Man weiß in Moskau genau, daß es sich bei solchen Worten nicht um leere Drohungen handelt. Der Eindruck dieses Artikels war furchtbar. Durch ihn war zunächst für die Stimmung der Arbeitermassen am vorigen Freitagabend der Ton angegeben.

Jeden Freitagabend finden in den Bahnhöfen und Arbeitervorstädten Moskaus Agitationsversammlungen statt, über die sich die Mitglieder der Regierung als Redner verteilen, um die Massen durch ihre Ausführungen zur Lage zu bearbeiten. Bei einer dieser Versammlungen, die am 31. August in der Michelsonschen Fabrik in dem jenseits der Moskwa gelegenen Arbeiterviertel stattfand, ereignete sich das *Attentat auf Lenin*. Bei den Versammlungen am 6. September mußte sich zeigen, wieweit die Ereignisse vom 30. und 31. August auf die Arbeiter eingewirkt

hatten. Diesmal erschien in der Michelsonschen Fabrik *Krylenko*, der neben seinem ukrainischen Landsmann Skripnik als einer der Haupturheber des blutigen Massenterrors genannt wird. Er machte unter stürmischem Beifall der Versammlung die Mitteilung, daß als Antwort auf den Mordanschlag gegen Lenin die ehemaligen Minister *Schtscheglowitow, A. N. Chwostow* und *Beletzki* erschossen worden seien. Die Urheber der aufgedeckten anglo-französischen Verschwörung habe man dem Revolutionstribunal übergeben. Im Volkshause des Lefortowski-Rayon, dem typischen, halbländlichen Arbeiterviertel im Norden Moskaus sowie in der nicht weit davon entfernten Kaserne des 1. Räteregiments sprach am selben Abend *Radek* über das Thema des Abends. Die Bolschewiki sind geschulte Agitatoren, aber nur wenige verstehen es so wie dieser kleingewachsene, unscheinbare Mann mit der Stirn und den Augen des Gelehrten und dem brutalen, beredten Mund des Demagogen, die Massen zu packen. Radek spricht ein schlechtes Russisch mit polnischem Akzent und deutschen Satzgebilden. Aber er spricht einfach und den Massen verständlich. Er erinnerte daran, daß die Räteregierung nach der Novemberrevolution den Finanzminister Tereschtschenko auf die Bitte seiner bejahrten Mutter freiließ, daß sie die Generäle Kornilow, Kaledin, Kraßnow, dieselben, die später den Bolschewiki als Heerführer entgegentraten, freigab. Er erinnerte an den berüchtigten Radko Dimitrijew, der 80000 russische Soldaten, von denen nur 20000 zurückkehrten, vor Przemysl in den Tod schickte. Den Schluß bildete die Forderung des Terrors gegen jene Bourgeoisie, die während des Krieges zu Hause saß, mit Miljukow, Buchanan und Kerenski vom „Krieg bis zum Ende" redete und unterdessen Hunderttausende russischer Bauern und Arbeiter an den Fronten hungern, frieren und sich verbluten ließ.

In dem Riesenbau des Butyrka-Gefängnisses befinden sich gegenwärtig über 2500 Gefangene, von denen die meisten dem angesehenen Bürgertum Moskaus angehören. Überall in der Stadt, in ehemaligen Asylen, Schulen und Geschäftsgebäuden sind provisorische

Gefängnisse. Kein ordentlicher Gerichtshof, sondern das dunkle Femgericht der Außerordentlichen Kommission entscheidet über Leben und Tod der Verhafteten. Man hat ein System daraus gemacht, die gruppenweise Verhafteten zu trennen und sie über verschiedene Gefängnisse zu verteilen, so daß sie allen Nachforschungen der Angehörigen unerreichbar sind. Auf den Straßen sieht man Gruppen von Verhafteten in Begleitung von Rotgardisten; über die Nikitskaja, eine der Hauptstraßen, deren einst vielbesuchte Buchläden und Geschäftslokale jetzt meist durch Bretterverschläge geschlossen sind, rollen die großen, schwarzen, fensterlosen Gefangenenautomobile. Die bekanntesten Würdenträger der Zarenregierung waren schon vor mehreren Monaten nach Moskau gebracht worden. Ihr Gefängnis befand sich im Kreml, wohin vor einigen Tagen auch General *Brussilow* gebracht wurde, gegen den nichts vorlag, als daß er im Fall eines fremden Einmarsches möglicherweise die Rolle eines Skoropadski hätte spielen können, und der noch immer nicht von seiner Beinwunde genesen war, die er bei den Dezemberunruhen des vorigen Jahres in den Straßen Moskaus durch eine verirrte Kugel erhalten hat. Die Erschießung der ehemaligen Würdenträger, insgesamt 29 Personen, geschah nach den Andeutungen eines hiesigen Blattes ohne Gericht auf die bloße Verfügung der Außerordentlichen Kommission. Die Hinrichtung vollzog sich angeblich im Beisein einer Menge von Rotgardisten und Arbeitern, die auf die Nachricht von der Exekution aus den benachbarten Vierteln zusammengelaufen waren. Am würdigsten verhielt sich der Erzpriester Wostorgow, der als einer der ersten erschossen wurde. Der frühere Gehilfe des Finanzministers, Beletzki, versuchte im letzten Augenblick zu fliehen, aber die dreifache Postenkette bemerkend, senkte er resigniert den Kopf. Schtscheglowitow rief, ehe das Blei ihn niederstreckte, daß er in seinem Leben kein einziges Todesurteil unterzeichnet habe. Dem früheren Minister des Innern, *Maklakow*, und dem letzten Innenminister Nikolais II., *Protopopow*, droht, wie es heißt, das gleiche Schicksal.

Tag für Tag fordert die Epidemie der Verhaftungen neue Opfer. Am

Sonntag wurden die Namen von über fünfzig früheren Gendarmerieoffizieren und Polizeibeamten veröffentlicht, die man tags zuvor erschossen hatte. Man verhaftet Fabrikdirektoren, Hausbesitzer, Geschäftsleute, darunter Greise von über 70 Jahren, einfach als Geiseln, die im Falle neuer Attentate auf Mitglieder der Räteregierung sofort erschossen werden sollen. Es gibt wohl in ganz Moskau keine Familie mehr, deren Kreis von Verwandten und Freunden nicht durch die furchtbaren Maßnahmen der Außerordentlichen Kommission betroffen wären. Man läßt neuerdings den Familien, die den Räumungsbefehl erhielten, nicht einmal mehr die Frist von drei Tagen zum Verlassen ihrer Wohnungen. Aus allen Städten der Provinz von Pensa bis Smolensk kommen Nachrichten von Verhaftungen, Erschießungen, Konfiskationen, Kontributionen. Unter den Verhafteten in Moskau allein befinden sich über 100 deutsche Schutzgenossen, die trotz der ausdrücklichen Proteste und amtlichen Bemühungen des deutschen Generalkonsulats bisher nicht freigegeben wurden, sondern absichtlich über die entlegensten Gefängnisse der Stadt verteilt wurden. Um die Abreise aus der Stadt zu verhindern, werden die Vorortzüge in den Bahnhöfen überwacht. In Petersburg hat man bisher zwei große Listen von „Geiseln“ veröffentlicht. Unter ihnen befinden sich sämtliche Großfürsten, die ehemaligen Minister, zahlreiche Mitglieder der Bankwelt und der Industrie. Die systematische Durchsuchung der Bürgerwohnungen nach Lebensmitteln, Kleidern, Geld und Wertgegenständen soll organisierten Arbeiterabteilungen übertragen werden. Selbst in den dunkelsten Zeiten des zarischen Regimes war Rußland nicht so zur Hölle geworden wie in den gegenwärtigen Wochen des großen Schreckens.

Eine Einmischung von außen in diese Zustände erscheint gegenwärtig unwahrscheinlicher als je. Mit den Regierungen der ehemaligen Verbündeten befindet sich die Räteregierung nach ihren eigenen Erklärungen im offenen Kriegszustand. Von Deutschland, mit dem sie erst am 29. August die *Ergänzungsverträge zum Brester Frieden* abschloß, hat sie, nach den Angaben ihrer offiziösen Presse, nichts zu fürchten. Das

stimmt zweifellos. Die nach Moskau gelangenden Stimmen der deutschen Presse über die Zusatzverträge zeigen das. „Prawda" feierte die Verträge als einen ersten gewaltigen Sieg der proletarischen Diplomatie über den „Imperialismus". Gewisse Berliner Blätter mögen indessen die neuen Verträge noch so lebhaft als ein gutes Geschäft begrüßen, zu dem die beteiligten Parteien sich gegenseitig Glück wünschen können — die Gründe zu dieser beiderseitigen Freude sind jedenfalls keineswegs komplementär. Warum es sich so verhält, habe ich in meinen Ausführungen über die Handelspolitik der Sowjetregierung gesagt. Daß gerade jetzt einzelne offiziöse deutsche Blätter anläßlich der Verträge wieder einmal von „Frieden und Freundschaft" zwischen beiden Ländern reden, erscheint unfaßbar, wenn man betrachtet, mit wie offenem Hohn auf seiten der Bolschewiki, mit welcher Bitterkeit auf seiten der bürgerlichen Kreise Rußlands die von Berlin gemeldeten glatten Redensarten über die Vorteile der Zusatzverträge hier aufgenommen wurden. Deutschland erscheint, von dem jetzigen Moskau aus gesehen, als ein Land der Illusionen, insbesondere der Illusionen über die Lage des östlichen Problemes in seiner Gesamtheit.

In den offiziellen roten Terror in Rußland, der leicht eines Tages seinen Urhebern über den Kopf wachsen kann, mischt sich bereits der graue Terror des *Banditenwesens*. Bewaffnete plündern auf belebter Straße am hellen Tage Geld- und Warentransporte. Die Zeitungen sind gewiß nicht freigebig mit Notizen über Raubüberfälle und Unterschlagungen. Aber schon das, was durch die Blätter täglich bekannt wird, genügt. Am vergangenen Sonntag schwiegen zum erstenmal seit vielen Jahren die Glocken der *Erlöserkirche*, einer der stolzesten Kathedralen Rußlands, deren weiße Wände und weithin strahlende Goldkuppeln ein Wahrzeichen Moskaus sind. Die Kirche ist geschlossen. In der Nacht zum vorigen Sonntag haben *Einbrecher* eine Menge von wertvollen Meßgeräten, Gewändern, Fahnen, Heiligenbildern aus der Kirche gestohlen, sogar die silbernen Beschläge der Evangelienbücher wurden entwendet. Und aus den Dörfern in der nächsten Umgebung der Stadt berichtet

man von organisierten Überfällen ganzer *Banden* von *Expropriatoren* auf Gutshöfe, Landhäuser und Bauernwohnungen.

Die Frage nach einem diplomatischen Eingreifen Deutschlands soll hier nicht erhoben werden. Die deutsche Reichsregierung tue nur das ihrige, um im deutschen Volke *keine Illusionen* über Rußland aufkommen zu lassen, von denen es einst ein unangenehmes Erwachen geben müßte. Um den Namen Deutschlands vor der übrigen Welt rein zu halten, ist es unumgänglich, nicht nur gegen den leichtsinnigen Gebrauch der Worte „Frieden und Freundschaft" in bezug auf das gegenwärtige Rußland Einspruch zu erheben, sondern eines Tages im Namen der Menschlichkeit auch das deutliche und kurze Wort „Genug!" auszusprechen.

Die Außerordentliche

In dem großen beschlagnahmten Geschäftshause der Russischen Versicherungsgesellschaft in Moskau, einem Eckhaus der Lubjanka, hinter Fensterscheiben, die seit einem Jahr nicht mehr gereinigt worden sind, befindet sich das Hauptquartier der „Allrussischen *Außerordentlichen Kommission* für die Bekämpfung der Gegenrevolution, Spekulation und Amtsvergehen". Diese berühmte Kommission führt im Volk den Namen „Tschreswytschaika" — „die Außerordentliche". Ihre Tätigkeit ist allerdings außerordentlich in vielen Beziehungen. Ihr Quartier in *Petersburg* ist ein großes Eckgebäude an der Gorochowaja, dessen Eingänge und Treppen inwendig mit Maschinengewehren besetzt sind und dessen Hof von Automobilen und Lastwagen voll steht. Vor der Tür des *Moskauer* Hauptquartieres halten Tag und Nacht Motorräder und Automobile, bewegen sich immer Menschen in Zivil und Rotgardistenuniform als Wachen, was indessen nicht hindert, daß gelegentlich eines der Automobile von Unbekannten, die es plötzlich und mit vorgehaltenem Re-

volver besteigen, nach unbekanntem Ort entführt wird. Auf den Treppenabsätzen, vor jeder Biegung der Gänge im Innern dieses Gebäudes, stehen bewaffnete Posten. Arrestlokale voll von Untersuchungsgefangenen befinden sich in den Kellern, die früher einer großen Moskauer Firma als Weinlager dienten; hölzerne Verschläge dienen als Einzelzellen. Räume für Verhöre, für Aktenarbeit, für Sitzungen, für Wartebänke bietet das ganze Haus. Der Chef empfängt Besuche in einem sagenhaften Zimmer, das er durch ein Büfett zu verlassen vermag. In diesem Zimmer ist es durch eine an die Wand geheftete Bekanntmachung verboten, „den Revolver zu berühren". Sieht man durch die Straßen Moskaus Lastautomobile sausen, in denen eine Gruppe bis an die Zähne bewaffneter, in langen Mänteln steckender Milizen aufrecht steht, so ist es sicherlich eine der fliegenden Abteilungen der „Außerordentlichen", die sich nach irgendeiner Stelle begibt, wo es gilt, ein Häuserviereck zu umstellen, Wohnungen zu durchsuchen, den Inhalt von Warenspeichern zu beschlagnahmen oder Verhaftungen vorzunehmen. Unter den Mitgliedern der Kommission sind auffallend viele Nichtrussen: internationalistische Letten, Ungarn, Polen, Österreicher, Ukrainer, Juden, Kaukasier. Darunter auch einige Frauen von so paradoxer Verschiedenheit wie die gebildete und persönlich sympathische Frau Irmentraut Petrow, eine geborene Breslauerin, und die ebenso stupide wie blutdürstige Lettin Krause. *Dsershinski* und *Peters* sind ihre Leiter, ersterer ein Pole, der andere ein Lette, beides Revolutionäre von Beruf und Erfahrung. Besonders Dsershinski, aus litauischem Kleinadel, ein Fanatiker wie Saint Just, seit 20 Jahren Mitglied der polnischen internationalistischen sozialistischen Sektion, bei der Räumung Warschaus 1915 aus dem Gefängnis nach Moskau überführt und dort freigeworden; ein Mann, der, was viel sagen will, in Rußland höchstwahrscheinlich mehr Todesurteile unterzeichnet hat, vor Flüchen und vor Tränen unerbittlicher geblieben ist als irgendein Sterblicher vor ihm; ein Jakobiner, von dem behauptet wird, daß er eher Lenin oder sogar sich selbst verhaften werde, als der „Idee" einen Augenblick untreu zu werden; ehemaliger politischer Sträf-

ling, durch die Jahre der Einsamkeit in der Zelle in Weltbeglückungsideen von typisch slawischem Mystizismus, in den Erlösungsgedanken, in ästhetische Grübeleien eingesponnen; und der geborene Polizeichef, kaltblütig, wachsam und listig, ein Spezialist in der Kunst, eine Großstadt wie Moskau durch seine Strategie der Häuser und Stadtviertel, durch die Besetzung aller hochgelegenen Stockwerke, durch eine geschickte Verwendung seiner Häscher und Lauscher, durch Verbreitung angsterregender Gerüchte dauernd in Respekt zu halten und diese Stadt auch faktisch zu beherrschen durch die raffinierte Verteilung seiner beweglichen und unbeweglichen Kampfmittel, zu denen Panzerautos, Maschinengewehre, Handgranaten, Gefängnisse und kleine improvisierte Festungen gehören.

Die „Außerordentliche" machte gewaltig von sich reden, als im Juli dieses Jahres zwei ihrer Unterbeamten den Grafen Mirbach ermordeten und dann durch die Netze ihrer Kameraden in das gelobte Land der Ukraine entschlüpften. Es offenbarte sich da, daß die Kommission Elemente enthielt, die imstande waren, eine Politik der Tat im Dienst gewisser Minderheitsparteien zu treiben. Eine Reinigung wurde vorgenommen. Auch Dsershinski trat von seinem Posten zurück, aber nur auf wenige Wochen. Denn er war unentbehrlich, und bald war alles wieder beim alten. Die Macht der „Außerordentlichen" stieg. Das Revolutionstribunal und sein von Trotzki eingesetztes besonders für die Angelegenheiten der mobilen Armee bestimmtes „Kriegs-Revolutionstribunal" stand hinter ihr. Sie begann ihren Kampf gegen die Gegenrevolution auch in den übrigen Städten Rußlands zu führen. Sehr bald machte sie durch Verhaftungen und Erschießungen von sich reden. Die Bewachung der Grenzen des Landes wurde ihr ebenso übertragen wie die Niederwerfung aufsässig gewordener Bauern durch die zu diesem Zweck gegründeten „Komitees der Dorfarmut". Sie kontrolliert die Bahnhöfe und die fahrenden Züge, die Kasernen und das Straßenleben, sie wacht über die Sicherheit und daneben auch ein wenig über die Gesinnung der Räte und der Volkskommissare. In den Städten bildete sich allmäh-

lich eine zwar formlose, aber wohlbekannte, scheinbar niemand verantwortliche Polizei, und sie arbeitete dabei nach all den ewigen Regeln und Methoden aller älteren Polizeiorganisationen der Welt, besonders aber der Ochranka des alten zarischen Regimes mit ihrem interessanten Anhang von Agenten, Spitzeln und Provokateuren. Sie unterrichtet sich durch organisierte Aufklärer über die Stimmung der Massen, sie erfährt durch ihre Zuträger die heimlichen Gedanken, Hoffnungen und Ängste der Bürgerkreise. Auf dem Lande begann sie bald ebenfalls nach bewährtem Muster eine eigene zum Teil berittene Gendarmerie einzurichten, eine Truppe, die ausdrücklich den Befugnissen des Kriegskommissars entzogen war. Die „Tschreswytschaika" nahm so ganz die Umrisse dessen an, was die bewaffnete Ordnungsmacht im alten Rußland in den Händen des Ministers des Innern gewesen war.

Natürlich weiß die Räteregierung den Wert dieses scharfen und raschen Instrumentes in ihren Händen sehr zu schätzen. Jede Regierung in Rußland wird noch auf lange Zeit hinaus eine despotische sein und sich despotischer Mittel bedienen müssen. Der Charakter der russischen Masse zwingt sie dazu. Der Außerordentlichen Kommission hat die Sowjetregierung unter anderem die Aufdeckung des großen anglo-französischen Komplotts vom September dieses Jahres zu danken, das die lettischen Regimenter bestechen, die Hauptverkehrsadern des Landes unterbinden und die Sowjetregierung durch einen Handstreich beseitigen wollte. Der Rat der Volkskommissare hat die ganze Meute der „Tschreswytschaika" losgelassen, als es galt, für die Attentate vom vergangenen Sommer Rache zu nehmen; er hat schließlich, als die Panik unerträglich wurde, und das Entsetzen auch im Ausland Widerhall zu finden begann, eine Zeitlang versucht, den Eifer der Kommissare durch die beschwichtigende Mitarbeit einer Frau, die der Kommission beigeordnet wurde, zu mildern. Die „Außerordentliche" pocht indessen auf die harte Notwendigkeit ihres rücksichtslosen Vorgehens, einerlei, ob es sich um die Räumung der Wohnungen, um unzählige beklagenswerte Familien, um die Versiegelung von Läden, Speichern und Fabriken,

um die Erschießung von wirklich Schuldigen, um das Leben von Greisen oder knabenhaften Jünglingen, um die Verhaftung von ehemaligen Offizieren, Polizeibeamten, Ministern, von Bürgern aller Lebensstellungen als Geiseln handelt. Sie entwickelte sich als Selbstzweck. Angesehene Mitglieder der Sowjetregierung forderten Mäßigung, suchten zu intervenieren, drangen aber nicht durch. Schließlich mußte es der Volkskommissar des Innern selber sein, der hier Zügel anlegte, ehe die Außerordentliche Kommission eines Tages dazu übergehen konnte, einen Konvent für sich zu bilden, der imstande war, die der Humanität verdächtigen Mitglieder der Räteregierung selber vor sein Tribunal zu fordern. Der Innenkommissar Petrowski hat nunmehr ein *Statut* veröffentlicht, das die Befugnisse der Außerordentlichen Kommission auf einen gesetzlichen Boden stellen soll. Durch dieses Statut wird die Kommission in Moskau als das Zentralorgan bestätigt, das die Tätigkeit aller örtlichen Außerordentlichen Kommissionen verbindet. Zugleich aber wird sie ausdrücklich als Organ des Rates der Volkskommissare bezeichnet. Nur dieser hat ihre Mitglieder zu ernennen. Ihr Vorsitzender ist Mitglied des Kommissariats des Innern, aber dem jeweiligen Innenkommissar keineswegs unterstellt. Das Justizkommissariat ist in der Leitung der Außerordentlichen Kommission durch einen Delegierten vertreten. Jede örtliche Kommission ist zwar berechtigt, ihre bewaffneten Abteilungen zu organisieren, diese aber unterstehen den Vollzugsausschüssen der örtlichen Räte, die im Einvernehmen mit der Allrussischen Außerordentlichen Kommission auch die Kredite für diese Ortsabteilungen zu gewähren und die ihnen gegebenen Instruktionen zu genehmigen haben. Man glaubt offenbar auf diese Weise einen Ausgleich zwischen Zivilgewalt und bewaffneter Gewalt hergestellt zu haben, obwohl bei den Räten der Arbeiter und Bauern, als den eigentlichen Trägern des revolutionären Gedankens in dem gegenwärtigen, von ewiger Unruhe zerfressenen Rußland ein Unterschied zwischen Zivilgewalt und bewaffneter Gewalt kaum noch vorhanden ist.

Das neue Statut beschneidet die bisherigen fast unbegrenzten Voll-

machten der Außerordentlichen Kommission, die auf dem Wege ist, einen Staat im Staate zu bilden, eigentlich nur in geringem Maße. In einigen Regierungskreisen führt man gegen die „Außerordentliche“ eine Art Kampagne. Das Ergebnis dieser Kampagne ist aber ganz von dem Ansehen und der Machtstellung der jeweiligen Regierung und ihrer leitenden Mitglieder abhängig. Der bisherige, durch Fanatismus und Schlimmeres bestimmte Charakter dieser Behörde wird sich schwerlich ändern.

Zwar hat der rote Terror, der von den ersten Septembertagen an in rascher Steigerung einige Wochen lang in Rußland herrschte, nachgelassen. Man ist an manchen Orten, besonders in Petersburg, allmählich in eine sachliche und beschleunigte Prüfung der Angelegenheit vieler Verhafteten eingetreten, die bisher als Gefangene und Geiseln in Gefängnissen und Arrestlokalen verkamen. Eine gewisse Entspannung ist wahrzunehmen. Aber auf wie lange? Man wünscht in den Jahrestagen der russischen Oktoberrevolution die Volksstimmung nicht durch neue schreckenerregende Maßnahmen zu beunruhigen, aber in der Zwischenzeit hat sich eine straffere Organisation dieser eigentümlichen, in schwarzen Lederanzügen auftretenden Inquisitionstruppe vollzogen, und erst in neuen kritischen Momenten, die nicht ausbleiben werden, wird sich zeigen, ob die Außerordentliche Kommission durch ihr neues Statut zu jenem fügsamen Werkzeug der von den verantwortlichen Volkskommissaren geführten Politik geworden ist, als das sie in ihrer primitiven Anlage gedacht war[1].

---

[1] Nach der „Iswestija“ vom 2. Februar 1919 sprach sich die Städtekonferenz der russischen kommunistischen Partei am 30. Januar 1919 in Moskau dahin aus, daß
1) Das Recht, irgendwelche gerichtliche Entscheidungen zu treffen, den Außerordentlichen Kommissionen zu entziehen und den Revolutionstribunalen zu übertragen sei.
2) Die Revolutionstribunale seien unverzüglich zu reformieren, das Gerichtsverfahren sei zu beschleunigen. Die Parteiauswahl der Mitglieder der Revolutionstribunale sei sorgfältiger vorzunehmen.
3) Den Außerordentlichen Kommissionen sei die Rolle von Kampforganisationen zur Verhinderung und Unterdrückung von Verbrechen zu belassen.

Die Bauernfrage

Die russische *Revolution* hat seit den Ereignissen im Oktober des Jahres 1917 ihr jetziges, *proletarisches Gepräge* angenommen. In ihrer bürgerlich-demokratischen Anfangszeit galt das allgemeine Stimmrecht und seine Frucht, die Nationalversammlung, als die Hauptforderung. Die Sprengung der Konstituante durch die Matrosen Lenins beseitigte indessen diese Frucht und ersetzte sie durch die Diktatur des Proletariats, die in Wirklichkeit eine Diktatur der Führer des Proletariats, Diktatur einer marxistischen Sekte, ist. In allen bisherigen Phasen der russischen Revolution, auch in den vorbereitenden, welche die Macht der Zarenregierung untergruben, war die *Agrarfrage* das eigentlich treibende Moment. Ein Erlöschen der Agrarbewegung in Rußland ist aber nur unter zwei Voraussetzungen denkbar: entweder mit einer vollkommenen Befriedigung der Bauernmassen, oder mit dem Scheitern des bisher radikalsten Versuches, der zur Lösung der Bauernfrage in Rußland unternommen wurde, nämlich der revolutionären Landaufteilung. Jede selbst zeitweilige Lösung der Bauernfrage, sei es nun die einer redistributären Ordnung, welche die Ergebnisse der Revolution festhält, oder das Chaos, das reaktionäre Lösungsversuche vorbereitet, muß mit einem Schlage die Revolution, auch wenn sie in den Städten noch nicht „fertig" sein sollte, zu Ende bringen.

Die Revolution der Kommunisten-Bolschewiki ist in erster Linie ein Aufstand des Industrieproletariats. Sie hat erst nachträglich, und nicht ohne Gewaltsamkeiten, die Revolution des Bauerntums in ihre Bahnen zu lenken gesucht. Die russische Bauernbewegung ist bei allen ihren wirtschaftlichen Antrieben doch im Grund nationalistisch. Ihr eine internationalistische Verkleidung zu geben, wie die Bolschewiki und die linken Sozialrevolutionäre es wollen, ist ein Widerspruch in sich selber. Der russische Bauerninternationalismus, von dem zuweilen geredet wird,

umfaßt zwar, wie man es auf dem fünften Allrussischen Rätekongreß feststellen konnte, die Bauernbewegungen in Lettland, in Polen, in der Ukraine, aber er macht Halt vor den Grenzen des alten Rußlands, er hat gegen alles, was vom Ausland kommt, das größte Mißtrauen. Die aus der alten Volkspartei, den Narodniki, hervorgegangenen, einander jetzt heftig bekämpfenden Flügel der Sozialrevolutionäre haben noch jetzt die große Masse des russischen Bauerntums hinter sich. In Sibirien und in den außerhalb der Räterepublik gelegenen Teilen des Wolgagebietes scheint der Anhang der rechten S.-R. zu überwiegen. In der Ukraine und in Turkestan, wo erhebliche Teile des Kleinbauerntums die Organisation der Räte anerkennen, sind die linken S.-R. zwar Verbündete der Kommunisten, aber zahlreicher als diese. Hinter den Sozialrevolutionären nämlich steht noch immer der Bauer als ein selbständig wirtschaftender, bodenständiger Faktor. Hinter den Bolschewiki dagegen steht der marxistische Gedanke der Errichtung industrieller Armeen auch für den Ackerbau, die vollkommene Aufhebung des Privatbesitzes an Grund und Boden. Die Bolschewiki bezeichnen den Boden als Eigentum der Gesamtheit, also auch den Landbau als eine Sache der Gesamtheit. Um „industrielle Landarbeiterarmeen" aufzurichten, müssen zuvor die Bauern proletarisiert und mit anderen Teilen des Proletariats vermischt werden.

Der gewaltige Erfolg der Oktoberrevolution beruht darin, daß den Bauern im Heere von Lenin und seinen Genossen zugerufen wurde: geht nach Hause, nehmt das Land, keine Minute ist zu verlieren. Trotzdem aber die Bauernmassen auf diesen Ruf eiligst nach Hause liefen, und trotzdem sie alle, besonders im Räterußland, die Persönlichkeit Lenins willig als die des großen Führers anerkennen, standen sie bisher in ihrer erdrückenden Mehrheit nicht auf dem Boden der kommunistischen Partei, sondern der Sozialrevolutionäre. Der Bauer „nahm" ja auch nur das Land, um es selbst zu besitzen, er fragte erst in zweiter Linie danach, ob er auch in der Lage sei, es selbst zu bewirtschaften. Bei dem Zusammentritt des schon mehrfach erwähnten fünften Räte-

kongresses im Juli dieses Jahres stellte es sich zur großen Beunruhigung der Moskauer Gewalthaber heraus, daß die linken S.-R. über die absolute Mehrheit verfügten. Dem entsprach die triumphierende und drohende Sprache ihrer Redner auf diesem Kongreß. Die Ermordung des Grafen Mirbach geschah am folgenden Tage, und zwar, wie bekannt, auf Parteibeschluß der linken S.-R. Der bis zu diesem Augenblick nur auf ihre dialektischen Mittel angewiesenen Räteregierung diente das Ereignis dazu, der ihr selber drohenden Gefahr ein rasches Ende zu machen. Die Führer der feindlichen Schwesterpartei wurden verhaftet, ihre Blätter unterdrückt, ihre Anhänger auf dem Lande ins Gefängnis geworfen. Nicht weniger als 200 Sozialrevolutionäre wurden in den folgenden Wochen erschossen, und man hatte bei diesem Verfahren noch den Vorteil, der deutschen Reichsregierung die Menge der Opfer als angebliche Sühne für die Ermordung ihres Gesandten präsentieren zu können. Der innerpolitische Erfolg trat schon auf dem sechsten außerordentlichen Allrussischen Rätekongreß, der Anfang November in Moskau stattfand, in die Erscheinung. Einer überwältigenden Mehrheit von 640 Kommunisten stand auf diesem Kongreß eine Opposition von nur noch 3 Sozialrevolutionären gegenüber. Und die große programmatische Rede *Sinowjews* über „Die Aufgaben der Ausschüsse der Dorfarmen" zeigte, wie sich inzwischen die kommunistische Partei der Weiterführung der Revolution auf dem Lande angenommen hatte.

Die Komitees der Dorfarmut bildeten schon auf dem fünften Rätekongreß eine stark umstrittene Frage. Die in den Dörfern gebildeten Bauernräte hatten sich nämlich in manchen Fällen keineswegs als so revolutionär erwiesen, wie es den Führern in Moskau als wünschenswert erschien. Gutsbesitzer, reiche Bauern und sogenannte Dorfwucherer hatten in manchen dieser Bauernräte eine entscheidende Stimme. Durch die Einwirkung gemäßigter Elemente war in einigen Gegenden die Landaufteilung zu einem gewissen Stillstand gekommen, vieles war beim alten geblieben, manche Bauern hatten sogar den ehemaligen Besitzern das

Geraubte wieder herausgegeben, einzelne Bauern blieben in ihrem früheren Pachtverhältnis, nachdem ihnen unter dem Druck der allgemeinen Lage eine Herabsetzung ihrer Pachtabgaben ohne Schwierigkeit gelungen war. Wohl in jedem Gouvernement, z. B. in der unmittelbaren Nähe von Moskau und Smolensk, gab es noch in diesem Sommer Güter, auf denen trotz der Herrschaft der Bauernräte so ziemlich alles unverändert geblieben war. In anderen Gegenden wiederum schien es, als ob die Revolution beendet sei, nachdem nun die Bauern frei über den Boden der Gutsbesitzer, die einstigen Kronländereien, die Liegenschaften der Klöster und der Kirchen verfügten. Dort begannen die Bauern allmählich die Abgabe von Getreide an die hungernden Städte zu verweigern. Den von Moskau ausgeschriebenen Steuern und der Einziehung von Rekruten zur Roten Armee setzten sie bewaffneten Widerstand entgegen. Bauernaufstände gab es in fast allen Gebieten der Sowjetrepublik während des ganzen Sommers; in den Gouvernements Rjäsan, Tula und Moskau haben diese Aufstände in den letzten Wochen ernstere Formen angenommen und dauern noch an. Der russische Bauer hat im allgemeinen während des Krieges viel Geld verdient. Freilich Papiergeld. Er sammelt und vergräbt dieses Geld in Töpfen und Konservenbüchsen, um es bis zu der Zeit aufzuheben, wo er sich dafür etwas kaufen kann. Er will Zuchtvieh, Saatgetreide, Düngemittel, Maschinen, die es jetzt nicht gibt. Für sein Vieh und sein Getreide, das er verkauft, will er nicht mit Geld bezahlt werden, sondern mit Manufakturwaren, Sensen, Pflügen, landwirtschaftlichen Maschinen, zuweilen auch mit Schnaps, soweit er nicht längst heimlich selber begonnen hat, sich mit diesem Festgetränk zu versorgen. In anderen Gegenden wieder hat sich die Bodenaneignung wie ein Feuerbrand in so wilden Formen vollzogen, daß nichts unverwüstet geblieben ist, weder die riesigen noch unbebauten Latifundien des einstigen kaiserlichen, adeligen oder geistlichen Besitzes, noch die Konzessionen industrieller Waldausbeutungsunternehmungen, weder die verlotterten Gutswirtschaften, noch die vereinzelten Mustergüter. Die Bauern haben viele Gutshöfe nicht nur ge-

plündert, sondern sie bis auf den Boden niedergebrannt, haben Ställe, Gewächshäuser, Molkereien, Ziegeleien zerstört, Wälder gefällt, das Inventar zerschlagen oder zum Verkauf in die Städte gefahren. Jagd, Fischfang, Nutzung der Wälder, alles ist frei. Wo es genügt hätte, die früher unerträglichen Einengungen, den übergroßen Privatgrundbesitz, die ökonomische Macht der Klöster und der Popen und den Zwang der alten Dorfgemeinschaften niederzulegen und in Ruhe die Arbeit auf den Äckern zu beginnen, da herrschen nun Durcheinander, Verwahrlosung, Mißtrauen, Neid, Bandenkämpfe der Bauern untereinander. Von einer planmäßigen Zerlegung der zum Teil allzu dicht gebauten dörflichen Siedelungen über das Land, von der Anlage eines verzweigteren Wegenetzes, die eine volle Ausnutzung des Bodens erst möglich machen würde, ist keine Rede. Die letzten Gebildeten, wie Landärzte, Agronomen, Gutsbesitzer, sind vom Lande vertrieben. In vielen Gegenden herrschen nun mittelalterliche Zustände, Lynchjustiz von fürchterlicher Roheit, heidnischer Aberglaube. Aus einem Kreise des Rjäsanschen Gouvernements werden Hexenverbrennungen berichtet. Vielfach tritt an die Stelle des bereits eingeführten intensiveren Landbaues wieder die primitive Dreifelderwirtschaft. Felder, die seit Jahrzehnten unter dem Pflug gewesen waren, liegen unter einem Bewuchs von Unkraut, der auch die künftige Fruchtbarkeit des Brachlandes in Frage stellt. Die bei solchen Zuständen unausbleiblichen dauernden Schädigungen, die Einwirkung der großen Wälderzerstörungen auf das Klima des Landes sind einstweilen nicht abzuschätzen.

Jeder Einsichtige hatte diese Zustände vorausgesagt. Auch die Bolschewiki sind sicherlich wissend genug, um nicht die katastrophalen Folgen einer planlosen Landaufteilung klar zu erkennen. Aber sie stützen ja gerade ihre Macht auf die immer verzweifeltere Stimmung des Bauerntums, das sich unter diesen Zuständen rasch in ein gleichförmiges und resigniertes Proletariat verwandeln muß. Und um diesen Prozeß noch zu beschleunigen, stellen sie den als gegenrevolutionär verdächtigten Bauernräten die Ausschüsse der Dorfarmen entgegen, denen

mit eifriger Unterstützung der Außerordentlichen Kommission die Aufgabe übertragen ist, die verkappten Dorfwucherer und Gutsbesitzer ausfindig zu machen und zu beseitigen. Das Ziel dieser Ausschüsse ist die Überführung des Bodens in den Allgemeinbesitz. Dann kommt die Nutzung dieses Allgemeinbesitzes durch die künftigen proletarischen Arbeiterarmeen, denen die Maschinen, das Saatgetreide, die Wohnungen und alles übrige vom Staat geliefert werden sollen. Das Agrarprogramm der Regierung bewegt sich in dieser Richtung. Man spricht von der Errichtung von Musterfarmen und landwirtschaftlichen Versuchsstationen für die Kirgisen- und Kalmückensteppe, aber merkwürdigerweise nicht für das eigentliche Rußland. Projekte für Gartenbausiedelungen und für ländliche Arbeitersanatorien werden wohl gelegentlich als Teile der allgemeinen Gesundheitspolitik erörtert, auch heißt es, daß künftig die Ackerschädlinge in gewissen Gegenden durch giftige Gase bekämpft werden sollen; neue Formen von Landarbeitsgemeinden sind geplant, aber noch nicht verwirklicht; wie sollte das alles auch beim jetzigen Stand der allgemeinen Verhältnisse möglich sein?

Die Folgen der augenblicklichen Zustände äußern sich in den ungeheuerlichen Ernährungsschwierigkeiten der Sowjetrepublik. Schon der Wegfall Sibiriens, der Ukraine und Turkestans als der eigentlichen Kornkammern des europäischen Rußlands würde sich bei sonst unveränderten Bedingungen der Getreideerzeugung im Gebiete der Räterepublik in einer Steigerung der Getreidepreise bemerkbar machen. Immerhin würde sich die Steigerung in erträglichen Grenzen halten können, solange noch die Getreidegegenden von Samara, Saratow und Rjäsan zu Moskau gehören. Über den Rückgang der bebauten Saatfläche im eigentlichen Rußland erlaubt der Stand der Statistik nur unsichere Vermutungen. Nach einer Äußerung des damaligen Landwirtschaftsministers *Naumow* in der Reichsduma im März 1916 betrug die Verminderung der Saatfläche 1914/15 bereits 10,3 v. H. Sie stieg, laut Naumow, 1915/16 in der Ukraine, im gesamten Wolgagebiet und im Kaukasus auf 20 bis

50, in Sibirien auf 22 v. H. Dem quantitativen Rückgang entsprach auch der qualitative. Der gesamte Viehreichtum Rußlands, der im Jahre 1913 noch 52,4 Millionen Stück betrug, ist, bei ständig abnehmendem natürlichen Zuwachs und einem bei zunehmender Fleischeinfuhr erst seit der zweiten Hälfte des Krieges langsam eingeschränkten Verbrauch, nach vorsichtigen Schätzungen für das Gebiet der Sowjetregierung schon tief unter die Hälfte des früheren Bestandes zurückgegangen. Dem entspricht die Steigerung der Preise in Moskau von etwa 12 Kopeken für das Pfund Rindfleisch vor dem Kriege auf mindestens 13 Rubel, für Schinken von 35 Kopeken auf 40 Rubel, für Hühner von etwa 50 Kopeken auf 45 Rubel das Stück, für Käse von 20 Kopeken auf 30 Rubel das Pfund, für Eier von 1,5 Kopeken auf 1,8 Rubel das Stück. Selbst im Kartensystem und im direkten Bezug dieser Lebensmittel durch die Konsumgenossenschaften der Kommissariate, der Fabriken, der Mieterkomitees ermäßigten sich diese Preise nur unbeträchtlich. Tagelang sind Fleisch, Milch, Eier in Moskau überhaupt nicht zu haben. Der Preis des Mehls ist von 3 Kopeken auf 11 Rubel das Pfund gestiegen. Im freien Verkehr sind außer Kartoffeln, Kohl und Rüben andere Gemüse normalerweise nicht mehr zu finden. Berücksichtigt man bei dem Vergleich der jetzigen Preise mit den ehemaligen, daß der Papierrubel von heute höchstens noch eine Kaufkraft von 10 Kopeken hat, so ergibt sich, daß die Steigerung der Lebensmittelpreise, die eigentlich erst im Jahre 1917 unter der Kerenski-Regierung empfindlicher fühlbar wurde, und damals das zwei- bis dreifache des Normalen betrug, unter der jetzigen Regierung das zehn- bis fünfzehnfache des früheren erreicht hat. Natürlich haben auch die zerfahrenen Verkehrsverhältnisse sowie Magazinierungsschwierigkeiten neben der Ausschaltung des Privathandels an dieser enormen Steigerung ihren Anteil; sie beruhen nicht ausschließlich auf der Lage der Landwirtschaft.

Schon vor dem Kriege konnte von einer relativen oder sogar absoluten Übervölkerung einer Anzahl der wichtigsten Gouvernements gesprochen werden. Die unhaltbaren Agrarverhältnisse haben das alte Rußland

revolutioniert. Die von einigen Gelehrten so belobten Stolypinschen Agrarreformen dienten dem Zweck, den Privatbesitz des mittleren Bauerntumes zu festigen. Sie begannen tatsächlich ein Bauerntum von konservativer Gesinnung zu schaffen. Dafür aber haben sie auch zehntausende landloser Bauern endgiltig entwurzelt. Das gleichzeitige ungeheuere Wachstum einzelner Städte, wie Petersburg, Wologda, Saratow, besonders aber Kiew und dieselbe Zunahme des Stadtproletariats sogar in Sibirien erscheint wie ein Rätsel, bis man begann, ihre Ursache in den Agrarreformen zu entdecken. Tatsächlich hat erst die Revolution von 1917 durch die Freigabe des Bodens eine der wichtigsten Ursachen des russischen Bauernelends beseitigt, nur sind die Segnungen des neuen Zustandes einstweilen ausgeblieben. Die auf eine allmähliche Verländlichung der Städte und auf Industrialisierung des flachen Landes gerichtete innere Politik der Räteregierung mit ihrem mannigfachen Beiwerk zur geistigen Revolutionierung des Bauernstandes ist zwar sehr bemerkenswert, sie kann aber den Bauern die technische Schulung, die nationalwirtschaftliche Einsicht in ihre Lage, deren sie in erster Linie bedürfen und nach der sich ein lebhaftes Verlangen unter ihnen kundgibt, nicht ersetzen. Der kulturelle Tiefstand des russischen Bauernvolkes ist in der Tat erschrekkend. Aber wenn die oben geschilderten Anzeichen nicht täuschen, so wehrt sich selbst das nur schwach entwickelte Individualgefühl des russischen Landbewohners instinktiv gegen eine allgemeine Proletarisierung und kommunistisch-industrielle Zustutzung des Lebens.[1]

---

[1] Anfang Februar 1919 brachte die „Iswestija“ den folgenden offenen Brief eines Bauern, der auf die Ungelöstheit wichtiger Einzelfragen ein Licht wirft:

Ich wende mich an Sie mit einer Bitte und teile Ihnen einiges aus dem Leben und der Gedankenwelt der mittleren und der armen Bauern mit.

In einer allgemeinen Aussprache darüber, wie man den armen Bauern helfen, eine Kommune gründen könnte, kamen wir zu dem Schluß, daß das Leben der Landarmen ein sehr schweres ist. Ohne genügend Land, ohne Kuh, mitunter sogar ohne Pferd und ohne eine Kopeke in der Tasche, zudem mit einer zahlreichen Familie belastet, können sie nur sehr schwer das Niveau

Vielmehr scheint es, als ob aus den russischen Bauernmassen, so viele oder wenige Jahre auch zu ihrer wirtschaftlichen und gesell-

---

eines mittleren Bauern erreichen oder in eine Kommune gelangen. Es ist zwar allbekannt, daß die Regierung des sozialistischen Vaterlandes die Kommunarden unterstützt, aber nur mit Geld. Wie steht es nun aber mit Kühen, Pferden und Inventar? Es ist für die armen Bauern schwer, in eine Kommune aufgenommen zu werden, da es auch in der Kommune unmöglich ist, ohne Vieh zu leben. Man braucht doch zur Bestellung der Felder Mist sowie Geräte zur Bodenbearbeitung. Wo soll man die hernehmen? Sie sind nicht vorhanden. Und wenn, so nur in zu geringer Zahl, während die Zahl der Armen sehr groß ist. Wir dachten und berieten und kamen zu dem Schluß, daß es für die Landarmen sehr schwer ist, in eine Kommune hineinzukommen, solange sie nicht genügend Vieh besitzen, obgleich wir wissen, daß die Dorfarmen nur durch gemeinsame Bodenbearbeitung und gemeinsame Bewirtschaftung ihre Lage verbessern können. Anders verhält es sich mit dem mittleren Bauer, der über eine gute Wirtschaft verfügt. Er kann mit Leichtigkeit in die Kommune gelangen und den Boden gemeinsam bearbeiten. Denn der mittlere Bauer ist im wahren Sinne des Wortes ein werktätiger Bauer, der den Boden selbst bearbeitet, und zwar über die Kraft, nicht weil er zu viel Land besitzt, sondern weil er rechtzeitig alles einbringen und den Boden möglichst gut bearbeiten will.

Nachdem Genosse Lenin erklärt hat, daß die mittleren Bauern die beste Stütze des Staates bilden, wiederholen die mittleren Bauern dieses Wort alle Augenblicke und sagen: „Würde die Regierung die mittleren Bauern von den Wucherern und den armen Bauern trennen, so würden die mittleren Bauern mit aller Macht die Räteregierung unterstützen, insbesondere mit Brot und anderen Produkten.“ Leider ist sich der mittlere Bauer bis auf den heutigen Tag nicht über seine Lage und das Verhalten der kommunistischen Partei ihm gegenüber im Klaren. Und nun denkt und grübelt der mittlere Bauer über das Verhalten der kommunistischen Partei ihm gegenüber, und man erzählt sich vielfach, daß Lenin und Trotzki uneinig seien. Lenin trete für die mittleren Bauern ein und verbiete, ihnen das Getreide fortzunehmen und ihnen Steuern aufzuerlegen. In Trotzki dagegen erblicken sie ihren Feind, weil er aus den armen Bauern die Rote Armee formiert und diese dazu verwendet, den mittleren Bauern das Getreide fortzunehmen, von dem sie einen Überschuß von 2—5 Pud besitzen.

Ich habe versucht, ihnen auseinanderzusetzen, daß Lenin und Trotzki einer Partei angehören und das gleiche Ziel hätten: die Bourgeoisie der ganzen Welt zu überwältigen. Die mittleren Bauern, die bei mir das Abzeichen der Roten Armee sehen, sagen, auch ich gehörte zur Trotzkischen Armee. So denken die mittleren Bauern über Lenin und Trotzki und treten wie ein Mann für Lenin

schaftlichen Konsolidierung nötig sein mögen, starke Reaktionen des Nationalgefühles zu erwarten seien, die sich in Expansionsbedürfnissen äußern können, von denen die des alten Zarenreiches nur in den Formen, aber im Wesen nicht so sehr verschieden waren.

Der Jahrestag

Über Moskau liegen die Nebel des beginnenden Winters. Am 7. November begeht die Sowjetregierung den *Gedenktag* der vorjährigen *Oktoberrevolution* mit festlichen Veranstaltungen in allen Städten. In der Hauptstadt haben diese Festlichkeiten heute mit einer öffentlichen Versammlung des Moskauer Rates zu Ehren der Revolution in Österreich und Ungarn begonnen. Vom Balkon des früheren Generalgouverneur-

---

ein. Sie sagen, würde Lenin allein das Land regieren, so würde er zweifellos die mittleren Bauern vor den Dorfwucherern und den armen Bauern schützen. Andere wieder aus der Zahl der mittleren Bauern erklären, daß diese, für den Fall, daß Trotzki an Lenin den Krieg erklären sollte, alle für Lenin eintreten und Getreide an sein Heer liefern würden. So denken die mittleren Bauern.

Jetzt, nachdem ich ihnen klargemacht habe, daß Trotzki an Lenin nicht den Krieg erklären würde, fragen sie: „Wie kommt es denn aber, daß die kommunistische Partei nicht für die mittleren Bauern eintritt, daß Lenin allein dies tut?" Einige haben mich gebeten, in Erfahrung zu bringen, weshalb die Kommunisten die mittleren Bauern mißverstehen, die in Wirklichkeit die ehrlichsten Bearbeiter des Bodens sind, den sie mit eigenem Schweiß tränken und durch eigene Arbeit bebauen. Ich bitte Sie daher, Genosse Lenin, erklären Sie den Genossen von der kommunistischen Partei, was die mittleren Bauern eigentlich sind und welche Hilfe sie unserer sozialistischen Regierung bringen können, wenn das richtige Verständnis für die mittleren Bauern vorhanden ist.

Ich, als Angehöriger der Roten Armee, als Sohn der Revolution und aktiver Teilnehmer an der Oktoberrevolution in Moskau, bitte Euch, diesen Brief aufmerksam durchzulesen und ihn in den Spalten der „Prawda" oder der „Iswestija" zu beantworten, da mich mittlere Bauern darum gebeten haben.

Als treuer Beschützer des sozialistischen Vaterlandes

28. Januar 1919 G. Gulow

hauses sprach Lenin zur Menge. Die Zeitungen bringen die Nachrichten aus dem Südwesten mit großen Überschriften. Am 5. November beginnt im ehemaligen Kaiserlichen Theater der *6. Allrussische Rätekongreß*. Auf den öffentlichen Plätzen werden Rednertribünen gezimmert. Einige Bildhauer sind mit ihren Aufträgen fertig geworden: in Moskau allein wird im Laufe dieser Woche nicht weniger als ein Dutzend *neuer Denkmäler* enthüllt werden, darunter ein Denkmal Heines. Mit der Enthüllung der Denkmäler wurde heute der Anfang gemacht. Die Dichter werden sich künftig daran gewöhnen müssen, gruppenweise in die steinerne Unsterblichkeit einzutreten. Man enthüllte die Standbilder des ukrainischen Dichters Schewtschenko und der beiden aus Woronesh gebürtigen Volksdichter Koltzow und Nikitin. Sie haben ihren Platz in den Anlagen neben dem roten Backsteingebäude der ehemaligen Stadtverwaltung, im Hintergrunde des Theaterplatzes. Man könnte sich für die Poeten einen schöngeistigeren Lobredner denken als den derben Agitator *Kamenew*. Aber viel russisches Volk war nicht mit. Und von diesen Anlagen zog die kleine Volksmenge mit ihren Kränzen und roten Bannern in den unweit gelegenen Alexander-Park, der jetzt den Wallgraben vor den altersgelben Mauern des Kreml ausfüllt. Hier waren Abteilungen Moskauer Regimenter mit ihren Musikkapellen im Viereck um ein Postament versammelt. Bis in die Äste der entlaubten Bäume saßen die Zuschauer; andere standen zwischen den Zinnen des Kremls, über der Menge tummelten sich Schwärme von Dohlen, die an den dunkeln Abenden mit ihrem Gekrächz die alten Türme umkreisen. Als die Hülle fiel, stand über der Menge die Bildsäule des Bürgers *Robespierre* mit einer harten Grimasse. Kamenew sprach abermals. Nach ihm das ehemalige Mitglied der französischen Militärmission in Rußland, der Hauptmann *Sadoul*, der sich in seinen dieser Tage auf Betreiben der Sowjetregierung in der Schweiz veröffentlichten Tagebüchern als ein Freund der russischen kommunistischen Revolution bekannte, und schließlich, mit ihrer festen Männerstimme, Frau *Kollontai*. Herr Sadoul ergriff sogar noch einmal das Wort, um seiner Lobrede auf

Robespierre eine Verteidigung des Terrors als Mittel zur Rettung der Revolution hinzuzufügen.

In der inneren Stadt ist Leben und Bewegung. Marschierende Truppen, Handwerker, die mit Hilfe von Feuerwehrleitern schwarz-gelb-rote Transparente mit den Namen der Führer der Internationalen an den Häusern befestigen. Man liest in grotesker Keilschrift die Namen Adler, Liebknecht, Maclean, Debs, Namen von Italienern, Franzosen, Spaniern aus den Tageskämpfen der Weltrevolution. Die Zeitungen verbreiten das Programm des 7. November: in allen Speiselokalen, in geräumten Privathäusern, wird an diesem Tage an jedermann ein Mittagessen umsonst verabreicht; in den Schulen, Krankenhäusern, Gefängnissen gibt es Extraportionen; die Inhaber der Lebensmittelkarten erhalten zur Feier des Tages zwei Pfund Brot, ein halbes Pfund Butter, außerdem Süßigkeiten; die Theater geben Festvorstellungen bei freiem Eintritt; den Schulen werden Konzerte geboten; abends überall Tanzmusik . . . .

Und dann? Der Rausch dieser Tage, das Volksfest, das mit einem beträchtlichen Aufwand an öffentlichen Geldern nach Art des französischen 14. Juli begangen werden soll, die zur Schau getragene Begeisterung und Freigebigkeit kann über den Ernst des Augenblicks nicht täuschen. Die aus einigen Hauptstädten des unglücklichen Europa nach Moskau gelangenden Drahtnachrichten mit ihrer Steigerung von Sensationen erhellen zwar die ziemlich dunkle Stimmung mancher Kreise. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der täglich zunehmenden Verteuerung und Verödung des Lebens, der allgemeine Widerstand gegen die neuen Einberufungen und die geplanten rigorosen Extrasteuern, die dem Bürgertum und der Bauernschaft mit einem Schlage nicht weniger als zehn Milliarden abnehmen sollen, hat in den letzten Wochen begonnen, sich in vereinzelten Versammlungen und Umzügen Luft zu machen. Auf einer Reise nach *Twer* fand ich dieser Tage die Züge und die Wartesäle von lungernden Soldaten überfüllt. Es waren Bilder, wie man sie in Rußland seit der Auflösung der Front im Sommer 1917 nicht

mehr gesehen hatte. Da der Masse die großen Versammlungssäle versagt sind, so sind jetzt die Kinos zu Schauplätzen kleiner, mehr oder weniger bemerkter Kundgebungen geworden. Es fehlt in Moskau wie in Petersburg — von den Provinzstädten ganz zu schweigen — an Naphtha und Brennholz. Die Wohnungen sind kalt und halbdunkel, die Trambahnen verkehren nur noch zu gewissen Tagesstunden. Die Fabriken stehen still bis auf wenige Ausnahmen. Die Bauern verweigern die Hergabe von Getreide, essen sich lieber doppelt satt und schlachten eher ihr letztes Vieh, nur um es nicht requirieren zu lassen. Der innere Feind im Lande beginnt sich zu rühren. In *Petersburg* scheinen aus unbekannten Quellen beträchtliche Gelder umzulaufen. Eine gegen die Sowjetregierung gerichtete Kundgebung von Matrosen, die am 14. Oktober auf dem Newski-Prospekt stattfand, wurde zwar durch ein entschlossenes Eingreifen rasch beendigt. Die Blätter bestätigen, daß bei dieser Gelegenheit 19 Matrosen verhaftet wurden, von denen die Außerordentliche Kommission 11 erschießen ließ. Die übrigen unzufriedenen Matrosen, sie gehören angeblich zur Partei der linken Sozialrevolutionäre, wurden schon am Tage nach der Kundgebung von der Sowjetregierung zu einer Vorstellung in das Marientheater eingeladen. Kein Geringerer als Schaljapin sang ihnen an diesem Abend die Versöhnungsarie. Trotz der schwierigen Lebensmittelverhältnisse und der ständig vor sich gehenden Requisition von Wohnungen, die in der von der Hälfte ihrer Bevölkerung verlassenen Stadt nicht etwa durch Wohnungsnot gerechtfertigt ist, herrscht in Petersburg äußerlich vollkommene Ruhe. Dennoch erörtert man vielfach den politischen Abfall der Nordkommune von der Moskauer Sowjetregierung als eine nahe Möglichkeit. Hartnäckige Gerüchte über ein bevorstehendes militärisches Eingreifen Schwedens, das sich bei England der Rückendeckung versichert habe, gegen Petersburg oder gegen Reval, sind sowohl in Petersburg wie sogar in Moskau verbreitet. „Utro Moskwü" schreibt heute von einem Zusammengehen der finnischen Armee mit den russischen Truppen der Nordarmee.

Über eine unmittelbar bevorstehende Intervention der auswärtigen

Mächte gegen die Sowjetregierung werden so von allen Seiten Gerüchte umhergetragen. Die Moskauer Sowjetblätter veröffentlichten dieser Tage die Aufrufe einer in der Gegend von Pskow in der Bildung begriffenen, von dem Generalmajor Nikiforow befehligten und angeblich mit deutschen Waffen ausgerüsteten russischen *Nordarmee,* die sich bereitmache, gegen die vertragsmäßige Besetzung des Pleskauer Gebietes Widerstand zu leisten und nach Petersburg zu marschieren. In Petersburg eingetroffene Flüchtlinge wissen bereits von Zusammenstößen zwischen „weißen" und „roten" Abteilungen in der Nähe von Luga zu berichten. Bei meiner Anwesenheit in Pleskau vor acht Tagen war ich zufällig Zeuge des Einzuges einer aus mehreren hundert Mann bestehenden Abteilung von Überläufern der Roten Armee, die sich mit ihren Pferden und einem mit allerhand Habseligkeiten bepackten Feldgeschütz in die dortige Kaserne am Kochanowski-Boulevard begaben. Um die rote Front zu festigen, ist inzwischen *Swerdlow* aus Moskau in die Gegend von Toroschino und Luga abgereist.

Nicht besser als die Nachrichten, die der Sowjetregierung von den Grenzen der Nordkommune zufließen, sind die Meldungen von den verschiedenen alten Fronten. An der Murmanfront ist Winterruhe eingetreten. Auch die Wolgafront ist ohne größere Ereignisse, aber in den riesigen Gebieten, die östlich des Stromes liegen, vollzieht sich der Aufmarsch der Amerikaner und Japaner. Ein Mitglied der Sowjetregierung bestätigte mir die Nachricht, daß sich bereits die gesamte sibirische Bahn in den Händen amerikanischer Ingenieure befinde, daß der amerikanische Botschafter in Tokio, *Morris,* vor kurzem in Harbin eingetroffen sei, daß sich der amerikanische Bevollmächtigte *Elliot* in Ufa oder Jekaterinburg aufhalte, daß japanische Divisionen hinter dem Baikal stehen und ihre Spitze bereits in Irkutsk. Gelegentliche Zerstörungen der Geleise und Scharmützel mit den bolschewistischen Truppen in Sibirien vermögen an der Tatsache dieses planmäßigen Aufmarsches nichts zu ändern. In England fordert die konservative Presse den Vorstoß der amerikanisch-japanischen Entente noch in diesem Winter; die liberalen

Blätter, die vor einem Abenteuer warnen, stellen den Vorstoß für das Frühjahr in Aussicht. Nach einer dieser Tage gemeldeten Interpellation zu urteilen, haben zwar die Mitglieder des englischen Parlaments gegenwärtig alle Hände voll zu tun, um einer „bolschewistischen", jedenfalls gegen die Intervention in Rußland gerichteten Propaganda unter der englischen Arbeiterschaft entgegenzuarbeiten, doch sind die Moskauer Politiker Realisten genug, um sich nicht auf das Durchdringen einer Strömung in England zu verlassen, die ihnen freilich sehr gelegen käme, solange der Druck der Entente auf die Murman-Wolga-Fronten noch besteht. Sie erwarten eine Erleichterung von diesem Druck zunächst nur von der Zersetzung der Tschecho-Slowakenarmee. Bekanntlich haben sie an diese den Vorschlag gerichtet, die sämtlichen tschecho-slowakischen Regimenter einzeln, aber mit voller Kriegsausrüstung, nach Böhmen und Kroation durch das Gebiet der Sowjetrepublik reisen zu lassen.

Am bedrohlichsten erscheint den Führern der Sowjetregierung die *Lage im Süden.* „Iswestija" veröffentlichte dieser Tage eine eigentümliche Meldung aus Kiew. Diese besagte, daß vor kurzem die Donregierung gemeinsam mit der Regierung des Kubangebietes mit Vertretern der Entente in Verhandlungen getreten sei und danach, auf einen englischen Vorschlag hin, an die deutsche Oberste Heeresleitung den Vorschlag gerichtet habe, gemeinsam mit allen anderen „auf dem Boden des Gesetzes und der Ordnung" stehenden Regierungen der Welt den Kampf gegen die Sowjetrepublik aufzunehmen, und zwar durch Unterstützung der freiwilligen Astrachaner Armee, der in der Ukraine aufgestellten „Südarmee" und der um Pleskau versammelten „Nordarmee". Was von dieser in bestimmter Form gebrachten Meldung, die sich an den Namen des Generals Krasnow knüpft, zu halten ist, sei dahingestellt. Die damit aufgetauchte Kombination eines gemeinsamen Interesses aller „auf dem Boden des Gesetzes und der Ordnung stehenden Staaten" an der Bekämpfung des moskowitischen Bolschewismus bestätigt nur, was ich schon am 18. August über die Unmöglichkeit, in Rußland eine neue Ostfront gegen Deutschland aufzurichten,

sowie über die notgedrungen neutrale Politik jeder etwaigen neuen Regierung in Rußland, geschrieben habe.

Die geschilderten Schwierigkeiten der äußeren und der inneren Lage werden von den einsichtigen Mitgliedern der Sowjetregierung zugegeben. Dennoch vermögen sie den zur Schau getragenen Enthusiasmus, die sanguinischen Hoffnungen dieser Leute auf den Ausbruch der Weltrevolution nicht abzuschwächen. Lenin sagte dieser Tage: „Wir haben jetzt hohen Wellengang. Wir befinden uns vielleicht morgen auf dem Kamm der Welle, und übermorgen im tiefsten Tale; aber untergehen können wir jetzt nicht mehr." Die Note der Sowjetregierung an Wilson, die nach dem Zeugnis der „Times" einen starken Eindruck in Amerika hervorgerufen hat, die am Abend des 2. November in deutscher, ungarischer, tschechischer und kroatischer Sprache an das Arbeitsvolk der österreichisch-ungarischen Länder drahtlos ausgesandten Aufrufe, das am 3. November von der Sowjetregierung an die Ententeregierungen gerichtete Friedensangebot, die Sprache der Sowjetpresse gegenüber dem demokratischen Deutschland unter der Regierung des Prinzen Max von Baden, — alle diese Äußerungen verraten den herausfordernden Geist der Moskauer Agitatoren. Sie haben kritischere Augenblicke überstanden. Sie rechnen mit der immer breiter werdenden revolutionären Front in Europa, mit der Uneinigkeit und Verbissenheit der Regierungen, mit der Dumpfheit und Stutzigkeit der bürgerlichen Volksmassen. So sehen sie selbst dem drohenden konzentrischen Angriff von außen mit entschlossen funkelndem Auge entgegen, bereit, wenn der Zusammenbruch der Sowjetrepublik sich nicht vermeiden lassen sollte, die bisherigen Fronten im Norden und Osten einfach zusammenbrechen zu lassen oder aufzulösen, das ausgesogene Moskau preiszugeben und sich mit zusammengeraffter Kraft nach Polen oder in die Ukraine durchzuschlagen. Es mag sogar manchem von ihnen, der schon lange genug das alte Nomadenleben mit der Moskauer Seßhaftigkeit vertauschte, verlockend genug erscheinen, sich in den bisher geschonten, kornreichen Gebieten der Ukraine oder Polens festzusetzen

und den Zug durch die Welt aufzunehmen. In Wien hat die Revolution begonnen. Man kann sich im Flugzeug nach Budapest oder nach Wien begeben. Nach der Anschauung seiner Adepten ist der Bolschewismus nicht an Petersburg oder Moskau, überhaupt nicht an ein bestimmtes Land gebunden. Er muß bereit sein, auf der europäischen Landkarte gegen die Schachzüge des Kapitalismus hin und her zu rochieren.

Es mag unerörtert bleiben, ob die Voraussetzungen dieser kühnen Rechnung stimmen. Sicher ist nur, daß diese Rechnung mit jedem Tag der weiteren Dauer des Krieges und der Unruhe in Westeuropa eine breitere Grundlage findet. Daß ein den Mittelmächten aufgezwungener „Brester" Friede dieser Rechnung die weitesten Perspektiven geben würde, auch das steht für jeden Betrachter, der den Lauf der Dinge in Rußland seit den ersten Anfängen der Revolution verfolgt hat, außer Frage.

Proletkult

Dieses neue Schlagwort des bolschewistischen Rußland bedeutet *proletarische Kultur*. So zweifelhaft sein Begriff auch sein mag, so ist es schon zu einer jener offiziellen Hieroglyphen geworden, die umständliche Ausdrücke ersetzen. Man bezeichnet den Rat der Volkskommissare mit den Silben „Sownarkom", den Obersten Volkswirtschaftsrat mit „Sownarchos", die „Räte der Arbeiter-, Bauern-, Armee- und Kosakendeputierten" mit dem komischen Wort „Sowdep", die Verwaltungsstelle der Wasserwege heißt „Glaw-Wod", die Papierverteilungszentrale „Glaw-Bum". Das jetzige Rußland hat sich mit diesen Afrikanismen, die an die Wumba, Zeg und Ohla bei uns zu Hause erinnern, anderen fortgeschrittenen Nationen entschieden gleichgestellt.

Wenn es eine Tätigkeit der Massen und eine Seele der Massen gibt, so muß es, trotz Jakob Burckhardt, allerdings auch eine Kultur der Massen geben. Und wo es sie nicht gibt, da muß sie sich gründen lassen.

Proletkult ist eine Gründung des Kommissariats für Volksaufklärung. In ihm steckt ein Teil des Erziehungsproblemes, das in jede Revolution eingeschlossen ist. Tatsächlich hat dieses Kommissariat unter seinen sechs oder sieben Abteilungen, deren neue, sehr zahlreiche, ein wenig despotische und zerfahrene Bureaukratie sich in den Sälen eines ehemaligen kaiserlichen Lyzeums in Moskau einrichtete, eine Abteilung, die die in den Städten und auf dem Lande gegründeten Volksbildungsausschüsse unter dem Namen „Proletkult" zusammenfaßt. Es handelt sich hier nicht nur um eine usurpatorische Vereinigung der Ansätze von Kunst und Kunstpflege, die großenteils schon vor dem Kriege in Rußland vorhanden waren, sondern auch um den Willen, diese Ansätze im revolutionären Sinn weiter zu treiben. Es ist kein Zufall, daß die Richtung dieser sozusagen offiziellen Kunst in Rußland futuristisch ist und den Satz „Religion ist Opium für das Volk" als steinerne Inschrift weithin sichtbar an die Stelle eines berühmten Heiligenbildes beim Moskauer Kreml gesetzt hat.

Es ist in Rußland viel von den großen Zielen der Menschheit die Rede, aber im Rat der Volkskommissare gibt es nur wenige, die durch die derbe Art der Verwirklichung des Kommunismus nicht zunächst hartnäckig dazu beitrügen, das Leben der Menschen bitter zu machen. Als im November 1917 die Kommissariate der Arbeiter- und Bauernrepublik das Erbe der alten Ministerien übernahmen, teilte Lenin dem Literaten *A. Lunatscharski* die Volksaufklärung zu. Diesem Kommissariat obliegt die Auseinandersetzung des Bolschewismus mit der Kirche und mit der Religion überhaupt; der Aufbau eines neuen Schulwesens, und nicht nur das, sondern auch die Durchführung eines neuen pädagogischen Systems durch die Einheitsschule und die Fachschulen; der Schutz der Denkmäler und der Altertümer wie die Verwaltung der Museen, und noch mehr, auch die praktischeEinführung der Kunst in die Massen. Diese Aufgaben sind in Rußland schwieriger als in irgendeinem anderen Lande, soweit es sich darum handelt, mitten in einer bedrohten äußeren Lage, mitten in Hungersnot und Klassenkämpfen, unersetzliche Gemälde

der niederländischen Schule, chinesische Vasen, Heiligenbilder aus dem sechzehnten Jahrhundert vor den Aktionen erregter Fabrikausschüsse, Rotgardisten, Matrosenabteilungen, oder auch der Außerordentlichen Kommission, in Schutz zu nehmen. Sie sind schwieriger als anderswo, weil auch das Kommissariat für Volksaufklärung, wie die meisten übrigen Kommissariate, äußerlich einem Bienenhause gleicht, überfüllt von Menschen, die zu arbeiten scheinen, aber größtenteils nur im Herzen froh sind, einen Posten an einem noch so ärmlichen Schreibtisch erwischt zu haben und nun in ihrer Weise zu faulenzen oder auch zu sabotieren. Doch sie sind auch leichter als anderswo. Das russische Volk ist geistig beinahe ein unbeschriebenes Blatt. Es bringt, wenn eine kräftige Propaganda nebenhergeht, selbst komplizierten geistigen Dingen ein Verständnis, eine natürliche Unvoreingenommenheit, eine Fülle von Begabung, die ganze Gelehrigkeit und Beweglichkeit seines jugendlichen Charakters, entgegen, die man nicht hoch genug anschlagen könnte, wüßte man nicht, wie der durchschnittliche Russe abstumpft, wenn er älter wird.

Die Hydra der Volkskommissare hat im ersten Revolutionsjahre manchen ihrer Köpfe gegen einen anderen vertauscht. Lunatscharskis kluger Kopf ist bisher an seiner Stelle geblieben. Mitten in stürmischen Nachtsitzungen im Kreml, zwischen Mobilmachungsbeschlüssen und Terror, zwischen Verhandlungen über die Komplotte fremder Diplomaten, aufreibenden Parteistreitigkeiten, Debatten über Brandschatzungen oder Notstandsmaßnahmen, wußte er den Genossen die Dekrete über die Nationalisierung der Petersburger Konservatorien oder für den Schutz der Altertümer, Kredite für sein Budget der Volksbildung zu entreißen. Lenin hat dem Freunde manchesmal in solchen Sitzungen unwirsch den Rat gegeben, den Mund zu halten und schlafen zu gehen. Dennoch wird es sich vielleicht eines Tages zeigen, daß die Unternehmungen Lunatscharskis für das Prestige der Sowjetrepublik mehr getan haben als eine Million von Maueranschlägen gegen die Wucherer oder von Propagandaschriften für die Weltrevolution.

Lunatscharski hat mit einer kleinen Gruppe von proletarisierten In-

tellektuellen den Versuch unternommen, die Künste an der Revolution in Brand zu stecken. Er nationalisiert nicht nur die Sängerchöre des einstigen kaiserlichen Hofes, die großen Bühnen und die Verlagsanstalten. Er errichtet in geräumten kleinen Moskauer Palästen, deren Fenster noch von Kugeln durchlöchert sind, Museen aus den Gemäldereichtümern des Kremls; er liefert, so zu sagen, Gastmähler während der Pest. Er hat einen neuen, vielleicht nicht rein künstlerischen, aber sehr suggestiven und revolutionären Typus von Konzerten eingeführt, die Konzertversammlung. Diese Konzertmeetings, mit ihrer Mischung von ernster Musik und politisch-philosophischer Ansprache, zielen nach einer zwanghaften doppelten Durchdringung der Gehirne. In einstigen Akademien und Patrizierhäusern werden auf öffentliche Kosten Arbeiterklubs, Redaktionen und Dichterkurse hergerichtet, Ateliers für Maler, Bildhauer und Bühnenkünstler. Man darf über das chaotische Gemisch von Talent und Kitsch, das da zutage kommt, nicht gleich die Fassung verlieren. Es sind Anfänge. Für Architekten, Bildhauer, Zeichner und Maler sind Preise ausgeschrieben. Merkwürdig allerdings, Geldpreise in einem Lande, dessen Volkswirtschaftsrat das Geld systematisch entwertet, und dessen Handelskommissariat den freien Einkauf von Waren verbietet. In fast allen Städten Rußlands sind im Handumdrehen zahlreiche neue Denkmäler entstanden, die diesen Orten wirklich etwas zu denken geben. Denkmäler, die im Galopp gekommen sind, und im Galopp, wie eine Kosakenpatrouille, wieder verschwinden, wenn nicht eines Tages ihr Holz, Gips und Zement durch Stein und Erz ersetzt wird. Kühne Plakate hängen in den Wachtstuben, den Versammlungsräumen und an den Straßenecken. Die Sowjetrepublik hat eine neue Briefmarke eingeführt; freilich gab man vor allerhand gewagten Entwürfen einem außerordentlich banalen, der eine zerbrochene Kette zeigt, den Vorzug. Auf enteigneten Druckerpressen werden billige Klassikerausgaben, naturwissenschaftliche Lehrbücher in Mengen hergestellt. In Industriestädten wie Petersburg, Moskau, Iwanowo-Wosnessensk, Nishni-Nowgorod, errich-

tet das Kommissariat für Volksaufklärung Proletarieruniversitäten auf polytechnischer Grundlage, Lesehallen, Studienkurse. Alles das ist Proletkult. Hinzu kommen noch die neugegründete Sozialistische Akademie in Moskau, die kürzlich Franz Mehring und zwei sozialistische Denker in Holland, Pannekok und Madame Roland Holst, für ihre Bücher mit Geldpreisen auszeichnete, sowie die neue „Lenin-Gesellschaft", die in ihren Sitzungen die literarischen Probleme der Revolution erörtert.

Der Moskauer Proletkult bietet ein Beispiel für die anderen im Lande. Er setzt sich aus Vertretern der Gebietsarbeiterräte, der Berufsgenossenschaften, der Angestelltenverbände, der Krankenkasse und des Kommissariats für Volksaufklärung zusammen. Er hat auf einer Konferenz im Februar 1918 die ersten Thesen und Beschlüsse aufgestellt und trat mit seinen ersten fertigen Leistungen in diesem Herbst bei der Jahresfeier der Novemberrevolution hervor. Das prächtige Haus des Großindustriellen Morosow ist von den Arbeitern zu ihrem Klub hergerichtet worden. An den Wänden dieses Hauses hängen neben Gemälden und Stichen von geringem Wert naturwissenschaftliche Sammlungen und Atelierzeichnungen in einem seltsamen Durcheinander. Ein Achtzehnjähriger, hinter einem königlichen Mahagonischreibtisch, der eben mit einem grauhaarigen Musiker ein Konzertprogramm aufstellte, gab mir eine mit Bleistift geschriebene Eintrittskarte für eine Arbeitervorstellung, die ich am nächsten Abend besuchte. Es wurden Gedichte junger Arbeiter vorgetragen und zwei dramatische Massenszenen, auf denen Barrikadenkämpfe vorkamen und deren gesprochene Chöre einen unvergeßlichen Eindruck machten. In dem Hause Morosow stehen Schreibmaschinen auf weißen Marmorkaminen, Arbeiter sitzen auf Goldsesseln. Ein Mann führte mich in den Keller und verkaufte mir Proben dort aufgespeicherter Drucksachen: Dünne Heftchen mit unbeholfenen Versen, die Verhandlungen der Proletkultkonferenzen, die neue Wochenschrift des Bildungskommissariats mit den Tätigkeitsberichten seiner Sektionen, Kurse und Seminarien, daneben eine Handvoll jetzt erscheinender literarischer, illustrierter Kunstzeitschriften, wie „Gorn", „Is-

kußtwo", „Graduschtscheje" und die von Lunatscharski selbst redigierte „Plamja". Diese Zeitschriften mit ihren Rubriken für bildende Künste, Musik und Literatur haben begonnen, die russischen Arbeiter mit Rodin, Daumier, Walt Whitman oder Heine bekannt zu machen. Daneben handeln sie von den Geheimnissen der Verslehre und von den Programmen einer jungen, selbstbewußten, russischen Kunst.

Noch spielen in Moskau und Petersburg die alten Theater. Ich sah im berühmten Petersburger *Marientheater* vor beinahe leerem Hause eine Aufführung des „Korsaren" von Byron, das köstlichste Ballett von einer traumhaften Pracht und Heiterkeit der Farben, der Kostüme und der Stimmen. Und in Moskau im *Großen Theater* eine altrussische Märchenpantomime, die opulent und entzückend war wie je zur Zeit des früheren Glanzes. Im *Künstlerischen Theater* des verschollenen Stanislawski spielt man noch heute die Zarendramen von A. Tolstoi, setzt man ganze Romane von Dostojewski kleinmalerisch und liebevoll in Szene. Andere Moskauer Bühnen spielen die „Versunkene Glocke", den „Biberpelz", den „Blauen Vogel", den „Standhaften Prinzen", spielen Shakespeare, Schiller, Merimé. Und diesen vollwertigen Bühnen treten nun in allen Stadtvierteln die neuen primitiven Volksbühnen und Fabriksbühnen an die Seite. In den Tagen des Revolutionsfestes gab es in einem Vorstadtkabarett eine höchst groteske Aufführung des „Grünen Kakadu" und ein reizendes Puppenspiel. Der Redner des Abends rühmte stolz die weiten künstlerischen Möglichkeiten der Revolution. Es schien kein Einwand möglich. Mit dem aristokratischen oder plebejischen Prinzip in der Kunst haben diese Möglichkeiten nichts mehr zu tun. Sie sind da, und sie bringen Überraschungen.

Sind nicht diese Möglichkeiten verlockend genug, um die Besten der russischen Intelligenz ohne Rücksicht auf politische Zustände zur Mitarbeit aufzurufen? Sie wären es, und doch setzt gerade hier der Riß, der das ganze russische Volk durchzieht, auch im Künstlertum sich fort. Denn wenn irgendwo, so erweist es sich hier, daß die Diktatur des Proletariats noch nicht die Diktatur der Vernünftigen ist. Nicht nur

das Wissen als Kampfmittel — so heißt es in einer Entschließung des Kongresses der proletarischen Bildungsverbände, der Ende September in Moskau stattfand — sondern auch das Empfindungsleben soll mit Hilfe der neuen Kunst umgeschaffen werden. Das Proletariat müsse nicht nur materiell, sondern auch geistig das Bürgertum besiegen, um das Zukunftsreich herbeizuführen. Rohe Gewalthaber fordern in Rußland auch von der Kunst die Unterwerfung unter den Kommunismus. Musik, Malerei und Dichtung haben von Staats wegen revolutionär, grell und unversöhnlich zu sein. Und die Anstellung selbst von Künstlern bei den Behörden und in den Klubs der Rätegewalt ist an die Bedingung des schriftlichen Beitritts zur kommunistischen oder mindestens der sozialrevolutionären Partei gebunden. Der Bruch ist da. Viele verzichten lieber auf Brot und Obdach, erklären eher voll Haß das ganze Wesen des Proletkults als geistigen Diebstahl, als eitel Lug und Trug und weissagen seinen Zusammenbruch, als daß sie sich dem Gewissenszwang unterwerfen.

In den Monaten meines Aufenthaltes in Rußland, einer politisch sehr erregten Zeit, bin ich nicht vielen Künstlern begegnet. Unerwartet traf ich einmal eine ganze Kolonie von namhaften Musikern im Gutshause eines Kunstfreundes, der sich aus den Unsicherheiten der Stadt auf das Land zurückgezogen hatte. Eines Tages kamen aber auch hier die Bauern und vertrieben die Bewohner dieser Insel so rasch, daß sie nachts durch den Wald die Flucht ergreifen mußten. Einen dieser Künstler traf ich in Moskau wieder. Ein Kommissariat hatte ihm eine große, ehrenvolle Aufgabe, die Leitung eines ehemals kaiserlichen Institutes, angetragen. Er schwankte sehr, er machte zunächst überhaupt einmal den Versuch, seine alte künstlerische Beschäftigung wieder aufzunehmen; für seine Stadtwohnung hatte er einen Schutzbrief, der ihn vor Requisitionen, Einquartierung und anderen groben Störungen einigermaßen sicherte. Dennoch entfloh er schließlich. Die Schrecknisse der Zeit, das Schicksal ihm nahestehender Personen, die, wie von einer Epidemie erfaßt, plötzlich verschwanden und deren Gefangensetzung oder

Erschießung dann bekannt wurde, ließen ihn fürchten, wahnsinnig zu werden. Er verschwand wie viele vor ihm, in der Verkleidung eines Soldaten über die ukrainische Grenze. Dieser Einzelfall beleuchtet das Schicksal vieler Künstler, und nicht nur Künstler, im gegenwärtigen Rußland. Schriftsteller von europäischem Namen, wie Mereschkowski, Leonid Andrejew, in gewissen Sinne auch Maxim Gorki, obgleich er dem Proletariat entstammt und seinem Jugendfreunde Lenin eine rührende Anhänglichkeit beweist, erliegen allmählich demselben inneren Konflikt. Manche hungern buchstäblich, machen Bittgänge in fremde Konsulate. Ähnlich geht es den Professoren der alten Universitäten. Noch hält die Moskauer Universität die üblichen Vorlesungen. Noch immer hat sie einen Stamm von Lehrern und Studenten. Das Kommissariat für Volksbildung schützt ihre Wohnungen und Habe vor den Eingriffen roher Arbeiterausschüsse; mehr kann es nicht tun. Die Gelehrten und die ernstere Jugend, die vielleicht noch Ziele, aber keine Karriere mehr vor sich hat, suchen in einem leidenschaftlichen Studium ein Vergessen dieser unerhörten Zeit. Der russische Student hat seinen Charakter geändert. Er trägt nicht mehr die Uniform des alten Regimes und nicht mehr das lange Haar des Revolutionärs, er politisiert nicht mehr die Nächte hindurch, sondern er arbeitet. Die Hörsäle sind ungeheizt, aber ständig besucht. Bücher sind rar geworden, sie werden förmlich zerlesen. Es fehlt an wissenschaftlichen Hilfsmitteln, man ergänzt sie erfinderisch aus den einfachsten Materialien. Es ist, als verschließe sich die kleine Schar der Unbedingten instinktiv gegen alle Versuche der Popularisierung, die die geistig Schaffenden in die Masse werfen und ihnen selbst das Unfertige entreißen möchte, um es dem Volke zu geben.

Die quietistische Reaktion der Geistigen in Rußland ist vielleicht nicht so sehr die Absage gegen die neugegründete Kultur der Massen, die doch den Künsten wie den Wissenschaften unerhörte Resonanzen verspricht, als ein Vorzeichen des morgigen Tages. Das Tragische aller geistigen Revolutionen ist es wohl, daß sie ruhen, wenn die politischen Stürme toben.

Die russischen Frauen

Es scheint zuweilen, als ob die Erde nicht zwei Länder aufzuweisen habe, wo die Frauenfrage in ihren Extremen so übereinstimmende Züge aufweist, wie in England und Rußland. Diese Übereinstimmung erscheint auf den ersten Blick ganz unverträglich mit der bekannten geschichtsphilosophischen Konstruktion, wonach der auf Allheit drängende Geist des Russentums und der individualistische, nationalistische, ewig protestantische Geist des Germanentums die schärfsten Gegensätze seien. Der Typus der Suffragette und der Amazone scheint nirgends in der Welt so ausgebildet wie in Rußland und in England, diesen beiden Ländern, deren Unterschiede sonst so augenfällig sind. Wells spricht einmal von der neuen europäischen Kultur, die sich immer mehr von der Kultur der Mittelmeerländer und des Katholizismus ablöse. Er nennt diese neueuropäische Kultur und insbesondere die Frau, deren Typus in ihr im Entstehen sei, den *nordischen*. Der Kern dieser neuen Kultur liege in ihrer veränderten Auffassung vom Verhältnis der Geschlechter. Die Frau sei aus ihrer zurückgezogenen Stellung in die Öffentlichkeit des freien Bürgertums herausgeschritten. Dieselbe neue Kultur, die im Begriff stehe, den Mann zu einem sozialeren, kooperativen Wesen umzugestalten, mache die Frauen kühner, verantwortlicher, geschwinder und weniger klosterhaft.

Das alles gilt nun entschieden wie für die moderne Frau in England auch für das ganze übrige Europa, wenigstens in den letzten Jahren. Für Rußland aber gilt es längst. Rußland ist das Land der weiblichen Attentäter und der politischen Exaltierten, aber auch der weiblichen Beamtenuniformen. Die Staatsmacht des Kommunismus hat nun diesem Rußland eine neue Idee von der Frau gegeben, die besagt, daß die Frau, die für die Revolution mitgekämpft hat und noch mitkämpft, besonderer Rechte und Pflichten in der neuen Gesellschaft

nicht bedürfe, und daß damit die Zeit der Hörigkeit der Frau in allen ihren Formen für immer vorüber sei. Ehe und Erziehung sind in dieser freigelassenen Gesellschaft neu geordnet. Die Leichtigkeit der Eheschließung und der Trennung, die absolute Selbständigkeit der Frau, der vom Staate auch die Sorge für die Erziehung der Kinder abgenommen werden soll, soll den Anteil der Frau an der Gesellschaft zu einem geistigeren und aktiveren machen. Durch die Aufhebung der übertriebenen Wertschätzung der Jungfräulichkeit müßte folgerichtig sowohl die kümmerliche Stellung der unverheirateten Frauen in der Gesellschaft aufhören wie die Prostitution als Form der Ausnutzung einer sozialen Notlage unmöglich sein.

Man wird sich erinnern, daß in der enthusiastischen ersten Epoche der Revolution in Rußland unter der Regierung Kerenskis zur Bildung von Frauenbataillonen aufgerufen wurde, die dem beinah niedergebrochenen Körper des russischen Herees neues Leben einflößen sollten. Dies geschah damals gleichsam als äußerster Protest eines noch immer patriotischen Teiles der Gesellschaft gegen den Friedensruf aus den Reihen der Arbeiter und Soldaten. Der Krieg war ja durch die fanatische Energie der Verbündeten und einer aus verborgenen Zentren von dunklen Geisteskräften beherrschten Presse zu einem Krieg der Völker eingeheizt worden. Kein Wunder, daß in den noch nicht Ernüchterten der Ruf sich erhob, daß Weiber zu Männern werden müssen, wenn Männer zu Weibern werden. Die weiblichen Soldaten Rußlands mögen kaum mehr als einige Hundert gewesen sein. Sie wurden von der öffentlichen Meinung eine Zeitlang vergöttert und dann vergessen. Sie kamen in die Kaserne und dann ins Feld. Dort machten sie natürlich bald dieselben Erfahrungen wie die Männer. Eigentlich noch schlimmere. Das Sinken der Stimmung und die schließliche Niederlage konnten sie nicht verhindern. Ihr schließlicher Zusammenbruch war nicht einmal tragisch, sondern einfach scheußlich; er vollzog sich im Frühjahr 1918 an der Nordfront in Zank und Schlägereien. Die Führerin der Frauenbataillone, die mit einer Handvoll

Genossinnen zur Gegenrevolution übergegangen war, ist dann im Sommer 1918 von der Außerordentlichen Kommission verhaftet und erschossen worden. Andere weibliche Soldaten traten in die Rote Armee über; der Rest lief auseinander. Den besten Typus jener weiblichen Soldaten findet man noch in den geschulten Agitatorinnen und den jungen, ihrem Dienst ergebenen Sowjetbeamtinnen und Sekretärinnen mancher Moskauer Kommissariate. Ein immerhin merkwürdiger, wenn auch in Rußland nicht ungewöhnlicher Typus Zigaretten rauchender, Maschine schreibender, halb studierter Frauen und Mädchen, die überall mit dabei sind und das Glück ihrer Person an das Glück der Idee geheftet haben.

Kann man auch in Rußland von einer nordischen, neueuropäischen Kultur reden, die allmählich in einen erklärten Gegensatz zu der vom Bildnis der heiligen Gottesmutter beherrschten strengen christlichen Kultur des slawischen Orients getreten ist? Was liegt hier vor? Symptome einer Umwandlung im Charakter eines Volkes? Erscheinungen eines Auflösungsprozesses der Gesellschaft, der die Folge des erbarmungslosen Kampfes um ein menschenwürdiges Schicksal großer Teile dieser Gesellschaft ist? Oder die ersten Anzeichen einer Wesensfestigung der Gesellschaft, die begonnen hat, ihr wahres Gesicht zu zeigen? Ist das Weib wirklich mehr als nur Weib?

Rußland ist reich an fesselnden Frauenerscheinungen. Die in orientalischer Zurückgezogenheit lebende Frau des altrussischen Kaufmanns, die am Zarenhof und mit den Büchern der französischen Aufklärung und der deutschen religiösen Mystik erzogene Frau des Großgrundbesitzers, das gnädige Fräulein, die Studentin, die verhätschelte und parfümierte Dame der reichen, neueren Bourgeoisie, und zuletzt die Arbeiterin mit ihrem Rest von Ländlichkeit, das sind die Typen, die man in Rußland nebeneinander findet. Der Typus der genialen Abenteuerin und Freidenkerin vom Schlage der Kaiserin Katharina ragte nach einem Worte Amfiteatrows im achtzehnten Jahrhundert inselhaft aus dem trüben Ozean der allgemeinen Un-

wissenheit und Rückständigkeit der russischen Frau. Ihm folgen jene sanften und tapferen Frauen des Revolutionsadels um 1825, die ihren nach Tschita und Nertschinsk verschickten Männern freiwillig in die Verbannung nachreisten. Dann die fanatischen Kämpferinnen, höhere Töchter aus Beamtenkreisen, aus dem Kleinbürgertum und aus dem Ansiedelungsrayon, die Wera Sassulitsch, Hessy Helfmann, Sofia Perowskaja, bis zur Breschkowskaja unserer Tage, bis zu der kindlich gütigen und fanatischen Balabanowa, der schroffen Frau Bizenko und jener Frau Kaplan, die im Gewühl der Fabrikversammlung auf Lenin schoß. Diese letzten Typen der politischen Frau trafen sich seit Jahrzehnten in den Gefängnissen, auf den Barrikaden, in den erregten nächtlichen Versammlungen und in allen europäischen und amerikanischen Schlupfwinkeln der russischen Emigration. Diese Frauen protestierten durch ihre bloße Existenz gegen die Barbarei des alten Staates und seiner Einrichtungen, aber auch gegen die unerlöste Seele des von ihnen inbrünstig geliebten Volkes. Der europäische Westen verrät in seiner Verehrung Strindbergs das Geheimnis des Unerlösten. Der Futurismus, dieses unmündige und schwatzhafte Kind des neuen Tages, hat frech seinen Inhalt ausgesprochen in dem Schlagwort von der „Verachtung des Weibes". Die Saat der alten Priesterkirche, der katholischen wie der orientalischen, ist noch einmal in den Völkern aufgegangen, und das ist es, was den Kampf der Frauen um ihre Menschenwürde entfesselt, diesen schweren Kampf, der zuweilen ein Kampf gegen die Lächerlichkeit geworden ist. Neben den Märtyrerinnen und den Königinnen ihres Geschlechts stehen nun jene anderen Frauen mit den fast männlich harten Zügen.

Man ermittelt das durchschnittliche Heiratsalter eines Volkes an dem Durchschnittsalter der unehelichen Mütter. In Mitteleuropa liegt das Durchschnittsalter zwischen dem 26. und dem 27. Jahr, in Rußland beim einundzwanzigsten. In Rußland ist die Mehrzahl der jugendlichen Arbeiter und der Rekruten bereits verheiratet. Die Hälfte der Männer, zwei Drittel der Frauen, heiraten in Rußland vor der Volljährigkeit. Das russische Leben und die rechtgläubige Kirche begün-

stigen das frühe Heiraten. Die Kinder jugendlicher Eltern gelangen auch als Erwachsene über ein gewisses Stadium der geistigen Entwicklung nicht hinaus. Phantasie, Frische, Ursprünglichkeit, rohe Kraft und Begabung haben in solchen Menschen das Übergewicht über jene Eigenschaften des reifen Verstandes, die man Besonnenheit, Ausdauer und Fähigkeit für das Haushalten nennt. Ich hoffe nun nichts Albernes zu sagen: Mit vierzig Jahren, wo der germanische Mann erst seine volle Reife erreicht, ist der russische Mann alt und unschöpferisch geworden. Zuweilen erscheint das ganze russische Volk in Gestalten verkörpert wie Turgenjews „Rudin". Die Aera Potemkin, Paul I. und Alexander I., die älteren und neueren „großen Episoden" der russischen Politik, wie die russisch-chinesische Episode in der Mandschurei, schließlich das Unternehmen des Weltkrieges, vielleicht auch das Unternehmen des Bolschewismus, — eine jede begann mit der breiten Wucht der Dampfwalze, entwarf Perspektiven, vor denen das Herz stillsteht, und erstickt schließlich im Morast. Die Psyche des östlichen Menschen wurzelt in der Biologie des östlichen Lebens. Auch für den Juden und den Mohammedaner Rußlands scheint dieses Gesetz Geltung zu haben.

Es ist, als ob kein Volk so sehr wie das russische Volk die Not empfände, seine Seele zu festigen, an eine Verbesserung des Menschengeschlechts zu denken. Vielleicht wurzeln in diesem Boden die grotesken und erschreckenden Dekrete des Kronstädter Rates der Matrosen, Arbeiter und Bauern „über die Aufhebung des privaten Besitzes an der Frau", die nichts als die Konsequenzen des Kommunismus sind. Kein Mensch ist kommunistischer als der Matrose, dieser fürchterliche Mönch im Banne des unendlichen Wassers und der härtesten körperlichen Arbeit. Andere Räte, scheinbar vor allem solche, denen Matrosen angehören, haben dieses Dekret nachgeahmt. So erklärte der freie anarchistische Bund in Saratow: Die soziale Ungleichheit und die gesetzlichen Ehen, die bisher für das Bürgertum üblich waren, dienten dem letzteren als das Mittel, sich alle besten Exemplare des schönen Geschlechtes allein zu sichern, wodurch die regelrechte Fortpflanzung

des menschlichen Geschlechts gestört wurde. Der Klub dekretierte am 28. Februar 1918 das folgende:

§ 1

Vom 1. Mai 1918 ab wird der Privatbesitz an Frauen, die ein Alter von 17—32 Jahren erreicht haben, abgeändert.

Anmerkung. Das Alter einer Frau wird auf Grund des Taufscheines, des Passes, des Aussehens oder durch Zeugenaussagen bestimmt.

§ 2

Alle Frauen werden dem Privatbesitz entzogen und für Gemeineigentum des Volkes erklärt.

§ 3

Die Wirkung dieses Dekretes erstreckt sich nicht auf solche Frauen, die mehr als fünf Kinder haben.

§ 5

Die Verteilung der offiziell enteigneten Frauen ist Aufgabe des Saratower Anarchistenbundes und beginnt nach drei Tagen, vom Erlaß dieses Dekretes an gerechnet. Alle Frauen, welche auf Grund dieser Bestimmung dem Volke gehören, sind verpflichtet, sich bei der genannten Adresse zu melden und daselbst alle von ihnen geforderten Auskünfte zu geben.

§ 6

Die Aufsicht über die Durchführung dieses Dekretes wird, bis zur Bildung der damit beauftragten Wohnungsausschüsse, den Bürgern anvertraut.

Anmerkung. Jeder Bürger, der eine Frau bemerkt, die sich diesem Beschluß nicht unterwirft, ist verpflichtet, dem Anarchistenbund davon Mitteilung zu machen, und zwar unter Angabe des Vor-, Familien- und Vaternamens der Streikerin.

§ 8

Jeder Mann, der auf ein Exemplar des Volksgutes Anspruch erhebt, muß eine Bescheinigung von seiten des Fabrikkomitees, des Gewerkverbandes oder des Bauern- und Soldatenrates über seine Zugehörigkeit zur „Arbeitsfamilie" vorweisen.

§ 9

Jedes Mitglied der „Arbeitsfamilie" ist verpflichtet, 9% seiner Einkünfte in den Fonds des „Volksgeschlechts" einzuzahlen.

Anmerkung. Diese Abzüge werden von den Fabrikkomitees der Volksherrschaft vollzogen, welche verpflichtet sind, dieselben unter Namenslisten an die Volksbank, das Rentamt oder dergleichen Anstalten auf den Fond des „Volksgeschlechts" einzutragen.

§ 10

Männer, die keiner „Arbeitsfamilie" angehören, haben Anspruch auf die Rechte des Proletariats an der Benutzung des Volksgutes nur gegen Einzahlung von 100 Rubel monatlich an den Fond des „Volksgeschlechts".

§ 11

Die örtliche Filiale der Volksbank sowie auch die Sparkassen sind verpflichtet, die Annahme von Einzahlungen an den Fond des „Volksgeschlechts" zu eröffnen.

§ 12

Alle Frauen, die gemäß diesem Dekret Volksgut geworden sind, erhalten aus dem Fond des „Volksgeschlechts" eine Unterstützung von monatlich 232 Rubel.

§ 13

Alle Frauen sind auf 3—4 Monate vor und 1 Monat nach ihrer Niederkunft von ihren direkten Pflichten befreit.

§ 14

Neugeborene müssen, sobald sie 1 Monat alt sind, in die Anstalt „Volkskrippe" gebracht werden, wo sie bis zum 17. Lebensjahr auf Kosten des „Volksgeschlechts" erzogen und unterrichtet werden.

§ 16

Verbreitung von Geschlechtskrankheiten wird der strengsten Verantwortung und Bestrafung unterzogen.

§ 17

Frauen, die ihre Gesundheit verloren haben, können beim Rate des „Volksgeschlechts" um Unterstützung oder Pension nachkommen.

§ 18

Mit der Ausarbeitung zeitweiliger technischer Maßregeln sowie der Durchführung des Dekretes bis zur Organisation eines Rates des „Volksgeschlechts" ist der Anarchistenbund beauftragt.

§ 19

Personen, welche die Durchführung des Dekretes ablehnen, werden für Streiker gegen den Staat, d. h. für Feinde des Volkseigentums und Konteranarchisten erklärt und der strengsten Verantwortung unterzogen.

Ich habe aus Gründen des Geschmacks von diesem Dekret die Paragraphen 4, 7 und 15 weggelassen. Die ersteren handeln von der Reihenfolge, der Paragraph 15 enthält eine hygienische Kontrollvorschrift. Der übriggebliehene Text besagt schon deutlich genug, welche Monstrosität entstehen muß, wenn eine Partei es plötzlich erzwingen wollte, die Gesellschaft in jenes Abstraktum von Menschen gleicher Geburt, gleicher Möglichkeiten und gleicher Triebe zu verwandeln, das zwar bei Plato die Grundlage des vollkommenen Staates und seiner Stufungen ist, in seiner Verwirklichung aus dem Bestande der bisher gewordenen Welt aber nichts anderes bringen könnte als den

grauenhaftesten Zusammenbruch. Denn dieser Weg führt logisch nur über die Trümmerstätte alles dessen, was Familie, Art und Blutsverwandtschaft heißt, obwohl man annehmen könnte, daß er bei der Bildung neuer noch unbekannter gruppenmäßiger Vereinigungsformen Halt macht. Er würde aber auf dem bloßen Boden einer unbeweisbaren und niemals vernünftig ausreichenden Begründung, und wenn diese wegfällt, einem ungeheuerlichen Wahn zuliebe mit einem Schlage nicht nur das Ergebnis einer mehrtausendjährigen Sittenentwickelung auslöschen, sondern den Erdkreis in einem Maße mit Trümmern anfüllen, mit dem verglichen die Kampfzone des Weltkrieges nur die Szene eines kleinen Vorspiels darbietet. Ich weiß nicht, ob es sich bei dem Saratower Anarchistenklub um etwas Bedeutenderes handelt als um jenen „Rat der fünf Unterdrückten", der eine Zeitlang Petersburg unsicher machte. Aber die Zahl der Mitglieder ist gleichgültig. Die Empörung, oder auch der Spott, den dieses Dekret hervorruft, kann trotz alledem keineswegs der Zivilisation, in der wir bisher gelebt haben, oder einer Moralauffassung, die irgendwie mit Heuchelei verbunden ist, zur Verteidigung dienen. Das Dekret bietet im übrigenwohl, nach dem Gesetz des Kontrastes, das grelle Gegenstück zur bisherigen Stellung der einfachen russischen Frau als Besitz des Kleinbürgers oder des Bauern nach Art eines Haussklaven. Von Artigkeit gegen die Frauen war in dem alten Zustande nicht die Rede, man findet auch im neuen nichts davon. Koloniale Völker, wie die Amerikaner, werden dies, solange in ihrer Schätzung der Frauen die Zeit der Seltenheit der Frauen nachwirkt, noch weniger begreifen als europäische Kulturvölker, bei denen das durchschnittliche Maß dieser Schätzung in einem direkten Verhältnis zu dem sogenannten Frauenüberschuß ihres Landes steht. Manchen Leuten in Rußland erscheint noch jetzt die ganze Revolution nur als ein böser Scherz des Proletariats. Dekrete, wie das obige, stützen beinahe diese Auffassung. Es handelt sich indessen um einen sehr ernst gemeinten Scherz, dessen Hintergründe stehenbleiben, auch wenn sie nicht durch rote Raketen beleuchtet sind. Das Erregende der Urkunde liegt nicht so sehr in ihrer Roheit, so

wenig sich diese auch von dem Zynismus der westländischen Zote unterscheidet. Aber dieses Dokument zeigt tatsächlich etwas wie eine verhüllte Angst vor der physiologischen Entartung des Proletariates als Folge seiner langen Knechtschaft. Sein Naturalismus ist allerdings ein Bastard zwischen einer verdächtigen Belesenheit in modernen naturwissenschaftlichen Büchern und Abenteuerinstinkten. Die von den Gründern Roms geraubten Sabinerinnen wurden die Mütter eines Weltreiches. Sollen einst die auf den Gymnasien Rußlands erzogenen Sklavinnen der Matrosen die Mütter der Namenlosen werden, die den Adel des künftigen kommunistischen Weltreiches bilden? Das Abstoßendste an diesem Dokument ist seine vandalische Mechanisierung des Turnus, sein Nichtwissen um den Sinn der Zucht, sein chaotisches Durcheinandermischen der Rassen. Unter den Trümmern der alten bürgerlichen Ehe und ihrer Nebenbauten wird hier nicht nur die Lüge einer Gesellschaft, die zum Schein geheiligte Monogamie, sondern auch die ewige Wahrheit, die seelische Liebe zwischen den Geschlechtern, die tiefste Problemhaftigkeit und Kunst der Liebe begraben. Eine solche Vergewaltigung des Menschen wäre weniger antichristlich als antigriechisch. Sie würde, wenn nicht die Natur selbst sich dem Nihilismus hemmungsloser Menschengruppen widersetzte, europäische Völker unter die Stufe der afrikanischen Neger zurückstoßen.

Auch andere Räte, die sich nicht als anarchistisch bezeichnen, haben in Rußland bereits begonnen, Frauen der gebildeten und verwöhnten Stände zu erniedrigen. Man hat beispielsweise in Swinigorod, einem als Sommerfrische beliebten alten Städtchen nicht weit von Moskau, die dortigen Damen eines Tages zu gewöhnlichen Erdarbeiten gezwungen. Alles das hat vor allem den Zweck, die Bourgeoisie zu martern; alle sonstigen Folgen bezeichnet man vorderhand als gleichgültig. Die Frauen im jetzigen Rußland teilen das Schicksal ihrer Männer. Die Ängstlichen fliehen von der Stadt auf das Land, und sie fliehen vom Land, wo Raub und Willkür herrschen, zurück in die verödeten Städte, in die verdunkelten, ungastlichen Woh-

nungen. Die Männer vermögen keinen Schutz mehr zu bieten; wie viele mußten über Nacht entfliehen und ihre Frauen zurücklassen. Die Schönheit der einst Sorglosen zerfällt. Sie wagen nicht, ihre kleinen Kenntnisse einem Bureau, einer Schule anzubieten. Es gibt stoische, ältere Frauen, Frauen mit dem kurzgeschnittenen Haar und den strengen, hageren Zügen der einstigen Intelligenten, Gattinnen von Offizieren, Priestern, Gelehrten, Mütter von Studenten, die jetzt die kahlen Zimmer ihrer Wohnungen an Fremde vermieten und von Rüben und Wassersuppen leben. Es sind die Mütter der von geistigen Stürmen durchbebten russischen Familien, sie selbst sind die Kämpferinnen für die Freiheit Rußlands aus der vorigen Generation, die heute um die Früchte ihres Kampfes betrogen ist; Frauen, die man nicht mehr auf den Promenaden sieht, die niemals klagen, aber mit dem Leben ihrer Generation abgeschlossen haben.

Nur ein einziger Typus ist herausfordernd geblieben und versteht es, noch im Sterben Ohrfeigen auszuteilen. Es ist der majestätische Typus der Babuschka aus Dostojewskis „Spieler", — jener Typus voller Güte, Grobheit, Verschwendung und Mutterwitz, den das reiche russische Land hervorbrachte. Eine solche Frau, deren Stadthäuser und Güter eines nach dem anderen dem Mahlstrom der allgemeinen Zerstörung und Beschlagnahme anheimgefallen waren, die aber bis zuletzt als die große Dame der zusammenschmelzenden Schar ihrer alten Freunde und ihrer Dienerschaften präsidierte, traf ich schließlich auf der Straße wieder. Sie stand da, in der Nische eines der vielen jetzt geschlossenen Warenhäuser Moskaus, umgeben von ihren letzten Getreuen aus der Glanzzeit, die in ihren Versuchen, tröstliche Argumente vorzubringen, einen doppelt kläglichen Eindruck machten. Hochrot, das faltenreiche Gesicht zum erstenmal nicht geschminkt, die Augen von Tränen der Wut gerötet. Mein Herz klopfte, als sie mich erkannte, — ich wußte schon, was geschehen war. Die „Außerordentliche" hatte ihren Mann verhaftet, einen verweichlichten, an Protektion gewöhnten Herrn, dem man tausendmal alle Wege geebnet hatte, seine politisch

höchst harmlose Person in Sicherheit zu bringen, der aber in seiner Vertrauensseligkeit sich niemals hatte entschließen können, von seinem noch immer reich besetzten Tisch in ein höchst ungewisses Exil zu flüchten. Nun saß er plötzlich als „Geisel" im Gefängnis; Rotgardisten bewachten die Tür und das Telephon in seiner Wohnung. Deutsche und Neutrale waren bis zuletzt der Schutz dieses bis zuletzt gastfreien und nicht unglücklichen Hauses gewesen. Ich hatte von dem Mißgeschick des Ärmsten erfahren und begonnen, mich für ihn zu verwenden. Ach, gerade in jenen Tagen war die Revolution auch in Deutschland ausgebrochen! Man fragte mich lächelnd, warum ich mich für einen notorischen Millionär interessiere. Und hier stand ich nun vor dieser außer sich geratenen Frau, die aus ihrer Wohnung fortgelaufen war, und sie empfing mich mit Beschimpfungen. Ah, ihr Deutschen! Schönes Volk! Laßt ihn ruhig in sein Unglück hineinreiten und rührt keinen Finger! Solche Bande! Ihr seid wohl auch Bolschewiken! Bande allesamt! Und sie war nahe daran, nach mir zu schlagen.

Sie hatte die russische Revolution als etwas Unvermeidliches hingenommen und auf die Dekrete Lenins, die ihresgleichen Schritt für Schritt zu armen Leuten machten, ausgespien. Aber die deutsche Revolution empfand sie als eine persönliche Kränkung. Es ging ihr wie vielen aus den höheren Kreisen in Rußland, die die Deutschen und ihren Kaiser verwünschten, aber doch an ihre fast unbegrenzte Macht glaubten. Die allen düsteren Voraussagen zum Trotz mit der letzten Kraft ihres strahlenen Egoismus glaubten, daß Deutschland der Fels sei, an dem der aufgewühlte Strom aus dem Osten brechen werde. Und selbst die plötzliche, unerwartete Revolution erschien ihr nur als ein Trick der Deutschen, um sich zu guter Letzt aller Verantwortung für das bürgerliche Rußland zu entledigen und Rußland aufs vollkommenste zu unterjochen. Sie wird niemals begreifen, daß eine wirkliche deutsche Revolution überhaupt möglich ist. Unter allen Umständen aber sah sie im Zusammenbruch Deutschlands auch ihren letzten Halt vor dem Ansturm der Hölle niedersinken.

Blockade

Durch das Darniederliegen des Handels und den Mangel fast allen geregelten Verkehrs mit dem Auslande befindet sich die russische Räterepublik seit ihrem Bestehen in einem Zustand der *Selbstblockade*, den die Moskauer Gewalthaber bisher noch niemals geneigt waren aufzuheben, so dringlich auch gewisse Staaten ihren Wunsch nach einer Wiederanknüpfung der alten friedlichen Beziehungen mit Rußland zu erkennen gaben. Diese bewußte Sabotage der Warenkäufer und Lieferanten des alten Rußland, die den Prozeß der Reduktion und der Kommunisierung des Welthandels fördern und den gemeinsamen Interessen des internationalen Proletariates nützen sollte, hat im Auslande viel böses Blut gemacht. Ob er am Ende wirklich dazu beitragen wird, die von Lenin und seinen Jüngern gewollte Zersetzung des kapitalistischen Wirtschaftsgefüges der ganzen Welt herbeizuführen, ist eine offene Frage. Zu dieser Selbstblockade kommt aber seit dem Sommer dieses Jahres die Sperrung der gesamten nördlichen und östlichen Grenzstrecken Räterußlands durch das kriegerische Verhältnis zu den *Ententemächten*, die im Norden die Murmanfront, im Osten die Wolgafront geschaffen, den Vormarsch der Rätetruppen nach Turkestan abermals zum Stillstand gebracht haben und jetzt im Begriffe sind, mit ihren durch Rumänien und das Schwarze Meer vorgeschobenen Streitkräften an die Stelle der mit den gegenrevolutionären Generalen Denikin und Krasnow verbündet gewesenen deutschen Heeresabteilungen zu treten. Ende Oktober hat Holland die Aufnahme des zum Vertreter der Sowjetregierung im Haag bestimmten lettischen Parteiführers *Rosin* verweigert; die Schweiz hat kurzerhand die gesamte diplomatische Mission der Moskauer Räteregierung in Bern ausgewiesen. Außer den niederländischen und schweizerischen Staatsangehörigen haben auch die Schweden begonnen, das Gebiet der Räteregierung zu verlassen; die diplomatischen

Beziehungen zu den skandinavischen Staaten sind zwar nicht offiziell abgebrochen, sind aber gegenwärtig in Anbetracht der Verkehrsschwierigkeiten praktisch beinahe wertlos. Die *Ausweisung Joffes* und seines nach mehreren hundert Personen zählenden Gesandtschaftsstabes am 6. November vervollständigte inzwischen die Weltblockade des moskowitischen Staates. Was die Aufhebung der Berliner russischen Gesandtschaft zu bedeuten hat, die fast ein Jahr lang als wichtigster Vorposten der Räteregierung in Mitteleuropa durch ihren technisch vorzüglichen Nachrichtendienst die Moskauer Regierung auf dem laufenden gehalten und die außerhalb Rußlands tätigen revolutionären Sekten stets reichlich mit Geldmitteln und Propagandaliteratur versorgt hatte, ist jedem klar, der sich erinnert, daß das Kommissariat für auswärtige Angelegenheiten in Moskau über politische Vorgänge in Deutschland weit besser unterrichtet zu sein pflegte als selbst die in Moskau anwesenden, auf dienstliche Telegramme und unregelmäßig eintreffende Zeitungen angewiesenen amtlichen Vertreter. Die Aufhebung der Berliner Gesandtschaft war für die Sowjetregierung, die ja auch für ihre Verbindungen mit der Schweiz, mit Holland und Skandinavien auf den Weg über Deutschland angewiesen war, ein ganz empfindlicher Schlag. Sie befand sich plötzlich wie in einem Zimmer, in dem das Licht ausgeht.

Man kann unter diesen Umständen begreifen, daß die Sowjetregierung kein Mittel unversucht ließ, um die isolierende Mauer zu sprengen, die von allen Staaten der Erde wie auf Verabredung errichtet schien, um den Grubenbrand der Weltrevolution in seinem Herde zu ersticken. Die Zustände in Rußland haben sich seit dem Anfang des Winters nicht gebessert. Im Gegenteil. Die Lebensmittelverhältnisse und die Wohnungsnot sind so schwierig geworden, daß große Teile des Bürgertums notgedrungen begonnen haben, in den Sowjetbehörden Dienst zu nehmen, nur um auf diese Weise in den noch einigermaßen geheizten Schreibstuben Beschäftigung, Geldverdienst, gemeinschaftliches Mittagessen zu erhalten und ihre Wohnungen vor der Requisition zu schützen. Die Versorgung Moskaus ist immer kläglicher geworden. Die Hauptstadt

ist von einem Kranz aufständischer Gouvernements umgeben, deren Bauern sich weigern, Getreide, Steuern und Rekruten abzuliefern; nur durch wochenlange rücksichtslose Kämpfe zwingen die Truppen der Räteregierung die Bauern zur Unterwerfung. Ein neues Dekret befiehlt die Festnahme aller Personen, die sich seit weniger als zwei Monaten auf dem Lande aufhalten. Diese Maßnahme richtet sich gegen eine Menge von Bürgern, die vor dem „roten Terror" seit September auf das Land geflohen sind und sich dort bei den Bauern verborgen hielten. Viele dieser Unglücklichen sind seitdem verhaftet und ohne Prozeß erschossen worden. Jeder Versuch einer Beseitigung dieser blutigen Diktatur des Proletariats von innen heraus erscheint als gänzlich aussichtslos, trotz aller Symptome, die die tiefe Unzufriedenheit sogar der Arbeitermassen mit diesem Zustand zu erkennen geben. Noch niemals befand sich die Sowjetregierung so unumstritten im Besitz der gefestigten Macht im Lande wie gegenwärtig. Den Jahrestag der vorigjährigen Oktoberrevolution feierten die Hauptstädte durch eine *Rote Woche* voll von Denkmalsenthüllungen, Truppenschauen, festlichen Theatervorstellungen, Konzerten, Massenumzügen und einer futuristischen Ausschmückung der Straßen, die an den Karneval am Rhein erinnerte. Keiner der bisherigen großen Rätekongresse verlief so geordnet, so geschlossen und in so einheitlicher Stimmung wie der am 6. November im Moskauer Großen Theater eröffnete Sechste allrussische außerordentliche *Rätekongreß* mit seinen nahezu 700 Teilnehmern, unter denen die Kommunisten mit 640 die erdrückende Mehrheit bildeten. Die Opposition der übrigen revolutionären Parteien, wie der Menschewiki und der linken Sozialrevolutionäre und Anarchisten, ist erstickt. *Dan* und *Martow*, die Führer der einst mächtigen Minimalistenpartei, die noch bis vor kurzem in Haft gehalten worden waren, sind aus dem Gefängnis entlassen. Sie erklärten sich auf Grund der neuen außenpolitischen Sachlage, die den Zusammenschluß aller revolutionären Volkskräfte erfordere, bereit, die Sowjetregierung zu stützen. Eine ähnliche Erklärung gaben die bisher intransigenten Anhänger der

sozialrevolutionären Linken, die noch am 24. Oktober in Moskau einen Parteitag abgehalten hatte, der an dem alten Standpunkt festhielt. Infolgedessen wurden auch die Spiridonowa nebst anderen Führern der linken S.-R., die seit dem Attentat auf den Grafen Mirbach verhaftet gewesen waren, in Freiheit gesetzt. Bei der Eröffnung des sechsten Rätekongresses verlas *Swerdlow* Begrüßungsschreiben *Liebknechts* und der Spartakusgruppe. Sowohl diese Briefe, wie auch die Ansprachen des schwedischen Jungsozialisten Carlesson und des Dänen Christiansen bei der Eröffnung des Kongresses wurden mit tobendem Beifall aufgenommen. Zwar waren diese Kundgebungen im Original weit vorsichtiger und gemäßigter als sie in der Übersetzung der temperamentvollen Dame Kollontai herauskamen, aber sie gaben nun einmal auch diesem Kongreß die internationale Würze, die seinen Teilnehmern unentbehrlich schien. Denn das Gefühl, an der Spitze der Weltrevolution zu marschieren, ist vielen ein vortrefflicher Ersatz für den Chauvinismus früherer Tage.

Der im Innern gefestigten Lage der Sowjetregierung entspricht ihr Auftreten nach außen. Die Ereignisse in Bulgarien, Österreich, Ungarn und Deutschland bestätigten ja alle ihre längst gemachten Voraussagen. Anfang November ist in Moskau eine Abordnung indischer Mohammedaner aus Delhi eingetroffen. Trotz aller Schwierigkeiten ist es dieser Mission gelungen, ihre Reise auf dem Umweg über Japan in acht Monaten zurückzulegen und ausführliche Mitteilungen über den Stand der revolutionären Bewegung in *Indien* nach Moskau zu überbringen. Trotz der Besetzung Sibiriens durch die Entente sind auch die Verbindungen zwischen Moskau und Korea, Südchina und sogar Nordamerika ebensowenig abgebrochen wie die Verbindung zu den Jungbucharen und den Persern. Auf die Nachricht von der Verhaftung des Konsuls der Sowjetrepublik in *Persien* durch die Engländer wurde sofort der in Moskau befindliche persische Vertreter im Kreml gefangengesetzt. Man unterschätzt nicht im geringsten die Gefahren, welche die Sowjetrepublik durch das Vorgehen der Entente in Südrußland und im Norden bedrohen. Man setzt indessen seine Hoffnungen auf den wachsenden

Widerstand, den die Arbeitermassen dieser Länder jeder gegen die Arbeiter- und Bauernrepublik gerichteten Unternehmung bereiten werden, ist aber dabei auch selbst nicht müßig. Unmittelbar nach der Rückkehr des nach langen Verhandlungen aus England freigelassenen *Litwinow*, der dort Monate lang gefangen gewesen war, entschloß man sich, diesen eben erst dem zähen Gegner abgetrotzten Mann nach Skandinavien zu entsenden. Er soll von dort aus den englischen Handelskreisen die Wiederaufnahme des Handelsverkehrs in Aussicht stellen. Durch das Auswerfen dieses Köders, der sich in vergangenen Monaten den deutschen Wirtschaftskreisen gegenüber so vortrefflich bewährt hat, rechnet man bestimmt darauf, eine Verlängerung der Atempause und neue Möglichkeiten zur Entfaltung einer bolschewistischen Agitation in England zu gewinnen. Diese Atempause erschien um so notwendiger, als die aus Österreich und Deutschland eintreffenden Nachrichten bald erkennen ließen, daß mit einer unmittelbaren Verwirklichung des Gedankens eines Bündnisses der russischen, deutschen und österreichischen Räterepublik gegen die kapitalistischen Mächte der Entente nicht zu rechnen sei.

Der von *Radek* im Rätekongreß am 8. November erstattete Bericht über die äußere Lage wurde eingeleitet durch die Mitteilung von der Ausweisung Joffes aus Berlin. Diesem Bericht ging eine sehr bemerkenswerte Rede Lenins voraus. Lenin konnte darauf hinweisen, daß die Bolschewiki mit ihrer Voraussage, der Krieg werde nicht ohne Revolutionen enden, Recht behalten haben. „Wir haben ferner Recht gehabt," fuhr Lenin unter donnerndem Beifall fort, „den soeben von uns feierlich aufgelösten Brester Frieden seinerzeit so abzuschließen wie er war; die Bedingungen, die jetzt der triumphierende angloamerikanische und anglofranzösische Imperialismus den Völkern Deutschlands und Österreichs auferlegt hat, sind noch weit schlimmer als die deutschen Bedingungen von Brest-Litowsk, aber sie werden in ähnlicher Weise zuschanden werden. In Frankreich, Italien, England, Amerika ist die Revolution auf dem Marsche; der Bazillus des Bolschewismus dringt durch jede Mauer. Noch nie war die Weltrevolution, der Sieg des Bol-

schewismus näher als jetzt, aber auch noch nie war unsere Lage so gefährdet wie in diesem Augenblick."

Wer die Ereignisse und Stimmungen in Moskau von jenem Tage an bis Ende November miterlebt hat, der findet in diesen Worten Lenins die psychologische Erklärung für ein Verhalten der Räteregierung, das unter anderen Umständen unverständlich geblieben wäre. Nach den ersten Radiomeldungen über den Umsturz in den deutschen Hafenstädten flatterten plötzlich wie aus einem Füllhorn die unsinnigsten und übertriebensten Nachrichten über die Art und den Umfang der Ereignisse in Deutschland und Österreich auf die Köpfe nieder: Erschießung des Deutschen Kronprinzen! Ermordung von Hunderten von Marineoffizieren in Kiel und Reval! Deutsche Offiziere in die Düna geworfen! Verbrüderung deutscher, französischer und englischer Truppen an der Westfront! Die dritte und sechste italienische Armee legen ihre Waffen nieder! Volle Diktatur des Proletariats! — Nachrichten aus Deutschland erschienen in der „Iswestija" einige Tage lang unter der Rubrik „Deutsche sozialistische föderative Sowjetrepublik". Möglich, daß einzelne deutsche Soldaten und Matrosen, die in jenen Tagen in voller Ausrüstung als Abgesandte ihrer Kameraden aus der Ukraine und aus Sewastopol nach Moskau angereist kamen, dort den Eindruck der Ratlosigkeit und des Zusammenbruchs der deutschen Truppen so verstärkten, daß die Sowjetregierung sofort in ihren Noten an den General Hoffmann in Kowno, an den General Falkenhayn in Minsk und an die deutschen Truppen in Reval einen drohenden Ton anschlug. Gleichzeitig stellte sie von Kronstadt aus in Funksprüchen den deutschen Truppen in den Ostseeprovinzen ihre revolutionäre Sachkenntnis zur Verfügung und entsandte Dutzende von Agitatoren nach Minsk, Riga, Wilna, Kowno und Warschau. Diese Agitatoren hatten den Auftrag, örtliche Aufstände hervorzurufen, den Soldatenräten, deren Haltung den Moskauer Sachverständigen noch nicht revolutionär genug erschien, das richtige Feuer einzublasen, den Ankauf von Waffen im großen zu besorgen, deutsche Soldaten zum Übertritt in die russische Rote Armee

zu bewegen und nötigenfalls eine Bartholomäusnacht unter den deutschen Offizieren anzustiften. Beinahe gleichzeitig vollzogen sich in den bisherigen österreichischen und deutschen Generalkonsulaten in Petersburg und Moskau sowie bei der Moskauer Vertretung des polnischen Regentschaftsrates internationalistische Putsche. Die bisherigen amtlichen Vertretungen wurden mit Waffengewalt außer Funktion gesetzt. Die Technik dieser Putsche verriet die kundige Anleitung und Mithilfe der Organe der Sowjetregierung, besonders der Außerordentlichen Kommission. Berlin galt in diesen Tagen, als die Nachrichten vom Umsturz eintrafen, bereits als die künftige Hauptstadt des europäischen Kommunismus, der Sitz des Weltzentralsowjets; einige Mitglieder der Räteregierung machten sich in der ersten freudigen Aufregung fertig, schleunigst dorthin abzureisen. In dieser Aufwallung bewilligte der Moskauer Vollzugsausschuß die Absendung von 50 000 Pud Getreide an die deutschen Arbeiter aus den Reserven der Moskauer Lebensmittelversorgung. Man hoffte dafür auf eine Gegenleistung in Munition, Apothekerwaren und Kohlen; am liebsten hätte man es gesehen, wenn sofort eine Anzahl deutscher Ingenieure nach Rußland entsandt worden wäre, um die arg verfahrenen Eisenbahnen notdürftig in Ordnung zu bringen. In der Hauptsache aber war dieser Getreidezug als eine Art trojanisches Pferd gedacht. Als dann die Weigerung des Kownoer Soldatenrates und der deutschen Regierung bekannt wurde, diese gutgemeinte Gabe in Empfang zu nehmen, tröstete man sich damit, daß es auch Unterseeboote und Flugzeuge gebe, um den deutschen Hafenstädten und Berlin einen raschen Besuch abzustatten. Die kategorische Forderung der Berliner Regierung nach der sofortigen ungehinderten Rückkehr der deutschen Konsulate und aller in Rußland befindlichen Deutschen machte schließlich den Versuchen der Moskauer Rätediplomatie ein Ende, den Abbruch der Beziehungen hinauszuschieben und noch im letzten Augenblick die Rückkehr Joffes nach Berlin durchzusetzen. Am 19. November vollzog sich endlich die Abreise der Deutschen, annähernd 900 Personen, einschließlich einer Menge bis dahin

noch in Rußland zurückgebliebener Kriegs- und Zivilgefangenen. Diese Reise, ihre Vorgeschichte und ihr Verlauf, ist ein Epos für sich. Am 25. November erreichten die drei Sonderzüge deutschen Boden. Mancher ihrer Insassen hatte die Hoffnung schon aufgegeben, jemals wieder in die Heimat zurückzukehren.

Mit der Abreise der Deutschen und ihrem an der Grenze vollzogenen Austausch gegen die aus Deutschland, Holland und der Schweiz zurückkehrenden Sowjetvertretungen vollendete sich die Blockade der Räterepublik. Für die Nachrichten aus der übrigen Welt ist Moskau gegenwärtig ausschließlich auf den radiographischen Verkehr und auf den immerhin umständlichen und beschwerlichen Schmuggel von Zeitungen angewiesen. Der Generalstreik in der Schweiz und in Holland scheint im selben Augenblick erloschen zu sein, als sich herausstellte, daß die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes entschlossen war, den Bolschewismus abzulehnen. Doch damit ist die Frage der Einwirkungen von Rußland her noch keineswegs erledigt. Der Zustand der deutschen Ostgrenzen läßt genug Möglichkeiten offen, daß eines Tages unter den Massen der deutschen Großstädte die geschulten Agitatoren des russischen Kommunismus auftauchen; es brauchen nicht nur radebrechende Russen und Halbrussen zu sein, auch unter den zurückgekehrten deutschen Kriegsgefangenen sind nicht wenige, die von den Einflüssen der kommunistischen Agitation erfaßt worden sind, in der Roten Armee Dienst getan und die russische Staatsangehörigkeit angenommen haben. Die Unklarheit der augenblicklichen Verhältnisse in Deutschland und der von Moskau unternommene Versuch, mit England Verhandlungen anzuknüpfen, bedeutet für die Sowjetregierung vielleicht einen abermaligen Aufschub der Krisis, die mit zwingender Notwendigkeit in Petersburg und Moskau eintritt, sobald die Truppen der Entente sich von Norden und Süden gegen diese Zentren in Bewegung setzen. Diese Atempause wird bereits gegenwärtig benutzt, um nach dem Abzug der deutschen Truppen in Finnland, den Ostseeprovinzen, in Litauen, Polen und der Ukraine neue Unruhen hervor-

zurufen. Schon hat sich die kleine, zum Vormarsch auf Petersburg bestimmte russische freiwillige *Nordarmee* unter dem Einfluß der an die dortige Front entsandten bolschewistischen Agitatoren aufgelöst, Truppenmengen der Roten Armee haben Pleskau und Narwa eingenommen und sind jetzt im Vormarsch auf Reval und Dorpat. Die nächste Zukunft aller ehemals russischen Grenzländer steht jetzt offenbar im Zeichen einer Reihe von kleinen Kriegen dieser Nationalitäten untereinander. Nur der Mangel an Waffen, der Zustand der Verkehrsmittel und die ungünstige Jahreszeit machen einstweilen das Zustandekommen größerer Aktionen unwahrscheinlich. Über dem gesamten Komplex der tief aufgewühlten Völker des mittleren und östlichen Europa schwebt außerdem noch immer die Frage des gemeinsamen Klassenkampfes, die Frage des künftigen Bündnisses der gesamten proletarischen Massen des einstigen Rußland, Österreich-Ungarn und Deutschland gegen den Weltkapitalismus. Dieser Kampf richtet sich dann gegen alles, was des Kapitalismus und des Imperialismus verdächtig ist: zuerst gegen die Besitzenden im eigenen Lande, dann aber gegen die kapitalistischen und imperialistischen Regierungen der Entente. Die Frage einer solchen Weiterführung oder Wiederaufnahme des Weltkrieges wird nicht mehr in der Wilhelmstraße entschieden. Sie beruht letzten Endes ausschließlich auf dem Maße der wirtschaftlichen und sozialen Zerrüttung, das die Friedensbedingungen der Entente in den Mittelmächten herbeiführen.

Schicksale der russischen Presse

Mitte November 1918 hat in Moskau ein *Kongreß* der auf dem Boden der Räteregierung stehenden *Journalisten* stattgefunden, um über die Lage der russischen Presse zu beraten. Man durfte gespannt sein, was es da noch zu beraten gäbe. Die russische Presse hat innerhalb der

Kriegsjahre alle Stadien der Freiheit durchgemacht, von der gemäßigten Knebelung durch die politische und militärische Zensur bis zur hemmungslosen Ausgelassenheit nach dem Ausbruch der Revolution und zurück zur Zensur des Pressekommissariats der Räteregierung. Die großen bürgerlichen Zeitungen, die früher von den Hauptstädten aus mit ihren beträchtlichen Auflagen einen starken zentralistischen Einfluß auf die Bevölkerung des Reiches ausgeübt hatten, existieren nicht mehr. Die große Presse mit ihrem vorzüglich organisierten Nachrichtendienst aus dem Auslande und den glänzenden Federn, die ihr zur Verfügung standen, hatte in den täglichen Diskussionen des geistigen und politischen Lebens jenem eigentümlichen Schillern und Oszillieren des modernen Rußland Ausdruck gegeben, das sich ebenso sehr in weiten Horizonten wie in einer zweideutigen Beleuchtung des herrschenden Regierungssystems gefiel. Die russische Presse hatte bei aller ihrer nationalen Eigentümlichkeit den weltbürgerlichen Zug, der sie den führenden Organen der westeuropäischen Tagespublizistik gleichstellt; zu ihren nationalsten Eigentümlichkeiten gehörte aber jedenfalls ihr vorrevolutionärer Charakter. Mit der Revolution im März 1917 schien nun plötzlich das kritische Ziel der gesamten russischen Presse, die selbst in ihren loyalsten Formen immer Oppositionspresse war, erreicht; sie jubelte, sie geriet buchstäblich außer sich. Sämtliche Zeitungen Petersburgs verwandelten sich am 13. März in Extrablätter. Die Verleger waren übereingekommen, den sensationellen Ereignissen in Abständen von Stunden zu folgen. Als zwei Tage später die Moskauer Zeitungen mit einem zusammenhängenden Bericht über die Ereignisse eintrafen, wurden sie auf den Straßen geradezu versteigert. In Petersburg begann nun sofort für die gesamte Presse die Neuorientierung. Die monarchistischen Blätter wurden republikanisch, selbst die „Nowoje Wremja" und die kadettische „Rjetsch"; der bis dahin radikalliberale „Djen" stellte sich auf die Rechte des neuen großen sozialistischen Flügels. Der erst wenige Monate vor der Umwälzung von einflußreichen Industriekreisen gegründeten „Rußkaja Wolja", die sich selbst als parteilos be-

zeichnete, und der von Maxim Gorki herausgegebenen freimütigen „Nowaja Shisn“ schlossen sich zahlreiche neue Improvisationen an. Zu der großen sozialistischen Gruppe gehörten die sozialrevolutionären Blätter „Wolja Naroda“ und „Djelo Naroda“, letztere als das Blatt *Kerenskis* und des Landwirtschaftsministers im Koalitionsministerium *Tschernow*. Daneben waren die drei sozialistischen Hauptgruppen durch besondere Organe vertreten: die „Jedinstwo“ des alten Marxisten *Plechanow*, das offizielle Verordnungsblatt des damals noch menschewistisch-internationalistischen Arbeiter- und Soldatenrates, das sich unter dem Titel „Iswestija“ allmählich zum Reichsanzeiger des revolutionären Rußland aufgeschwungen hat, sodann die ganze Schwarmlinie der von Lenin und seinen Freunden geführten bolschewistischen Agitationsblätter, an ihrer Spitze die „Prawda“ mit ihren Ablegern „Soldatskaja Prawda“ und „Okopnaja Prawda“ für die Agitation in den Schützengräben.

Volle Freiheit der politischen Meinungsäußerung hat in Rußland nur in der Zeit zwischen März und November 1917 bestanden. Ihr Ergebnis war ein wahrhaft ungeheuerliches Durcheinander der Meinungen, eine sich von Woche zu Woche steigernde Bösartigkeit der gegenseitigen Angriffe. Blätter, wie die „Nowoje Wremja“ und die „Prawda“, waren bald an Intensität der gegen die politischen Gegner des reaktionären oder des radikalen Lagers geschleuderten Verleumdungen nicht mehr zu überbieten. Vieles von diesen Verleumdungen ist hängengeblieben und vergiftet noch jetzt die Gesinnung der beiden feindlichen Lager. Gegen die sich vorbereitende proletarische Revolution nahm die bürgerliche Presse mit allen Mitteln den Kampf auf. Dabei spielten die sogenannten parteilosen Blätter, wie die „Börsenzeitung“ und „Rußkaja Wolja“, die Generalanzeiger des damaligen Rußlands, eine solche Rolle, daß sie die ersten waren, die von den Arbeitern und Matrosen mit Panzerautomobilen zum Schweigen gebracht wurden.

An den Staatsstreich im November schloß sich dann die blitzschnelle Offensive Trotzkis gegen die bürgerliche Presse, die Über-

rumpelung und Enteignung einer Anzahl Druckereien und die Einführung des Inseratenmonopols der revolutionären Regierung. Blätter, wie „Nowoje Wremja“ und „Rußkoje Slowo“, deren Anzeigenteil bis dahin von allen Schichten der Bevölkerung gelesen worden war und deren politischer Einfluß zum großen Teil darauf beruhte, daß die Blätter wegen ihres Reichtums an Inseraten überall hindrangen, wurden davon am schwersten betroffen. Fortan war der russische Bürger genötigt, Dienstmädchen oder verlorene Pässe durch die „Prawda“ zu suchen. Die Druckerei der „Nowoje Wremja“ auf dem Newski-Prospekt diente jetzt zur Herstellung der Manifeste und Dekrete der Räteregierung, nur ihr altes Firmenschild prangt heute noch über der Haustür. Die ganz rechts stehenden Parteien starben zusammen mit ihrer Presse. Die Parteiblätter der Kadetten, der Sozialrevolutionäre und der Menschewiki durften zunächst noch weiterbestehen, aber unter empfindlichen Einschränkungen; ihre Auflagen erlitten durch die Kontingentierung des Papieres eine starke Verminderung, die Freiheit ihrer Meinungsäußerung wurde beschnitten durch eine Zensur, die an Unberechenbarkeit und Brutalität der alten Polizeiregierung nichts nachgab. Nach wiederholten Verboten nahmen diese Blätter ihre Zuflucht zu einem alten Kunstgriff und änderten ihre Titel. „Djen“ (Der Tag) erschien eine Zeitlang unter dem Titel „Die Nacht“, die „Mitternacht“ und „Tiefe Nacht“, ehe er ganz unterging. Die „Rjetsch“, die sich als einziges bürgerliches Blatt großen Stils noch bis in den Sommer 1918 zu halten vermochte, änderte ihren Namen nacheinander in „Nasch Rjetsch“, „Wjek“ (Das Jahrhundert) und „Nasch Wjek“. „Rußkoje Slowo“ in Moskau war vor der Revolution mit nahezu einer Million Abonnenten einer der stärksten Dampfkessel der öffentlichen Meinung gewesen. Dieses Blatt wurde durch die Papierpolitik des Pressekommissariates auf 40 000 Exemplare herabgedrückt. Es erschien eine Zeitlang unter dem Namen „Nasche Slowo“ und ging im Frühjahr 1918 ein. Dem Organ der kadettischen Professoren in Moskau, der angesehenen, aber technisch rückständigen „Rußkija Wjedomosti“, die sich in

„Swoboda Rossii" verwandelte, ging es nicht besser. Ebenso erlosch im Sommer 1918 das ehemalige Moskauer Sensationsblatt „Utro Rossii", das eine Zeitlang als „Sarja Rossii" weiter erschienen war. Von kleineren Blättern, die aber wegen ihrer politischen Haltung Beachtung verdienten, kamen im Sommer 1918 in Moskau noch „Nascha Rodina" und „Welikaja Rossija" heraus. Die letzten Nummern dieser Blätter erschienen am 7. Juli 1918, dann gab die Ermordung Mirbachs dem Pressebureau im Kreml den Vorwand zu seinem letzten summarischen Eingriff, der das Verschwinden auch des Restes der bürgerlichen Presse zur Folge hatte. Ein paar Monate lang fristete indessen in Moskau noch ein kleines gemäßigt sozialistisches Sonntags- und Montagsblatt, „Utro Moskwü" und „Wetscher Moskwü", sein Dasein. Dieses Blatt wurde von der Genossenschaft der Moskauer Journalisten herausgegeben, im November wurde es eingestellt.[1] Einige von den ehemals großen Blättern Petersburgs und Moskaus sind über die Grenzen des Sowjetgebietes ausgewandert. Ein Ableger der „Nowoje Wremja" erscheint zurzeit in Nowo-Tscherkask im Kaukasus. Die sozialrevolutionäre „Wolja Naroda" erscheint jetzt unter dem Namen „Semlja i Wolja" in Samara, dem Sitz der dorthin verzogenen rudimentären Nationalversammlung. „Nowaja Shisn" hatte im Spätsommer 1918 die Absicht, nach Kiew überzusiedeln.

Die erwähnte Moskauer Konferenz der „Rätejournalisten" fragte allerdings nicht nach dem Schicksal der untergegangenen Zeitungen, aber sie beschäftigte sich mit dem kritischen Stand des Zeitungswesens im jetzigen Rußland. Der proletarischen Räteregierung standen von Anfang an für ihre neu gegründete Presse nur ungenügende Kräfte zur Verfügung. Man hatte erwartet, daß sich, durch den Hunger ge-

[1] Nach der vorübergehenden Versöhnung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Menschewiki) mit der Räteregierung durfte im Januar 1919 in Moskau ein kleines Blatt der Genossenschaft der Zeitungsleute unter dem Titel „Gaseta Petschatnikow" (Buchdruckerzeitung) und die Zeitung „Wperiod" unter dem Titel „Wsegda Wperiod" (Immer vorwärts) wieder erscheinen. Beide Blätter wurden nach wenigen Wochen abermals geschlossen. D. Verf.

zwungen, der Rätepresse die nötigen Mitarbeiter bald zur Verfügung stellen würden. Aber die Erwartung ging nur vereinzelt in Erfüllung. Die bürgerlichen und rechtssozialistischen Redakteure und Schriftsteller streikten in der Mehrzahl. Man erinnert sich, daß eine der ersten Handlungen der Revolution im März 1917 die Besetzung der Petersburger Telegraphenagentur war. Äußerlich blieb der Dienst der P. T. A. aufrechterhalten, innerlich begann eine große Umgestaltung. Die zweite Revolution kam dazwischen. Das Personal der Petersburger Telegraphenagentur weigerte sich, in den Dienst der Räteregierung und damit der bolschewistischen Propaganda überzutreten. Es wurde fast in seiner Gesamtheit, nebst einer Anzahl von technischen Fachleuten und Provinzkorrespondenten, von einer neu gegründeten Aktiengesellschaft übernommen, die noch unter der Regierung des Fürsten Lwow die Konzession für den Betrieb eines großen, russischen und internationalen Nachrichtenbureaus erhalten hatte, dem das Recht zustand, in ganz Rußland eigene Telegraphenlinien zu errichten. Dieses Millionenunternehmen ist unter der Räteregierung zur Untätigkeit verurteilt. Seine Bureaus sind trotzdem fertig eingerichtet. Die Angestellten erhalten Wartegelder und sind bereit, im Augenblick, wo die kommunistische Epoche vorüber sei, den Betrieb aufzunehmen. Andere arbeitslos gewordene Journalisten sind in die Ukraine abgereist, die weniger Glücklichen hungern sich durch. Im Moskauer Journalistenverband herrscht die anständige Armut. In dem einfachen Klublokal des Verbandes trifft man Journalisten aller Parteien, außer der Bolschewiken. Hier verkehren die Mitarbeiter der verbotenen Blätter, der feiernden Redaktionen. Die bescheidenen Räume dieses Klubs, mit ihren kahlen Wänden, ihren kleinen, ungedeckten, hölzernen Tischen und ihrer volksküchenmäßigen Speisegelegenheit, sind vermutlich der Ausgangspunkt der ungeschriebenen und ungedruckten Zeitungen, die heute in der öffentlichen Meinung Moskaus eine Rolle spielen. Neben den „mündlichen Zeitungen" gibt es allerhand gelegentlich auftauchende hektographierte Blätter, die den Leuten auf der Straße heimlich in die Hand

gedrückt werden. Oft sind diese Blätter ganz wertlos, wenigstens für den Käufer; der Verkaufspreis beträgt bis zu einem Rubel das Stück. Nicht ohne System arbeitet diese illegale Presse durch die Verbreitung von phantastischen Gerüchten und boshaften Kommentaren der Meinungsmache der offiziellen bolschewistischen Organe entgegen; dem Bürgertum, den Unterdrückten ist die Verbreitung und Ausschmückung solcher Gerüchte Genuß und Waffe zugleich. Während des vergangenen Sommers erlebte Moskau die Gründung einer pazifistischen Zeitung, die sich „Mir" (Friede) nannte. Daß dieses Blatt der deutschen Vertretung als eine Art Sprachrohr diente, war offenes Geheimnis und schadete ihm keineswegs. Es verfügte über reichlichen Stoff an Auslandsnachrichten, hatte angesehene russische Mitarbeiter und erfreute sich zeitweise einer Auflage von über 50 000 Exemplaren. Nur erwies es sich später, daß der Herausgeber des Blattes zu den Mitgliedern des verflossenen „schwarzen Hundert" gehörte. Eines Tages forderte der Redaktionsstab die Entlassung des Herausgebers, und nun dauerte es nicht mehr lange, bis auch dieses Blatt sein natürliches Ende fand.

Die gesamte, aus der Zeit der Verfolgung noch übriggebliebene oder seitdem neu entstandene Presse Rußlands steht nun unter der unmittelbaren Kontrolle der Räte. Nur einige kleine Parteiblätter der linken Sozialrevolutionäre und der anarchistischen Gruppen machen eine Ausnahme, aber auch sie verdanken ihre Existenz der Protektion gewisser Räte, in denen Gesinnungsfreunde sitzen. In Petersburg gibt es gegenwärtig nur zwei Blätter größeren Formates, die „Sewernaja Kommuna" („Nördliche Kommune") und die parteioffiziöse „Krasnaja Gaseta" („Rote Zeitung"). In Moskau erscheint die „Istwestija", die bis vor kurzem noch über eine besondere Abendausgabe verfügte, als Regierungsblatt. Neben ihr besteht als offiziöses Organ die „Prawda". Bucharin, einer der fähigsten jüngeren Köpfe der bolschewistischen Weltagitation, ist ihr Herausgeber. Daneben erscheinen zwei Blätter kleineren Formats, aber in großen Auflagen, „Kommunar" und „Bjednota", das erstere für den Gebrauch der In-

dustriearbeiter, das andere für die Bauern. An die Stelle der altbekannten Petersburger „Industrie- und Handelszeitung", des früheren Organs des Handelsministeriums, das noch bis in den Herbst 1918 hinein die wirtschaftlichen Vorgänge Rußlands mit stoischer Sachlichkeit verfolgt hatte, trat eines Tages das „Wöchentliche Bulletin" des Handelskommissariates. Sonst findet man bei den Zeitungsverkäufern auf den Straßen von Petersburg und Moskau, wo eine Zeitlang auch deutsche Blätter in Menge zu erhalten waren, nur noch die Organe nationaler Gruppen, wie die Polen, Weißrussen, Ukrainer, der Juden, Tataren und Letten. Auch die Deutschen haben ein eigenes Organ, die „Weltrevolution". Dieses Blatt wird in der Druckerei der früheren Moskauer deutschen Zeitung von deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen gesetzt. Alle diese nationalen Organe aber sind kommunistisch und dienen der Räteregierung. Dasselbe gilt für die gesamte Presse der Provinz. In Saratow trat an die Stelle des alten, deutschen Blattes „Der Kolonist" der bolschewistische „Kommunist". Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist das Niveau der bolschewistischen Presse so jämmerlich, ihre Dialektik so eintönig und so blutleer, daß man den dringenden Wunsch der Räteregierung verstehen kann, diesem Übelstand der geistigen Aushungerung der Massen abzuhelfen.

Auf dem Kongreß der Rätejournalisten wurde denn auch zugestanden, daß sich die Presse der Hauptstädte, wie die der Provinz, trotz aller ihrer Vorteile, in einer schwierigen Lage befinde und so wie sie ist, nicht bleiben kann. Schon in einer Zuschrift an die „Prawda" vom 20. September hat *Lenin* eine scharfe Kritik der bolschewistischen Blätter in ihrer Allgemeinheit ausgesprochen und gesagt, was er sich unter einer tüchtigen Rätepresse vorstellt. An Stelle endloser Raisonnements verlangt er eine kurze, sachliche Beleuchtung konkreter Tatsachen. Er fordert weniger Politik, mehr Ökonomik, er empfiehlt statt banaler Verherrlichung der Revolution eine präzise Hervorhebung einzelner Mängel oder Fortschritte. Nach seiner Ansicht ist es die Aufgabe der proletarischen Zeitungen, alle Fabriken, in denen die Arbeiter sich der

Lässigkeit, der Unordnung oder des Rowdytums schuldig machen, an den Pranger zu stellen. Im gleichen Sinne sollen die unzuverlässigen Elemente der Roten Armee moralisch verurteilt werden. Lenin fordert einen schärferen Kampf gegen jede Spur der Wiederkehr des „alten Übels" im russischen Leben und meint damit ausdrücklich weniger die Ansätze der politischen Gegenrevolution als die Nachlässigkeit, Bestechlichkeit und Dummheit gewisser Teile der neuen Arbeiterbureaukratie. Seine Vorschläge zur Erziehung der Massen sind entschieden aus dem Geist eines echten politischen Führers geboren, aber von der besonderen Natur des Zeitungswesens scheint Lenin nicht viel zu verstehen, er würde sonst die Frage der Form nicht außer acht gelassen haben. Mit dem guten Willen allein kann man Blätter, die mit Interesse gelesen werden sollen, nicht machen. Es fehlt der Rätepresse an Fachleuten und an gebildeten Mitarbeitern. Tatsächlich ist sie in ihrem Tone oft außerordentlich roh, auch in literarischer Beziehung bietet sie so gut wie nichts. Der russischen Revolution fehlt es nicht an volkstümlichen Einzelzügen, denn sie ist trotz ihrer Beimischung agitatorisch-demagogischer Elemente doch eine Bewegung des einfachen Volkes, das eine jahrhundertelange Knechtschaft abgeworfen hat. Aber in der Tagespresse der Revolution kommt das nur wenig zum Ausdruck. Die neuen billigen Kunstzeitschriften sind schon besser.

Von diesen inneren Mängeln abgesehen, leidet die russische Presse der Gegenwart aber auch an einem katastrophalen Papiermangel. Die russische Papierfabrikation steht still. Aus Finland und Schweden ist Papier nicht zu erhalten. An den Straßenecken der Städte kleben papierne Panzerplatten von Tausenden, immer wieder überklebten Plakaten. Die ungeheuren Papiermengen, die die Sowjetregierung aus beschlagnahmten Druckereien herauszog, werden für die Zwecke der Agitation allmählich aufgebraucht. Man sieht im Petersburger Smolnainstitut die Säle ganzer Stockwerke angefüllt mit Broschüren, Flugblättern, Dekreten und Maueranschlägen, die täglich zu Zehntausenden hinausgeworfen werden. Die Druckerpressen, die während des ganzen

Krieges und erst recht in den Händen der Enteigner während der Revolution mit Hochdruck gearbeitet haben, sind abgenutzt. Es fehlt an Schriften und anderem Druckmaterial. Die Löhne sind zu phantastischer Höhe gestiegen. Dementsprechend sind die Nummerpreise der Blätter erhöht worden; ein Exemplar der „Iswestija", das anfänglich 10 Kopeken gekostet hatte, kostet jetzt 60 Kopeken. Die „Iswestija" ist das einzige Organ, dem man nachsagen kann, daß es gut redigiert sei und täglich eine Fülle interessanten Stoffes bringe; aber auch sie leidet, wie ihre Ableger in der Provinz, die oft zu sehr den persönlichen Interessen gewisser Rätegruppen dienen müssen, an einem Ballast von offiziellen Bekanntmachungen. Die Moskauer „Iswestija" ist zurzeit die umfangreichste aller russischen Zeitungen; dafür verzeichnet sie aber auch eine stattliche Unterbilanz, die sich angeblich auf anderthalb Millionen Rubel im Monat beläuft. Ihr Zwillingsblatt, die „Prawda", hatte noch im Juli 1918 eine Tagesauflage von 80000 Exemplaren, diese Auflage ist aber infolge der Entvölkerung Moskaus und der zunehmenden Interesselosigkeit des Publikums für die Meinungen und Nachrichten der Rätepresse stark zurückgegangen. Nun sind nur noch zwei führende Typen von Blättern übriggeblieben: der Iswestija-Typ der großen, politischen Zeitung auf der einen Seite, auf der anderen Seite der Typ des Blattes für die breiten, ungebildeten Volksmassen, wie ihn „Bjednota" und „Kommunar" vertreten. Auf dem Journalistenkongreß trat *Steklow* dafür ein, aus der Not eine Tugend zu machen, d. h. sowohl in den Hauptstädten wie in der Provinz diese beiden Typen bewußt herauszubilden und die Zwischenformen verschwinden zu lassen. Vielleicht zeigt sich in diesem Verfahren wirklich der Weg zu einer grundsätzlichen Neugestaltung des russischen Zeitungswesens. Durch den Wortlaut der Räteverfassung ist ja die „Abhängigkeit der Presse vom Kapital" beseitigt worden, so daß die Zeitungen prinzipiell keine Möglichkeit mehr haben, die Sprachorgane miteinander kämpfender Interessengruppen zu sein. Das „Kapital" war jedenfalls auf die Vielgestaltigkeit der Presse im alten Rußland

mit ihren zahlreichen vorübergehenden Neugründungen nicht ohne Einfluß. Um aber Oberflächlichkeit, Unwahrhaftigkeit und Ratlosigkeit aus der öffentlichen Meinung ganz zu entfernen, dazu gehört mehr als nur die Beseitigung des Kapitals hinter den Blättern. Es gehört dazu selbst in einem kommunistischen Staat eine sehr glückliche Atmosphäre.

Wie aus Äußerungen von Regierungsmitgliedern auf dem genannten Kongreß hervorging, hat die Räteregierung das entschiedene Bestreben, in ihrer nun einmal begonnenen Revolutionierung des Zeitungswesens nicht stehenzubleiben. Man plant die Gründung von Journalistenschulen in Petersburg und Moskau, in denen junge Leute aus dem Arbeiterstand zu Trägern der neuen Aufgabe herangebildet werden sollen. Man hat außerdem die Bildung einer zentralen Informationsstelle für die gesamte Presse vorgeschlagen. Und schon vor Monaten hatte man durch die Gründung der „Russischen Telegraphenagentur", die unter dem Namen „Rosta" an die Stelle der verflossenen „Petersburger Telegraphenagentur" getreten ist, mit einer umfassenden Neugestaltung des telegraphischen Nachrichtendienstes in bolschewistischem Sinne den Anfang gemacht. Die „*Rosta*" ist in ihrer ganzen Anlage als ein Agitationsinstrument ersten Ranges gedacht. Die Meldungen dieses Bureaus genießen in der jetzigen russischen Presse dasselbe Monopol wie einst die bekannten halbamtlichen Agenturen. Die Tendenz dieser Meldungen tritt in der russischen Presse offen zutage; für den Gebrauch des Auslandes befleißigte man sich natürlich einer vorsichtigeren Stilisierung und Auswahl. Die „Rosta" gründete im vorigen Herbst eine Niederlassung in Berlin, die anscheinend mit beträchtlichen Mitteln ausgerüstet war. Ihr Hauptbureau in Moskau verfügt über einen nicht geringen Stab von Mitarbeitern, unter denen sich auch Ausländer befinden; ihr gesamter technischer Apparat war für den Anschluß an das internationale Nachrichtenwesen vorbereitet. Für die nichtrussische Presse, soweit sie nicht über eigene Korrespondenten in Rußland verfügte, bestand natürlich ein großes Bedürfnis nach

Meldungen aus Rußland, also auch ein großer Anreiz, sich der „Rosta"-telegramme zu bedienen. Die Einstellung des Betriebes der „Rosta" in Berlin und in anderen europäischen Hauptstädten, eine Folge der über die Räterepublik verhängten Weltblockade, brachte fürs erste den Versuch der Annäherung zum Scheitern. Die zurzeit gegen den Bolschewismus stillschweigend verbündeten Regierungen haben ihre alten Agenturen in der Art von „Havas" und „Reuter", die nichts als das andere Extrem der „Rosta" darstellen, noch ganz in der Hand. Und die hochkapitalistischen Zeitungstrusts, die in Frankreich, England und Amerika die öffentliche Meinung kontrollieren, unterschlagen lieber ihren Lesern überhaupt alle Nachrichten aus Rußland, ehe sie sich entschließen würden, sie mit den der Räteregierung genehmen Darstellungen bekannt zu machen.

Hoch über dem Gewimmel der Volksmassen gehen die breiten elektrischen Wellen durch den Äther. Dieselbe Antenne, die einst in den Nächten der russischen Revolution die Aufrufe „An Alle, an Alle, an Alle" heraussandte, steht sendend und empfangend heute noch mit den Antennen anderer hoher dünner Masten in allen Ländern in Verbindung. Aber die Öffentlichkeit trägt ihr Ohr nicht höher als fünf Fuß über dem Boden; dieses Ohr ist nicht fein genug, die leisen Rhythmen in sich aufzunehmen, die ihm die Botschaften ferner Hirne melden. Dem Zeitungleser in der Ferne sind jene einsamen und streng bewachten Stationen noch heute als ob sie nicht da wären.

Die Rote Armee

Die alte russische Armee ist als eine der gewaltigsten Massenformationen in den Weltkrieg hineingegangen. Sie war, aus allen Teilen des Zarenreiches zusammengezogen, eine Maschine von vielleicht fünfzehn Millionen Mann, schwerfällig, aber furchtbar in ihrem Gewicht zu-

sammengehalten von einem Geiste, der durch den mandschurischen Krieg zwar einmal der Erschütterung ausgesetzt gewesen, aber scheinbar nicht gebrochen worden war. Wer jemals die Garnisonen dieser Armee und ihre Kasernen im Frieden gesehen hat, der kannte den Riesenmaßstab dieses Heeres, dessen Disziplin bei aller autokratischen Rauheit ihrer Handhabung doch in ihrem psychologischen Zuschnitt und in der Einfachheit der Didaktik dem Massencharakter des russischen Soldaten in einer bewundernswerten Weise Rechnung trug. Der bureaukratische Drill des Offizierkorps und die Vorzugsstellung gewisser Divisionen gab diesem Zusammenhalt eine scheinbare große Festigkeit. Die jähe und vollständige Zersetzung dieser Armee gehört zu den ergreifendsten Erscheinungen der Zeit des Weltkrieges und der Revolutionen. Aber auch die ersten Anzeichen des Wiederaufbaues dieser Armee gehören zu dem Interessanten. Die freiwilligen russischen Heeresabteilungen, die gegenwärtig unter den mit der internationalen Konterrevolution verbündeten Generälen Denikin, Krasnow, Judenitsch gegen die Sowjetrepublik kämpfen, gehören zu der wiedererstehenden russischen Armee ebenso wie die Rote Armee des Kriegskommissars Trotzki, die zwar ein Kind des neuen Geistes, aber doch von demselben Blute ist.

Die Agitatoren, die einst an der Auflösung arbeiteten, behaupten, die Armee sei für das Bürgertum ein Mittel des Kampfes für die Teilung der Welt und zugleich ein Mittel des Kampfes gegen die arbeitenden Klassen. Die Macht des Bürgertums über sie beruhe auf dem aus Adligen und Bürgerlichen bestehenden Offizierkorps und auf der geistigen Abstumpfung des Soldaten in der Kaserne. Jede Armee sei eigentlich zwei Armeen, eine weiße und eine rote, sie enthalte, vermischt mit den Waffenträgern des Bürgertums, die Waffenträger des Proletariats. Sobald der politische Gedanke in die Armeen eindringe, vollziehe sich die Trennung zwischen beiden wie nach einem chemischen Gesetz.

Die Agitation im russischen Heer fiel auf einen Boden, wie er in keiner anderen Nation der Welt vorhanden war. Das zeigte sich an den viehischen Offiziersmorden in Helsingfors, Petersburg und Sebastopol. Be-

reits in den ersten Wochen der Revolution trat in den Hauptstädten eine aus wildernden Soldaten und bewaffneten Fabrikarbeitern gemischte Rote Garde hervor, die die Städte zu verprügeln begann. Weder die heroischen Anstrengungen der unter *Kerenski* aufgestellten Frauenbataillone und der sogenannten Todesbataillone noch auch der berühmte Marsch der von *Kornilow* befehligten Georgsritter und Frontregimenter nach Petersburg, und das von *Kaledin* geführte Aufgebot der Kosaken hemmte die Ausbreitung der Roten Garde und den rapiden Zerfall der alten Verbände. Der Krieg wurde durch den Zusammenbruch der Armee beendet, und selbst jene auserwählten patriotischen Formationen bestanden bald nicht mehr. Sibirien und die Ukraine haben sich gegen die Sowjetrepublik abgesperrt, aber selbst in Sibirien mußten die alten Mannschaften radikal durch frisch mobilisierte ersetzt werden; in der Ukraine, im Dongebiet und in der Krim blieben eine Zeitlang nur Regimenter von Offizieren übrig. Die Auflösung war besiegelt, nachdem einmal die Losungen des Klassenkampfes und der Selbständigkeit der Nationalitäten Fuß gefaßt hatten. Die älteren Jahrgänge verließen die Truppe, die jüngeren führten den kleinen Krieg gegen die Konterrevolution. Es schien undenkbar, daß aus diesem Chaos von fliegenden Abteilungen, von lettischen, polnischen, ukrainischen, weißrussischen und mohammedanischen Einheiten, die sich auf dem Boden Rußlands umhertrieben, jemals wieder etwas wie eine einheitliche russische Armee entstehen könne. Dennoch macht sich bereits ein Regenerationsprozeß bemerkbar. Und daß das rascher geschieht als es selbst kühne Propheten vorhergesagt haben würden, liegt wohl gerade in den Ursachen, die anfangs den Zerfall der alten Armee beschleunigten, nämlich in dem fortschreitenden Zerfall des Wirtschaftslebens, im Stillstehen der Fabriken, in der Arbeitslosigkeit, in den Folgen des Raubbaues, der allerwärts in Rußland mit den Gütern des Nationalreichtums getrieben wird, und schließlich in den unhaltbaren politischen Gesamtverhältnissen des Landes, das nach der Form des Bundesstaates hinstrebt, aber zu dieser Form offenbar nur durch die Gewalt der Waffen um-

geschaffen werden kann. Lebt die Rote Armee von dem Ideal der Weltrevolution, so die Weiße Armee von der Idee der Einheit Rußlands. Beide Ideen drücken im Grunde dasselbe aus und dienen bereits der Regeneration.

In der Zeit von anderthalb Jahren ist die russische Armee aus den Händen bureaukratischer Kriegsminister in die Hände des industriellen Organisators und Industriellen Gutschkow, des Advokaten Kerenski, des Intriganten Sawinkow, des aufgeklärten Offiziers Werchowski, des pazifistischen Fähnrichs Krylenko und schließlich in die Hände des Agitators Trotzki übergegangen. Über die Größe und die Zusammensetzung der eigentlichen Roten Armee hatte vielleicht im Anfang selbst der damalige Kriegskommissar nur eine ungefähre Vorstellung. Genug, daß Soldaten, Abenteurer immer vorhanden waren, daß sie marschierte, bald den Deutschen, bald den „Weißen" Gefechte lieferte, Städte, Dörfer und Demarkationslinien besetzte, Kontributionen einzog und die Fronten hielt, die allmählich um das Gebiet der Räterepublik den Gürtel bildeten. An der Wolga und im Murmangebiet, am Don, in Astrachan, im Kaukasus und in Turkestan schützte allmählich eine Rote Armee die Interessen der Räterepublik gegen einen an Zahl ständig wachsenden Gegner, wobei es natürlich ohne Rückzüge und andere kleine Katastrophen nicht abging. Aber dieser große elastische Bogen wurde nirgends vom Feinde durchstoßen. Eine Zeitlang bildeten lettische und internationale, aus Kriegsgefangenen bestehende Freiwilligenregimenter den Kern der Roten Armee. Sogar einige hundert von jenen chinesischen Kulis, die die russische Regierung zu den Zeiten Chwostows nach Rußland kommen ließ, um sie bei Bahnbauten und Festungsanlagen in Finnland, in den Gruben des Ural und auf den großen Gütern in Südrußland zu beschäftigen, haben unter der kommunistischen Fahne Dienst genommen und bilden die Leibwache Lenins im Kreml. Die Anführer der Fronttruppen waren Condottieri wie der „blutige" Murawjew, ein ehemaliger Gendarmerieoffizier, der im vorigen Juli bei dem Versuch, mit seinen Leuten zum Feinde überzugehen, niedergeschossen wurde,

oder wie die von gemeinen Soldaten zu Obersten aufgestiegenen Lettenführer *Lazis* und *Wazeitis*. Ehemalige Journalisten, Kontorangestellte oder Unteroffiziere führten Divisionen, daneben gab es viele Kriegskommissare und eine Menge von sogenannten Spezialisten, einstige Offiziere, die unter einer peinlichen Kontrolle der Frontpolizei als Instruktoren der Kavallerie, als Artilleristen, Ingenieure oder in den Stäben ihrem gewohnten Soldatenhandwerk nachgingen, weil sie einfach zu nichts anderem tauglich waren. Neben den geschlossenen Regimentern der Letten, den Bataillonen der polnischen Kommunisten, den aus Deutschen, Österreichern, Ungarn, Finnen, Koreanern und Chinesen bestehenden Fremdenregimentern gab es junge Regimenter von Fabrikarbeitern aus Petersburg, Moskau oder Iwanowo-Wosnessensk, fliegende Matrosenabteilungen, Banden von „Barfüßern", die aus Lust am Morden und Plündern mitzogen und die ihnen übertragenen Frontabschnitte nur halten konnten, weil es auf der Seite des Gegners nicht besser aussah als bei ihnen selber.

Es ist ein starker Beweis für den staatsmännischen Weitblick Lenins, daß er nach dem Abschluß des Brester Friedens keinen anderen als den von seinen Gegnern als unfruchtbaren Rabulisten verschrienen *Trotzki* die Leitung des Kriegskommissariates übernehmen ließ. Dieser Mann war freilich nie Soldat gewesen, seine Begeisterung für das militärische Fach war vielleicht nicht älteren Datums als seine Bekanntschaft mit den Generalen des siegreichen Gegners auf dem Boden von Brest-Litowsk; seine Kenntnis von militärischen Dingen beschränkte sich anfangs auf gewisse Schriften von Rüstow, Engels und Jaurès. Aber Trotzki hat Ideen, darunter offenbar die ehrgeizigste, der Scharnhorst des russischen Heeres zu werden. Noch auf dem Rätekongreß im Juli dieses Jahres erklärte Lenin in einer Rede, mit der er dem Kriegseifer der Sozialrevolutionäre scharf entgegentrat und die Welt über seine wahren Absichten vorzüglich zu täuschen verstand: „Gegen die imperialistischen Feinde will und wird unser Volk nicht kämpfen. Neunundneunzig von hundert russischen Soldaten wissen,

welche unerhörten Leiden ein Krieg kostet. Sie wissen, daß unerhörte Anstrengungen nötig wären, um den Krieg auf eine neue Grundlage zu stellen." Die Berichte aber, die Trotzki bereits damals dem Zentralen Vollzugsausschuß und den Rätekongressen vorgelegt hatte, atmen einen anderen Geist. Sie verschleiern keineswegs die Schwierigkeiten des Wiederaufbaues einer Armee, die dieser Agitator nicht müde wurde, als die dringendste Frage des Augenblicks hinzustellen. Aber auch jeder dieser Berichte ist geladen mit neuen Vorschlägen, neuen Feststellungen erreichter Fortschritte, neuen Energien eines unbezähmbaren Optimismus. Trotzki verschwand eine Zeitlang aus dem aktuellen politischen Leben; nur noch selten sah man ihn seinem Auto vor dem Kriegskommissariat entsteigen, die ewige Mappe unterm Arm, ein grünes Plüschhütchen auf dem Kopf, das an Sozialistenkongresse und Kaffeehausdiskussionen in der Schweiz erinnerte. Er lernte fliegen, was ihm von den in Moskau verbreiteten mündlichen Zeitungen selbstverständlich als ein Versuch ausgelegt wurde, sich auf die Flucht vor dem sicheren Galgen vorzubereiten, reiste wochenlang an den Fronten umher, unterzeichnete in seinem Eisenbahnzug die terroristischen Dekrete des Kriegs-Revolutionstribunals, hetzte seine Meute von Detektiven auf alle Symptome von Sabotage, Meuterei und Verrat an der Front. Seine Hauptsorge galt der Reorganisation des Mobilmachungswesens, der Aufstellung eines gut funktionierenden Verpflegungsapparates, der Beschaffung von Munition, vor allem aber der Agitation, die nicht nur in den Kasernen den öden Drill des alten Systems ersetzen, sondern den Rätetruppen auch im Felde neben Flinten und Kanonen als Waffe dienen mußte, um den Feind zu lähmen. Die Kasernen und die mobilen Truppenteile bekamen ihre Klubs mit politischen Vorträgen und Unterhaltungen; die Zentralen in Moskau und Petersburg druckten Aufrufe und Handzettel in Menge, die von Fliegern über die feindlichen Stellungen hinabgeworfen, von Patrouillen an die Bäume vor den Schützengräben des Gegners angeheftet wurden. Daneben arbeitete Trotzki, zuerst vorsichtig, schließlich immer offener und in Übereinstimmung mit den

Wünschen der Soldaten, gegen die Alleinherrschaft demagogischer Frontkommissare, die in ihrer Eifersucht den „Spezialisten" die Arbeit unmöglich zu machen drohten. Er schritt zugleich zur Bildung eines neuen, proletarischen Offizierstandes, eröffnete vor allem militärische Ausbildungskurse für intelligente Arbeiter, die er als die gegebenen Führer der aus Bauern bestehenden Soldatenmassen bezeichnete; auch scheute er sich gar nicht, die abgeschaffte Sitte der Verleihung von Ehrenzeichen wieder einzuführen. Nachdem eine Zeitlang in der offiziellen Presse unverfänglich auf die Nützlichkeit der Gründung eines revolutionären Ordens hingewiesen worden war, ließ er dem Zentralen Vollzugsausschuß die Gründung des „Ordens der Roten Fahne" vorschlagen, und dieser Vorschlag wurde ebenso einstimmig angenommen, wie die Verleihung des ersten Exemplares dieser Auszeichnung an einen bolschewistischen Führer, der sich mit seiner fast waffenlosen Truppe von Turkestan mitten durch die Reihen des Gegners bis an die Wolga durchgeschlagen hatte. Der Träger dieser ersten Auszeichnung der Sowjetrepublik ist übrigens ein früherer einfacher Soldat und führt den Namen Blücher.

Die Zweckmäßigkeit aller dieser Maßnahmen erwies sich am Erfolg. Seit Trotzki gibt es wieder etwas wie eine reguläre russische Armee. Ihr Bestand wird zurzeit niedrig auf 300 000 Mann beziffert. Einige 100 000 Mann „Irreguläre" kommen hinzu. Diese Armee hat immerhin Leistungen zu verzeichnen, wie die Wiedereinnahme der ganzen Wolgalinie, den Vormarsch durch Astrachan, den Widerstand der Rätetruppen gegen die „Truppen der Londoner und Pariser Börse" im Murmangebiet (mit der Gefangennahme von einigen Dutzend Engländern, die seitdem in Wologda zu Agitatoren ausgebildet werden), den jetzigen Aufmarsch der regulären Truppen gegen die Ostseeprovinzen, gegen Polen und die Ukraine. Im Innern des Landes bekämpften die örtlichen Kriegskommissariate eine Reihe kleiner Aufstände; in den Städten bildeten sie die Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen mit der Waffe aus. Die Diplomatie des Rates der Volkskommissare verlängerte unterdessen die „Atempause" der Republik durch ihre eigen-

tümliche Doppelpolitik der Herausforderung und der Nachgiebigkeit gegen Deutschland sowohl wie gegen die Entente. Hierzu gehörten allerlei geheime Versuche, die darauf zielten, den sinkenden Kriegswillen der beiden feindlichen Koalitionen wieder anzufeuern, beispielsweise bald England zum Vormarsch gegen die Türken, die damals Baku bedrohten, zu ermutigen, bald der deutschen Heeresleitung die Vorteile eines immer tieferen Vormarsches gegen die Engländer in Zentralasien mundgerecht zu machen, eine Methode, die dem Ausbruch der Weltrevolution zustatten kommen mußte.

Trotzki erstattete am 3. Oktober dem Zentralvollzugsausschuß einen Bericht, der den Plan enthielt, die Rote Armee durch Einziehung einer Reihe jüngerer Jahresklassen bis zum Frühjahr 1919 auf einen Bestand von einer Million Mann zu bringen. Gerade am 3. Oktober kam die erste Nachricht über den Zusammenbruch des bulgarischen Heeres und über den Ausbruch der Revolution in Österreich-Ungarn nach Moskau. Lenin richtete sofort an dieselbe Versammlung des Zentralvollzugsausschusses ein Schreiben, in dem er forderte, die Rote Armee sobald wie möglich auf die Stärke von nicht weniger als drei Millionen Mann zu bringen, um dann gemeinsam mit den revolutionären Arbeitern der mitteleuropäischen Länder den imperialistischen Heeren der Entente entgegen zu treten.

Moskau bekam zum erstenmal in der Roten Woche anfangs November die neuen Regimenter der Roten Armee zu sehen; geschlossene wohlgeordnete Formationen in sauberen Mänteln und neuen Pelzmützen oder Käppis mit dem roten fünfzackigen Stern; Reiterei in den alten, bunten, durch rote Bänder geschmückten Husarenuniformen auf tadellosen Pferden, Abteilungen von Offizierschülern mit Musikkapelle und Fahne an der Spitze. Es lohnte sich, diesen Denkmalsenthüllungen und militärischen Schauspielen beizuwohnen, besonders der Eidesleistung der Offizierschüler und jungen Maschinengewehrführer am 9. November vor dem Großen Theater, wo alte Obersten mit gesenktem Degen, das Georgsbändchen auf der Brust, vor ihren Truppen an

dem jüdischen Kriegskommissar im Zeremonialmarsch vorbeidefilierten. Trotzki hielt eine Ansprache, die mit einem Hoch auf die Offiziere endete; er selber stand, im langen erdbraunen Soldatenmantel, mit schwarzer Ledermütze und hohen Stiefeln, aufrecht und gebietend da wie ein General, hinter ihm die roten Fahnen. Unmittelbar nach dieser Parade begab sich Trotzki auf die Tribüne des Rätekongresses und hielt eine Rede, die bejubelt wurde, weil in ihr der Satz vorkam: „Während die deutsche Armee täglich schlechter wird, wird die Rote Armee, die noch vor einem halben Jahr nur aus Banden von Parteiläufern bestand, täglich besser." In dem Budget der Republik für das Halbjahr 1918/19, das dann Mitte November aufgestellt wurde, stehen die Ausgaben des Kriegskommissariats an erster Stelle mit neuneinhalb Milliarden Rubel gegen 3,7 Milliarden im vorhergehenden Halbjahr.

Die Ablenkung alles öffentlichen Interesses auf die Armee und der Gedanke, tatsächlich bis zum Frühjahr eine Heeresmacht aufzustellen, die an die Zeiten des alten Militarismus erinnert, mag unter den augenblicklichen schweren wirtschaftlichen und politischen Nöten der Sowjetrepublik als der letzte Ausweg erscheinen. Freilich stehen einer allgemeinen Wehrpflicht, die das Recht, die Revolution mit der Waffe zu verteidigen, nur den Proletariern zuerkennt, die Bürgerlichen dagegen nur als Soldaten zweiter Klasse in Arbeitsbataillonen verwenden will, große praktische Hindernisse entgegen. Als das schwierigste Problem erscheint daneben die Munitionsversorgung und die Wiederherstellung der Verkehrsmittel nach strategischen Erfordernissen. Andererseits gibt es im Gebiet der Sowjetrepublik noch mindestens 30000 Offiziere des früheren Heeres, denen der Eintritt in die Rote Armee nun befohlen wird, nachdem die Offiziersfrage grundsätzlich entschieden worden ist. Moskauer Zeitungen veröffentlichten dieser Tage Inserate, worin ehemalige Offiziere, denen der Wiederaufbau der Kavallerie am Herzen liege, gebeten werden, sich zu melden. Je mehr indessen die Rote Armee sich vergrößert, desto mehr konterrevolutionäre Elemente muß sie in sich aufnehmen, desto geringer wird

auch die Gewähr, daß die in der Zahl wachsende Rote Armee nicht eine in ihr latent stets vorhandene „Weiße Garde“ großzieht, jenes schweigende Kontingent von Patrioten, die darauf warten, im Ernstfalle mit den Gegnern der Sowjetrepublik gemeinsame Sache zu machen. Viele von ihnen haben schon bei ihrem Eintritt in die roten Regimenter nichts anderes im Auge. Zweifellos wird sich die Haltung der Roten Armee immer nach den Aufgaben richten, die ihr von Fall zu Fall gesetzt werden.

Es ist nicht besonders wahrscheinlich, daß die drei Millionen Lenins bis zum Frühjahr 1919 zusammenkommen. Auch ist damit zu rechnen, daß eine rote Millionenarmee, selbst wenn es gelänge, sie aufzustellen, entweder bald aufs neue und von innen heraus beginnen müßte sich aufzulösen, oder daß sie, wegen technischer Mängel und fehlender innerer Einheitlichkeit, von einem besser ausgerüsteten, wenn auch an Zahl schwächeren Gegner geschlagen werde. Aber es kann auch anders kommen. Und vielleicht beruhen auf dieser Möglichkeit die Berechnungen Trotzkis. Die russischen Heere fechten im eigenen Lande. Vielleicht werden die Regierungen der Entente, so dringend sie auch wünschen mögen, den Quell der Weltrevolution zu verstopfen und nebenbei ihre sehr beträchtlichen ökonomischen Forderungen an Rußland sicherzustellen, durch Gründe ihrer inneren Politik genötigt sein, fürs erste auf militärische Eingriffe in Rußland zu verzichten. Dann hat die Rote Armee allerdings Zeit, sich zu festigen und in den Händen der russischen Räteregierung eine ganz andere Waffe zu werden als ein paar tausend Agitatoren, die bisher nach Polen, in die Ukraine, in die Ostseeprovinzen, nach Österreich, Deutschland oder auch nach Zentralasien entsandt wurden. Diese Rote Armee, die Hoffnung der von der Entente Unterdrückten, würde sich zweifellos durch fremde Elemente auch weiterhin nicht unerheblich verstärken. Sie würde versuchen, den revolutionären Minderheiten außerhalb Rußlands zu Hilfe zu kommen und endlich am Rhein oder auch am Ärmelkanal, in den Alpen oder auch am Mittelmeer, mit den von einer kosakischen Diktatur des Proletariats über-

zogenen Ländern hinter sich, den Heeren des Weltkapitalismus die Zähne zeigen. Auf die Gefahr hin, die Revolution im eigenen Lande herauszufordern, wird die Entente allerdings einer solchen Entwickelung der Dinge zuvorzukommen trachten.

In gewissem Sinne ist das Schicksal der russischen Armee das Schicksal aller Armeen der alten imperialistischen Großmächte. Der Einwand, daß die krankhafte Umwandlung großer Armeen in solchem Maßstabe nur die Folge der militärischen Niederlage sein könne, hat keine unbedingte Gültigkeit. Denn es handelt sich bei der Zersetzung nicht allein um die psychologischen Rückwirkungen des überlangen Krieges. In den siegreichen Ländern, und gerade in diesen besteht die Wahrscheinlichkeit, daß sich die Entlassung der Mannschaften immer wieder hinausziehe, da immer neue Besetzungen nötig werden, um sogenannte Pfänder festzuhalten und den Gefahren neuer Feldzüge vorzubeugen. Da alle alten Regierungen ihren Völkern Siegesfrüchte versprochen haben, die sie nicht ernten können und Schwierigkeiten verschwiegen haben, die sich nur durch immer neue Opfer überwinden lassen, so wirkt neben der Zahl der Toten und Verstümmelten, in denen sich die unwiederbringlichen Verluste ausdrücken, die Zahl der Mannschaften, die nicht heimkehren dürfen, mit steigendem Druck auf schließliche Veränderungen in den Völkern.

Die gefesselte Stadt

Das Mittelalter über diesen pyramidenförmigen Türmen, den Schwalbenschwanzmauern des Kreml, dem Wald der Kirchen, ist geblieben. Nur einige dieser alten Mauern sind von Kanonenkugeln wie von Sturmböcken durchstoßen; nur einige dieser schlanken, funkelnden Kreuze auf den Türmen stehen schief. Der Asphalt der Straßen ist wie aufgepflügt. Große Reklametafeln auf den Dächern der Geschäfts-

häuser hängen da wie gestrandete Flugzeuge. Einige zehntausend Fensterputzer und Glaser, Tischler und Gärtner wären wohl nötig, um jenes alte Moskau wiederherzustellen, das wir vor dem Kriege kannten, Stadt mit leicht gebogenen hügeligen Straßen voll von Waren hinter glänzenden Scheiben, Plätze mit wuchtigen Denkmälern, Parks in eisernen Zäunen. Zehntausend Schneider, Schuster und Friseure hätten wohl alle Hände voll zu tun, um dem Volk dieser Stadt jenes wohllebige Aussehen wiederzugeben, das es einst mit den Bewohnern aller Städte des alten, guten Europa gemein hatte, und einige zehntausend Küchen mit ihren Öfen und Kasserolen müßten sich auf ihren Beruf besinnen, müßten brozeln und backen, quirlen und kochen, um auf den asketisch und gedankenvoll gewordenen Gesichtern jenen fetten Glanz wiederzuerwecken, der einmal der besondere Stolz dieser russischen Hauptstadt war. Jetzt sind diese Straßen ein wenig öde geworden trotz ihrer vielen Fußgänger auf den Bürgersteigen. Hoftore stehen offen und zeigen verwilderte Gärten, verstaubte Häuser, von Gestrüpp umwaldet, zeigen ländliche Höfe mit eingerostetem Fuhrwerk, leere Ställe. Mit Arabesken überhangene Paläste, scharfkantige neue Steingebäude, fünf Stockwerk hoch, sind pockennarbig geworden von den Spuren der Straßenkämpfe, bei denen sich die Streuung der Maschinengewehre, die milde Durchschlagskraft leichter Artilleriegeschosse, die Laune der Flintenkugeln an Haustüren und Dachkändeln, an Zierfiguren und Fenstersimsen verewigte. Die ganze Breite einstiger Staatsgebäude, die im Giebelfeld noch den kaiserlichen Adler tragen, ist in der Höhe der Augen mit Plakaten, Aufrufen, Dekreten, beschriebenen, halb abgerissenen und mit Kot bespritzten Papieren dick beklebt. In Spiegelscheiben sitzen runde Löcher, umstrahlt von Sprüngen. An den Boulevards stehen geschwärzte Hausruinen. Nur die vielen kleinen Kirchen mit ihren längst schadhaft gewesenen pagodenförmigen Türmen stehen unberührt, in ihre engen Gitter zurückgezogen. Über der weit sichtbaren goldenen Kuppel der Erlöserkirche funkeln herrlich wie je in tiefen Nächten die Sternbilder.

Noch hängen die Firmentafeln an den Läden; sie zeigen gemalte Zuckerhüte, Käse und Geflügel, aber die Gewölbe sind mit Brettern zugemacht. Verhärmte Frauen verkaufen Zeitungen, klägliche Männer Gurken und Äpfel an der Straßenecke. Die Wirtshäuser sind geschlossen, wo einst die Arbeiter von ihren Baustellen, die Fuhrleute von ihren Gäulen, die Bauern vom Lärm der Märkte bei heißem Tee und kräftigen Fleischsuppen auszuruhen pflegten. Hölzerne Attrappen von Schinken, in Silberpapier gewickelten Würsten und in runde Porzellandosen gepreßtem Kaviar verhöhnen den ewigen gedämpften Hunger, der durch diese Straßen wandert. In den Wohnungen ißt man das mit Sand und Stroh vermischte Brot der Armut, dünne Kartoffelsuppen und rohe Rüben; nur noch Bündel von verstaubtem Knoblauch, von dürrem Stockfisch, bittere Preiselbeeren, gipserne Pasteten, armselige gebratene Hühnchen füllen die Schaufenster. Papyros gibt's nicht mehr. Nur Haarwasser oder Maschinenteile, Reisigbürsten und Antiquitäten erscheinen noch vollzählig, aber auch die verblichenen Waren der Buchhandlungen oder der Wäschegeschäfte sind unzugänglich, nationalisiert, hinter geschlossenen Eingängen.

Durch die Straßen Moskaus trotten noch immer die kleinen, blaugepolsterten Droschken. Ihr ärmsten, braven, abgemagerten Pferdchen! Auf die Kadaver der Pferde, die am Wege liegenbleiben, stürzen nachts die Krähen oder die Scharen wildernder Hunde, die sich wie einst die Hunde von Konstantinopel, feig und räudig wie Hyänen in den Straßen Moskaus umhertreiben. Oft aber jagen Reiter mit dem Säbel an der Seite und der Flinte auf dem Rücken mit stiebenden Hufen über das harte Pflaster; Motorräder stürmen unbekümmert daher, und in rasender Fahrt die Automobile der Revolution; Kraftwagen des Feldheeres oder enteignete Fahrzeuge geflüchteter Millionäre, auch Lastautomobile, hochbeladen mit requirierten Mehlsäcken oder Kohlköpfen, oder ledernen Stiefeln, Soldaten obendrauf, deren Gewehre wie aus einem Nadelkissen herausragen. Schwarze Automobile mit naß aufgepinselten roten Buchstaben trillern vorüber; Automobilskelette, an denen über

den Rädern nur der tropfenspeiende Motor geblieben ist, der Rest sind Holzbretter. Noch donnern zu gewissen Stunden die Elektrischen, starke, braunlackierte Wagen, mit Eisenbahngeschwindigkeit auf ihren Schienen. Die Entfernungen der Stadt sind groß, das Schuhwerk ist teuer, darum sind diese Wagen immer vollgestopft mit Menschen, die einander an den Haltestellen Gefechte liefern und roh hineindrängen in den sich immer wieder erneuernden furchtbaren Dunst, in dies grimmige, stumme Gezänk, in dies Unbehagen einer eklen Gefangenschaft. Zarte Frauen, erdhafte Bauern, Soldaten mit ihren Krücken, schwarzäugige fingernde Taschendiebe bilden Knäuel, die traubengleich mit Körben und Schirmen noch in voller Fahrt über die Trittbretter hinaushängen.

Moskau ist durchströmt von Proletariat. Niemand ahnte früher, daß das Proletariat in Rußland so zahlreich sei. Revolutionen aber scheinen Proletariat förmlich zu erzeugen. Auch Großkaufleute, Grafen, Offiziere, Staatsräte nämlich werden Proletarier; sie verarmen oder treiben Mimikry, tragen die Bauernmütze und das blaue Kragenhemd, gehen im rauhen Soldatenmantel mit bärtigen fahlen Gesichtern; alle sind einander erschreckend gleich. Aber ist Moskau jemals so schön gewesen wie in dieser Verwilderung? Es ist, als kehre alles zum Naturzustand zurück, als sei mit einem Male eine ungeheure Ebbe jenes anmaßenden menschlichen Verstandes eingetreten, der einst den Dingen ihren Rang anwies. Nur was Stein an den Straßen ist, verwittert langsamer. Alles verwittert. Jetzt lagern unter festlich strahlenden Kronleuchtern in einstigen Adelshäusern, vor kostbaren Bildern, die in goldenen Rahmen brokatene Wände zieren, mitten in der drückenden Pracht schwergetäfelter Billardzimmer proletarische Lebensmittelkomitees und schreiben hieroglyphische Befehle. In vermauerten, aufgebrochenen Kellern ergötzen sich ungetreue Hausverwalter, wildgewordene, einst mohammedanische Kaukasier, närrische Rotgardisten mit Handgranaten im Gürtel, an schwerflüssigem, uraltem Benediktiner, an Mouton Rothschild, an gelbem Burgunder, an rosinfarbenem Sekt, der einst der Stolz auf den Tischen zarischer Minister war. Noch arbeiten in den mo-

dernen Mietshäusern die mechanischen Aufzüge, aber in den höchsten Stockwerken, die sehr rasch geräumt werden mußten, hausen Soldaten. Der Minenwerfer steht auf dem Balkon neben der zierlichsten silbernen Teemaschine, und die Teetrinker hier schauen faul vor sich hinsingend über die mit Wipfeln untermischten grünen Eisendächer der Stadt. Tief da unten fahren Droschken, Elektrische, Lastwagenkarawanen auf den breiten Straßen; der Kamerad, die braune Sportmütze auf dem Kopf, schreitet da unten über die grasbewachsenen Ruinen der alten Zivilisation, mit der Flinte auf dem Rücken wie der Jäger, der seine Nahrung sucht.

Alle Menschen in Moskau haben Tollkraut gegessen. Nur die Priester in ihren weibischen Gewändern, nur die Kutscher in ihren dicken, faltig blauen Kaftanen und den drolligen kleinen Zylinderhüten, und nur die alten wohlgeschulten Glockenläuter auf ihren Türmen sind sie selbst geblieben und hüten zäh entschlossen die Pflichten ihres Standes. Die Kerzen der Kirchen brennen dunkler, aber noch immer lauscht das Volk dem kunstvollen Singen der langhaarigen Männer vor den goldenen Kirchenwänden. Noch immer spricht der Fahrgast mit dem Kutscher wie mit einem altvertrauten, wenn auch mißlaunig gewordenen Freund. Und noch immer lauschen die Christenmenschen heute, in diesem unbegreiflichen paralytischen Zustand, in dem das Geld und die Nahrung alle Kraft verloren haben, dem Läuten der Kirchenglocken mit dankbarer Vergeßlichkeit. Plötzlich klingen sie von Türmen herab, zart und fest wie die Stahlharfe, in einem launisch gebündelten Rhythmus. Stille, und abermals klirrt wie ein umgestürzter Instrumentenkasten dieses Läuten, das eigensinnig Dissonanzen festhält, so gewillt es auch scheinen mag, sich in gütige Harmonien aufzulösen. Diese Glocken, die mitten im Werktagsnachmittag erwachen, sind Herolde mythischer Festzeiten. Sie singen am Sabbathabend und am Auferstehungsmorgen, sie rufen zur Messe, sie fegen mit ihrem stolzen, zeremoniellen Dahineilen die staubigen Pfade. Sie richten mit donnernden, groben Paukenschlägen Altäre auf, sie stocken, um mit reichen Klaviaturen Heiligenbilder in

die Luft zu malen. Wiesen, Urwälder, Vogelschwärme von Glockentönen sind in der Luft, ein Schnattern, Zirpen, Prasseln, ein monotones, durch Entfernungen gedämpftes Sprudeln der Töne, das Losrennen wilder Steppenpferde mit allen Glöckchen der Troika. Ein beharrliches, schroffes Schmiedehämmern, ein kapriziöses Sichausphantasieren, ein blechernes Dengeln, ein brummendes Behaupten dunkler Worte, ein frommes Verstummen. Der düstere Tonbaldachin der Domglocken von Naumburg, das süße Klimpern englischer Landkirchen aus Efeu und wilden Rosen, die den aus Indien Heimgekehrten unwahre Märchen aus der Jugend erzählen, die klugen Rufgespräche der Glocken am Comersee, — das alles läßt sich mit diesen unbezähmbaren Glocken nicht vergleichen. In einer künftigen russischen Musik wird noch das alte Moskau läuten, werden diese Noten, die von einsamen Turmheiligen in Rostow oder Solowjezk erfunden sind, gespielt werden und die Menschen mit ihren unerschöpflichen Kindereien, mit ihrem herzzerreißenden Humor, mit ihrem mönchischen Eifer, mit ihrem samtenen Ernst durchwühlen.

Diese gefesselte Stadt, die keinen Handel mehr treibt, die müßig geht und sich entvölkert, hat kaum noch anderes zu sein als eine Sonnenuhr der Jahreszeiten. Sie ist schön im Sommer mit seiner frühen starken Morgensonne, mit seinen tiefgoldenen Abenden, mit dem Dschungel aus Laub und ungemähtem Grase vor den Mauern des Kreml, die den Feuerschein ewiger Lampen wiedergeben. Schön sind die stillen, verlassenen Straßen mit den einzelnen schweren Wipfeln gekrümmter Bäume, schön ist die spiegelnde Heiterkeit des Flusses, der mit rauschendem Wehr, im Bogen hingelegt, zwischen schrägen Wiesenstreifen mit grasenden Pferden und Kühen, zu Füßen der weißen Zarenburg dahinzieht. Badende tummeln sich schamlos, rosigsilbern, in diesem kühlen Wasser. Angler, von nichts Irdischem berührt, liegen mit ihren Kähnen quer im Flusse. Es ist schön, in der Abendkühle auf einem kleinen Balkon zu stehen, zerzauste Erlen und Gartentannen zu deinen Füßen. Vor dir, nicht fern, nicht nah, auf sanften Hügel hingebaut, leuchten

bunte Spielzeugpaläste mit dem weißen, breiten, gekrönten Schloß in der Mitte, umgeben von rötelfarbenen Türmen mit steifen, eckigen Windfahnen, eine Summe von einigen dreißig Türmen und Türmchen, braunes Gemäuer und fleischrote Wände von Zwergkirchen, schlanke, freistehende Türme mit bronzenen Helmen, steinerne Baldachine, lanzenähnliche Spitzen, untermischt mit dem dunkeln Grün der Baumgruppen und der Wälle.

In diesem stolzen Schloß liegt *Lenin* auf dem Krankenbett, aus dem Tumult des Fabrikhofes hierhergetragen. Du sahest ihn oft auf dichtbevölkerter Bühne, den kleingewachsenen Mann mit dem lächelnd nüchternen, beredten Munde, die Hände in den Hosentaschen, die listigen Augen in die Ferne gerichtet, den Tamerlan des neuen Weltgerichts. Seine Getreuen hausen um ihn her in den Wohnungen der einstigen Kavaliere und der Hofbeamten; sie sitzen vielleicht in diesem Augenblick, schmutzig, übernächtig, in ihren schwarzen Lederkleidern, mit Pistolen im Gürtel, in heißer Beratung an den silbernen Tischen, vor kristallenen Spiegeln. Es wird Nacht, draußen um das weiße Schloß beginnen die Bogenlampen zu knistern und aufzustrahlen. Dekrete werden fertig, die am nächsten Morgen in der Zeitung stehen und mit einem Schlage diese sommerliche Stadt noch stiller machen.

Drüben am anderen Ufer starren klobige Silhouetten von Fabriken mit dicken Schornsteinen, mit breit herrollenden Glaswölbungen, mit niederen Eisendächern, mit mäßig hohen Kirchentürmen von rohem Aufbau in die halbhelle Nacht, holzschnitthaft, mit Glocken, die in den Türmen ruhen wie Erbsen in der Schote.

In den Herbsttagen stehen Knaben, die Astern verkaufen, in den blaugrauen Taubenschwärmen vor dem roten Strastnoikloster am Ende der Boulevards. Die Boulevards ziehen scheckige Bänder durch die Stadt. Auf den Stühlen unter dem Laubdach sitzen blasse, stille Leute und sehen, ohne zu lächeln, von Tagesgerüchten matt bewegt, in den Schwarm der jugendlichen Menschen, die sorgenlos vorübergehen. Regen verdüstert die Fabrikviertel, denen sich ohne Übergang die Wälder und

Bäche des Landes anschließen. Im Namen des Proletariats sind Häuserblocks mit Hunderten von Wohnungen mit Bad und Speisekammern in der Mitte der Stadt diktatorisch geräumt worden, aber die Arbeiter wollen ihre engen, dunkeln Löcher, die Nähe der Fabriken nicht verlassen. Fahrten auf das Land in überfüllten Eisenbahnwagen, Regentag und Bad am kleinen Fluß im Grünen, Radfahrer auf schlammigen Landwegen. Mahlzeit im Tannengarten vor der hölzernen Sommerhütte, Heimkehr des Volks mit Säcken voll Kartoffeln und voll Pilzen auf dem Rücken. Rauschendes Hinwehen der Blätter in der niegefegten Allee, Schwärme von Zugvögeln, die den Himmel verdunkeln, tiefes Erschauern der Abende, kaltes Nachtwerden.

Mit einem Male gehen die Menschen durch herbe Morgennebel, in dicken Mänteln und ausgetretenen Galoschen, schwerfälliger. Aber die Stadt feiert nun, mit gründlicher Ironie gegen den grauen Himmel, das *Jahresfest der Revolution*, lärmend und freigebig. Handwerker klettern, knallige Transparente emporhebend, in den roten Fensterbogen des Stadtgebäudes. Großen Leinenwänden sind liegende Gestalten aufgemalt in rubensscher Fülle, mit Fruchtzweigen überschattet, mit Ähre, Sichel und Hammer in der muskeligen Hand des Mannes, grelle Lichter in düsterroten Rahmen. Allegorien von grünlicher Zersetztheit sind futuristisch an Säulenhallen aufgehängt. Blutrote Schürzen schweben über den dicken Säulen des einstigen Kaiserlichen Theaters am weiten Platz. Die Bäumchen in den Gartenanlagen davor sind kugelig beschnitten und mit silberigem Flor umhüllt; die Sträucher mit ihren nackten Gerten und den dürren Blättern, die der Herbst noch übrigließ, sind blau gefärbt. Frech und witzig schufen Künstler mit diesen Silberbäumchen und mit diesen ultramarinblauen Büschen einen hektischen Frühling, sie verwandelten durch Schnörkel aus dicken, bunten Flüssigkeiten die winterlichen, kahlen Beete in sonderbare Torten, stellten dem Volk auf phantastischen Gerüsten riesengroße Sonnenblumen auf die Straße. Hauswände sind freimaurerisch mit neuen, uralten Symbolen, mit Schwarz, mit Dunkelblau, mit Siebengestirnen, mit aufgehenden Sonnen

verhangen. Mitten auf den Plätzen stehen Tribünen, verkleidet in Pierrotstoffen, in ekstatischen Blättermustern. Man hat mit Seilen und mit Äxten vor dem ehemaligen Palast des Generalgouverneurs das Denkmal des Generals Skobelew samt allen seinen vorwärtsstürmenden eisernen Soldatenfiguren niedergerissen und aus Zement einen noch feuchten Obelisk errichtet, der eine Rednerkanzel trägt. Die Balkone des Gouverneurpalastes tragen wehende, rote Fahnen; von allen Fenstersimsen hängt in ewiger Wiederholung das unheraldische Wappen der wildesten Republik: die von der Sichel gefaßte Ähre auf runden, mennigroten, karmesinfarbenen und weißen Skythenschildern. Der Bauzaun eines unvollendeten großen Eckgebäudes nicht weit davon bietet eine Bretterfläche, die sich bis in die Nebenstraße fortsetzt; *Kandinski* mit seinen Schülern hat diese Fläche entdeckt und in Beschlag genommen. Die Maler haben Kübel voll Farbe an ihr leergemacht, sie führten ihre Pinsel und Besen mit orgiastischer Armbewegung, malten Jünglingsgestalten von elegant verschrobener Magerkeit, marschierende Gestalten, wirbelnde Räder, sprühende Kanonenschlünde, prismatisch auseinandergerissene Lichter, und über einem schwarzen Eisenleib mit glühenden Laternenaugen die Inschrift: *Die Revolution ist die Lokomotive der Geschichte.*

An der Ecke der breiten, kurzen Marktstraße des Ochotnij Rjad und der Großen Dmitrowka steht das Säulengebäude des einstigen Adelsklubs, rot wie ein Metzgerladen mit seinen Fahnen, Rosetten und Transparenten; abends glüht die gläserne Kuppel feuerrot auf diesem Gebäude, und die Säulenreihen strahlen blutig von unzähligen Glühbirnen. Die alten Marktbuden dieser Straße mußten herhalten; man hat ihre Rückseiten mit Spielkartenmustern bemalt, mit welligen Farbenbändern, mit japanischen Würfeln, mit strotzenden Tulpensträußen, mit Mustern weiß und gelb, grün und zinnoberrot, dunkelblau, hellblau und violett, so daß sie aussehen wie die Arbeiten einer kunstgewerblichen Kinderklasse. Auch die alten bescheidenen Fassaden der Kleinbürgerhäuser dahinter mit ihren verlassenen Fischhandlungen gerieten unter

diese Despotie der Farben; sie sind gelb gestrichen wie Postkutschen, rotbraun, schwarz und grün. Die niederen Häuser und Hoftore der gegenüberliegenden Straßenseite sind mit Tannenreisig verkleidet. Nur die schmale, drei Stock hohe weiße Kirche steht an der Seite des Fahrdammes ungeschmückt.

Und am siebenten November, dem Hochzeitstag der Idee und des Chaos, marschieren die Massen auf den historischen Roten Platz vor dem Kreml. Sie kommen aus allen Gegenden der Stadt in roher Ordnung. Sie kommen mit scharlachroten Kattunfahnen, auf denen weiße Buchstaben den Gruß der Revolution wiederholen, mit gestickten Bannern aus dunkelrotem Sammet, mit hölzernen Tafeln, mit papierenen Emblemen. Sie umringen Lastwagen, deren Pferde von struppigen Gestalten geführt werden, die wie die Würdenträger einer noch nicht vergessenen Zeit in echte Generalsuniformen, in grüne goldgestickte Diplomatenfräcke und weiße Hosen gekleidet sind. Auf diesen Lastwagen stehen Weiber in köstlichen uralten Nationaltrachten aus den Moskauer Museen, kauern Soldaten schauspielerisch mit gefälltem Gewehr. Frauenvereine und Fabrikpersonale marschieren, dazwischen Truppen in ihren erdbraunen Mänteln, mit zottigen Pudelmützen und blinkenden Bajonetten. Panzerautos, eckig geschnitten, hoch und schmal, von verschiedenster Konstruktion, in braungrüner Kriegsbemalung, violette Maschinengewehre. Singend strömen die Massen zusammen; der immerwährende Posaunenton der Musikkapellen von allen Seiten klebt in die Ohren die Melodie der Internationale, feierlicher Liebesgesang, näherkommend bedrückender Choral. Ozeanisches Murmeln der Zehntausende, die sich zum Hunderttausend vereinen; gurgelnde, wimmelnde, in sich bewegte Masse, über der plötzlich mit rauschenden Motoren weiße Flugzeuge erscheinen, die tief herniedertauchen und jäh in das türkisfarbene Blau zurückstreben. Man sieht Menschen in diesen Flugzeugen schlank aufgerichtet, weiße Blätter schneien hernieder. Tausend Hände zappeln in die Höhe, um diese Blätter aufzufangen, die, vom Windschlag der Hände getroffen, nochmals emporschweben ehe sie im Gewühl zerknittert und verschlun-

gen werden. In schmalem Zuge kommen Matrosen daher in schwarzen Uniformen, mit goldenen Namen verlorener Schiffe auf der Mütze, kommen die Mannschaften und die Weiber der gefürchteten Außerordentlichen Kommission in neuen Paradeanzügen aus schwarzglänzendem Leder, begleitet von Automobilen, die zu Booten umgebaut und mit buntem Musikantenvolk besetzt sind. Zwischen den Zinnen des Kreml stehen Zuschauer, Zuschauer wiegen sich auf den Baugerüsten, die die angeschossene Kirche, das von Kugelspuren zerschundene Senatsgebäude umgeben. Zu Füßen der Mauer liegt, von Stacheldrähten eingefaßt, ein schmales Rasenbeet, das Massengrab der Revolutionsopfer vor einem Jahre, mit Kränzen im Grase. Vor dem Turm hier in dieser alten Mauer fielen bei den Unruhen im vorigen Oktober Hunderte von Menschen. Er ist derselbe, vor dem einst Peter der Große stand und der Hinrichtung seiner Strelitzen zusah. Er trägt jetzt auf seinem ziegelroten Gemäuer eine Allegorie der Freiheitsgöttin, buntes, wie Porzellan glänzendes Halbrelief, und an seinen Kanten schmale Streifen aus schwarzem Tuch. Auf beiden Seiten aber, wie Flügel bis zu den Zinnen emporschlagend, sind goldene Sonnenflammen auf die Mauer hingemalt. Es scheint, als müsse sich der Turm, phantastischer Pegasus, augenblicklich gen Himmel heben. Vor ihm steht wie ein Schemel die mit rotem Tuch behangene Treppe der Redner. Von hier aus schallt die belegte, starke Stimme über die in sich bewegte, immer noch vom fernen Gesang erfüllte Masse.

Durch die Straßen sausen Lastautos mit begeistert spazierenfahrenden Menschen, die rote Fähnchen schwingen. Truppen, untermischt mit weit ausschreitenden Frauen, marschieren den Kasernen zu. Man hat die steinernen Throne vor dem Kreml, die kubischen rotbraunen Marmorsockel vor der weißgoldenen Kathedrale von ihren ehern sitzenden Zaren leergemacht. Aber eine Schar von Genien und Verbrechern hat diese Stadt erobert; ihr plötzliches Dasein durchzittert die Atmosphäre. Die hagere Greisengestalt Tolstois erhebt sich über herbstlichen Gärten, das durchfurchte Antlitz Dostojewskis, die dicke, dunkle Büste von

Jaurès, das kalkweiße Zwillingsdenkmal von Marx und Engels. Robespierre, Figur aus kupferig bemaltem Zement, steht dozierend zwischen Bäumen vor den alten Wehrmauern des Kreml; unweit von ihm, aus steinernem Gestrüpp hervorbrechend, mit geschwungener Hand, Abbild des Mannes, der nahe dieser Stelle im Jahre 1905 den Großfürsten Sergej erlegte. Bürger machen feindselige Umwege um die vom Triumph der Plebejer erfüllten Straßen. Alle Läden sind geschlossen.

In diesen Nächten sind die Theater freigegeben. Sie spielen dem Volk phantastische Aufruhrszenen Verhaerenscher Gedichte, spielen, jäh aus dem Dunkel mit hysterischen Schreien und wildem Tücherschwenken gespenstischer Amoretten ins grelle Licht gezaubert, vor Kulissen aus schlichtem Pappdeckel und in simplen Kostümen aus Sackleinen, die nur in flüchtig aufgemalten Schnörkeln die Andeutung historischer Trachten geben, Momente der französischen Revolution. Barfußtänzerinnen, zwischen Kübelpalmen hervorhuschend, gaukeln einem Parkett von proletarisch in wollenes Wams und Lederjacke gekleideten Männern ihre magere slawische Grazie vor zu den Tönen Chopinscher Musik, zu Wiener Walzerklängen.

Stiller Heimgang durch die Straßen der tiefen Nacht, durch den Park, wo Dohlenschwärme laut krächzend vor dir her von Wipfel zu Wipfel flüchten. Du suchst, mein Freund, verstört und zweifelnd Robespierre unter den schwarzen, russischen Bäumen. Was ist geschehen? Die Rächer leben noch! Geisterhände haben ihn, der schon drei Tage stand, von seinem Sockel herabgestürzt, in kleine Stücke zerschlagen. Du gehst, als sammeltest du auf diesem nächtlichen Weg die Pfeile des Daseins in deinem Herzen. Vielleicht beginnt der große, erste Karneval der Weltgeschichte, vielleicht der letzte. Jubel des Unterganges, Totentanz der Anmut, anarchische Geburt eines neuen Wesens. Das Sterben alter Dinge bewegt dich grausam mit düsterem Mitleid, mit titanischen Hoffnungen. Über die Schatten des Alten ergießt sich die Orgie einer rasenden Kunst, märchenhafter Triumph der Anilinfarben. Aber das Leben, fragwürdig in jedem Schritt, ist wieder ein Dasein geworden! Das ver-

haßte Zeitalter der Geschäfte ist wahrhaftig hingemordet, das alte, feige Philisterium, jenes alleswissende Bürgertum von früher, ist von seinen eigenen Knechten erschlagen. Roh und gespenstisch bauen sich größte Entwürfe, unsichtbare Türme eines entfesselten idealen Willens in das geräumige Nichts. Das Volk taumelt, es flüchtet, um aufzuschreien, in die Kirchen, und es stürzt, im noch unvollendeten Gebet, davon, den roten Fahnen nach. Aus sausenden Automobilen grüßen Hände gen Himmel: auch der alte Herr da oben ist Bolschewik geworden.

Du nimmst Abschied an einem Abend, wo der erste schwere Schnee diese Stadt mit weißem Pelz bedeckt. Die Fahrt zum Bahnhof wirst du nicht vergessen, den Händedruck eines jener Männer, die dort im Osten bleich lächelnd wie Mondsüchtige den Kampf Europas um sich selbst entfesselt haben, diesen Händedruck des Mannes, der derb und warm ist wie der Händedruck seines Kameraden, des Chauffeurs. Der Zug steht noch ohne Maschine in dem vom feuchten Nachtwind durchheulten Bahnhof; er gleitet erst am nächsten Morgen durch graue Landschaften, die von Schüssen widerhallen. Er kommt auf halb verlassene Stationen und wagt nicht zu halten, aus Angst, von den bei ihren Feuern im kalten Winterwetter lagernden Männern gestürmt zu werden. Es sind einstige Soldaten, die gewohnt sind, in Erdhöhlen zu leben, Männer, die vier Jahre im fremden Deutschland kriegsgefangen waren, die unter starken Generalen in Reih und Glied einst auszogen und nun in Schwärmen Tag und Nacht zu dieser Stadt hinstreben in endloser, sehnsüchtiger Wanderung.

Verzeichnis

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

Alfons Paquet, In Palästina. br. M 3.—, geb. M 4.50

Mannheimer General-Anzeiger: Natur, Landschaft, Menschen, Gegenwart, Vergangenheit, Zukünftiges fluten in dem Buche zu einem Bilde des wirklichen Lebens zusammen, dem Wort und Ton Farbe, Rhythmus, Seele und Stimmung der Dichtung geben.

Frankfurter Zeitung: Allein all dieses Nacherleben der Seele Palästinas bildet nur den einen Teil des Buches; denjenigen, den wir dem Dichter Paquet verdanken. Daneben aber enthält es noch einen anderen, das Werk des Politikers und Kulturpioniers. Die vielbefehdeten, vielverspotteten Bewegungen des Zionismus wertet er gerecht und überlegen; um so bemerkenswerter ist es, daß er ihnen eine große Zukunft prophezeit. Die Zukunft Palästinas, meint er, sowohl die wirtschaftliche als in gewissem Sinne auch die der Verwaltung, gehört den Juden. Auf die Höhen weltgeschichtlicher Berechtigung emporsteigend, zeigt er, daß hier, wie auch in dem Unternehmen der Templer ein großer richtiger und fruchtbarer Kern enthalten ist, der auf Verwirklichung drängt. Mit der Wucht eines Sehers verkündet Paquet den großen Gedanken der Neubelebung Vorderasiens, genauer gesagt, die Einbeziehung Vorderasiens in den europäischen Kulturkreis.

A. Paquet, Auf Erden. Ein Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen. Gedichte. 2. Auflage. br. M 3.—, geb. M 4.50

A. Paquet, Held Namenlos. Gedichte. br. M 2.50, geb. M 4.—

Die Rheinlande: In seinen Gedichten, wo er das Reflektive abstreift und das Sinnliche frei stürmen kann, ist er nur Tatmensch. Ein Verkünder. Kein Schwärmer, kein Träumer, ein ganz Wacher, aber ein vom Rhythmus der Zeit und des Alls Besessener. In ihm ist eine wahrhaft neuartige Form des Erlebens, nicht nur das Pathos des Ausdrucks, sondern auch das Pathos der Auffassung: Allgegenwärtigkeit. Er ist der Hölderlin der Neuzeit. Wie in diesem die Abgeklärtheit der Antike, so ist in ihm das Chaos des Zeitalters der Erfindungen und Umwälzungen; wie bei Hölderlin die strenge klassische Formschönheit, so bei ihm auch in der Form, die überstürzende Hast der Gegenwart. Immerzu sind seine Augen und Ohren begierig, Reminiszenzen drängen sich zu den Bildern des Augenblicks, sie werden notiert, knapp aufgezählt, reporterhaft; die Synthese des Gedankens ergibt sich aus dem Nebeneinander von selbst — eine mechanisierte Leidenschaftlichkeit. Werktägliches, ohne Sentimentalität, nackt realistisch festgehalten, unverbrämt, allein durch die Macht der Persönlichkeit zum Gedicht gesteigert.

Mit Einführungen von A. Paquet erschienen:

Ku Hung-Ming, Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. br. M 3.—, geb. M 5.—

Alfons Petzold, Volk, mein Volk! Gedichte der Kriegszeit. br. M 1.50, geb. M 2.50

Karl Nötzel, Die Grundlagen des geistigen Rußlands. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens. Pappbd. M 5.—, geb. M 6.50

Hilfe: Hier spricht einer, der 20 Jahre in Rußland gelebt hat, und so konnte ein Buch entstehen, das uns wirklich einen Teil der russischen Volksseele enthüllt. Aus der geschichtlichen Entwicklung des russischen Volkes leitet er seine Eigenart ab. Byzantinisches Christentum, Tatarenjoch, Despotismus und Leibeigenschaft sind die Hauptfaktoren. „Der russische Intelligentengeist ist ein Geist, der durch die Einrichtungen geformt wurde, die er haßt und vernichten will, ein Geist, der die Ursache bekämpft, deren Wirkung er ist und der das natürlich nicht mehr haben will."

Karl Nötzel, Die slawische Volksseele. Pappbd. M 1.80

Inhalt: 1. Karl Nötzel, Vom einfachen russischen Volke / 2. Alexander Barwinskyj, Das ukrainische Volk in seiner Dichtung.

Literar. Zentralblatt: Mit Recht weist Nötzel darauf hin, daß wir nicht an die gebildete und zum Teil verbildete Oberschicht uns halten dürfen, wenn wir das Leben der slawischen Volksseele erkennen wollen; beim einfachen Manne finden sich klar ausgeprägt die beiden russischen Haupteigenschaften: die Gleichgültigkeit zum Leben und die Demut. In klaren Ausführungen leitet er hieraus den Gegensatz slawischer und germanischer Art ab, die berufen sind, sich glücklich zu ergänzen: der Russe als Künstler versteht es, die Erkenntnisse, die der Deutsche durch seine Verstandestätigkeit erwirbt, zum Erlebnis zu gestalten. Eine wertvolle Ergänzung gibt der Beitrag des 69jährigen ukrainischen Schriftstellers Barwinskyj, der ein lesenswertes Charakterbild des ukrainischen Volksstammes auf Grund seiner reichen Dichtung entwirft.

Stanislaw Przybyszewski, Von Polens Seele. Pappbd. M 1.80

Das neue Deutschland: Es ist eine Rhapsodie, die wir in Händen halten, eine Rhapsodie von Polens Leiden und Herrlichkeit, Vergangenheit und Weltberuf. Leider müssen wir es uns versagen, an dieser Stelle auf den Inhalt näher einzugehen. Jedenfalls versteht es der Verfasser, durch seinen Dithyrambus auf die polnische Seele, die Seele des Lesers im Tiefsten zu bewegen und ihr den eigenen Rhythmus aufzunötigen, der lange noch nachschwingt, nachdem man das Buch aus der Hand gelegt. Und damit ist vielleicht mehr getan für das Verstehen als durch bandschwere Abhandlungen.

Nikolaus Suchanoff, Die russische Linke und der Krieg. kart. M 2.50

Bohemia: Die politischen Schriften, die Diederichs unverdrossen, ehrlich, sorgfältig wählend erscheinen läßt, sind eine Notwendigkeit. Hier klaffte eine Lücke im deutschen Schrifttum. Kann es etwas Dringlicheres geben, als aus einer guten, sicheren, festen Schrift des bekannten russischen Sozialisten, besser Sozialrevolutionärs, Suchanoff zu erfahren, wie Rußland, das russische Volk zum Kriege kam, diesen Krieg mitfühlte und nun von ihm abschwenkt?

Pawel Kopal, Das Slawentum und der deutsche Geist. Problem einer Weltkultur auf Grundlage des religiösen Idealismus. br. M 4.—, geb. M 6.—

Der Verfasser vollendete gerade beim Kriegsausbruch dieses Bekenntnisbuch, das die Möglichkeit positiver Zusammenarbeit und gegenseitiger Ergänzung des germanischen und des slawischen Kulturkreises erweist und fordert. Kopal ist selbst Erbe einer langen Tradition der tschechischen Reformation, in der er ebenso fest wurzelt wie in der russischen Mystik Dostojewskis. Aber im Studium des deutschen Geistes ging ihm die Einseitigkeit der slawischen Seele auf, wie die der deutschen; beide müssen sich ergänzen, um einen vollendeten Humanismus zu schaffen und die christliche Idee in all ihren Möglichkeiten zu verwirklichen. Das Abendland wird zur Weltkultur, die methodische Klarheit und die Ausbildung der freien sittlichen Persönlichkeit, die Versittlichung und Vergeistigung aller Institutionen beitragen, das Slawentum, das in der russischen Literatur heute seine Renaissance erlebt, die grundlegende religiöse Idee der Allheit. Die Sittlichkeit Kants findet in der Allheit ihre letzte Begründung; das Allheitsmotiv kann erst durch den deutschen Idealismus fruchtbar werden.

Wladimir Solovjeff / Ausgewählte Werke

Bd. I. Die geistigen Grundlagen des Lebens / Das Geheimnis des Fortschritts / Sonntagsbriefe / Drei Gespräche. br. M 7.—, geb. M 9.—

Bd. II. Die Rechtfertigung des Guten. br. M 12.—, geb. M 14.—

Bd. III. Vorlesungen über das Gottmenschentum / Verfall der mittelalterlichen Weltanschauung / Drei Vorträge zum Andenken Dostojewskis u. a. m. (In Vorbereitung)

Kunstwart: Solovjeff ist „der“ Philosoph für viele Russen, hochgebildet, verfeinert, Asket, Moralist, Verkünder einer Art Reformorthodoxie, der er die Zukunft vorbehält, konservativ also im Geistig-Religiösen, dagegen in der Politik ein humaner Apostel, oft Oppositionist. Überaus lehrreich für das Wesen russischen Denkens, für deutschen wissenschaftlichen Geist schwer zu würdigen. Das bisher einzige deutsch erschienene Buch von ihm enthält mehrere Werke, Politisches, Sozialphilosophisches und Religionsphilosophisches umfassend; von allen hier genannten wohl das uns „fremdeste“, aber dadurch tief aufschlußreich, oft fesselnd, schön, ergreifend geschrieben.

Wladimir Solovjeff, Rußland und Europa. kart. M 1.50

Illustrierte Zeitung: Solovjeff tritt der Ansicht entgegen, daß das Russentum ein neuer höherer kulturhistorischer Typus und berufen sei, die Greisenhaftigkeit der romanisch-germanischen Zivilisation zu ersetzen. Das russische Volk ist vorwaltend rezeptiv und nachahmend. Demgemäß baut sich seine ganze Kultur auf der des Westens auf und zeigt nirgends etwas grundsätzlich Neues. Aus seinem Größenwahn und übertriebenen Nationalismus sind die slawophilen Ziele der Eroberung hervorgewachsen.



